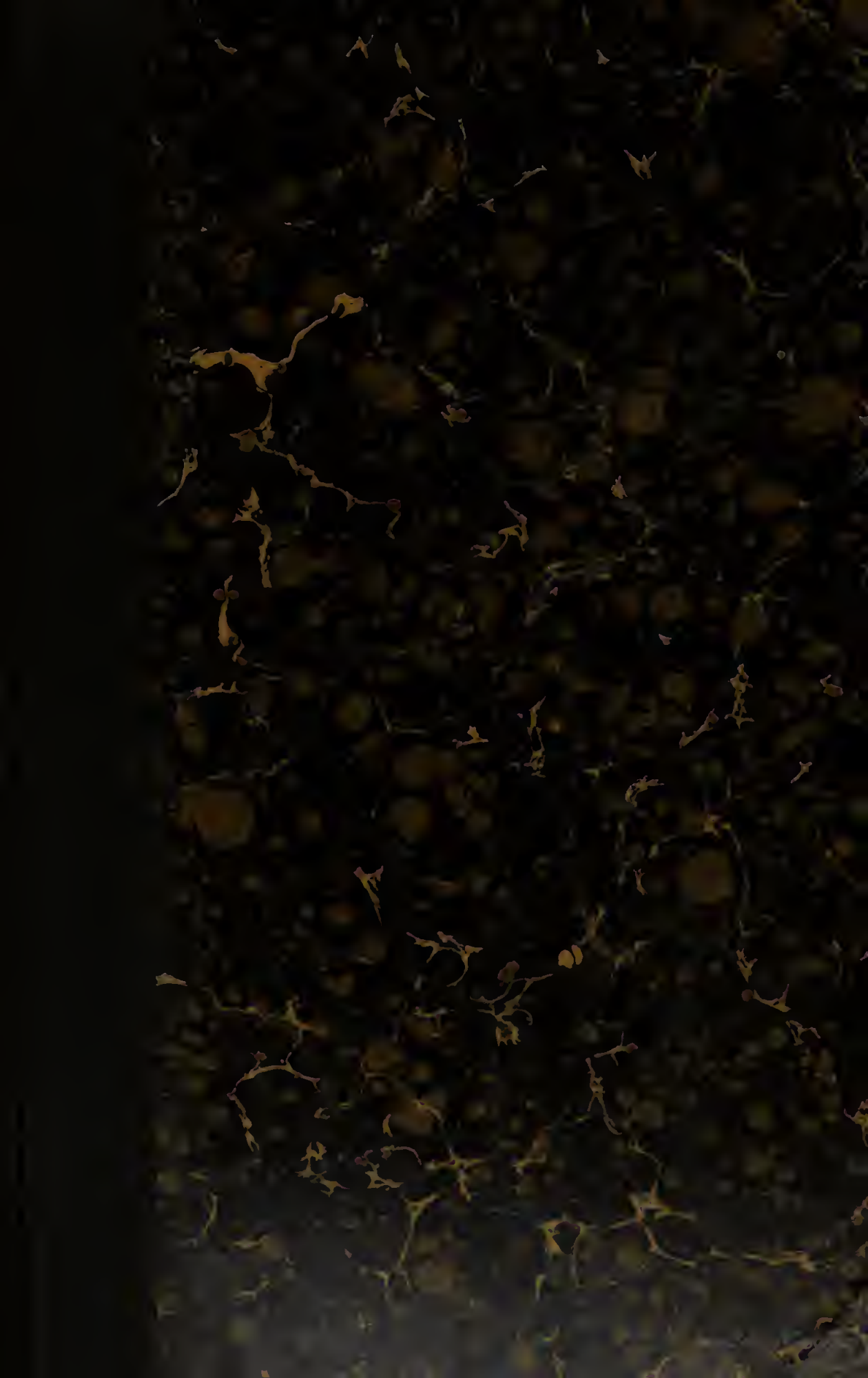
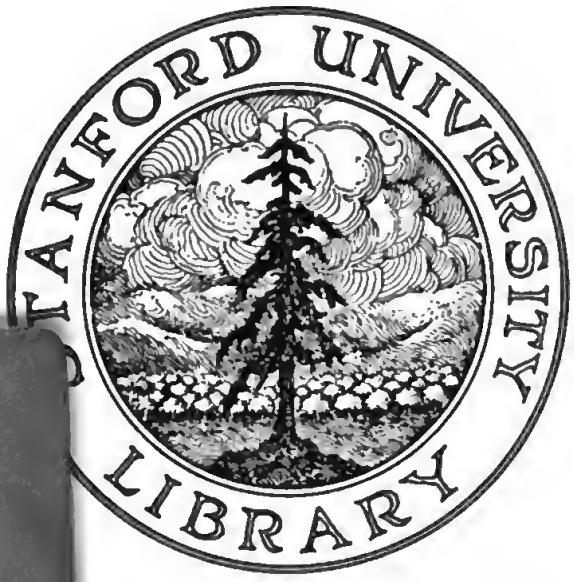



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY

3/5

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Jahrgang 1882—83.

Frankfurt am Main.
Freies Deutsches Hochstift,
1884.

STANFORD LIBRARY
FEB 27 1963

830.6
F862
1882/83

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

An die Genossen 1

Geschäftlicher Verkehr. Personalien 4 43 91 142

Oeffentliche Sitzungen.

„Rafael" (Hofrath Dr. Schäfer aus Darmstadt) 5

„Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen" (Dr. L. Holthof) . . 14

„Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts"
(Dr. Grotefend). I. 22

II. 28

„Gedächtnißrede auf Wolfgang Maximilian von Goethe" (H. Junker) 46

„Ueber das Volksschauspiel Dr. Johann Faust" (Dr. L. Holthof) 49

„Wort und Bild" (Dr. W. Jordan) 101

„Das Goethe'sche Puppentheater" (Dr. L. Holthof) 114

„Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform" (Dr. Grotefend) 124

„Die Bauer-Hofmann-Stiftung" 142

„Der Königslieutenant Graf Thorane" (Dr. Grotefend) . . . 155

„Das Tagebuch des Stadtschultheißen J. W. Textor" (Dr. L. Holthof) 159

Vorträge und Vorlesungen.

„J. J. Rousseau" (O. R. W. Bautz) 34

„Ueber die Allegorien bei Dante" (Dr. W. Jordan) 36

„Die Vererbung sowohl der körperlichen wie der geistigen Eigen-
schaften" (Prof. Dr. L. Büchner aus Darmstadt) 74

Seite

„Die Charaktere des Prinzen Don Carlos und des Königs Philipp II. bei den spanischen Dramatikern aus der klassischen Zeit der spanischen Poesie“ (Dr. L. Braunfels) 79

„Die deutschen Monatsnamen“ (Dr. Grotefend) 80

Die Ausstellung im Goethehause 92

Einsendungen 40 87 138 171

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1.

Inhalt: An die Genossen. S. 1. — I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. S. 4. — II. Oeffentliche Sitzungen. S. 4. — „Rafael". S. 5. — „Goethe im Urtheil seiner Zeitgenossen". S. 14. — „Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts". I. S. 22. II. S. 28. — III. Vorträge und Vorlesungen: „Rousseau" S. 34. — „Ueber die Allegorien bei Dante", S. 36. — IV. Einsendungen.

Hochgeehrte Genossen!

Die Verwaltung erlaubt sich, in Nachstehendem Ihnen Bericht über die Thätigkeit unserer Stiftung während der drei ersten Monate des laufenden Geschäftsjahres zu erstatten. Wie Sie aus den Mittheilungen ersehen werden, ist mit Beginn des neuen Verwaltungsjahres die durch den Sturm und den Drang der vorhergehenden Zeit vielfach gestörte wissenschaftliche Wirksamkeit wieder aufgenommen worden: die von dem Vorbereitungs-Ausschuß in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind, soweit die Verhältnisse es gestatteten, ins Leben getreten, und es haben die öffentlichen Sitzungen Anlaß gegeben, eine Reihe von wissenschaftlichen Tagesfragen zur Erörterung zu bringen. Von der Abhaltung von Lehrkursen allerdings mußte vorderhand Abstand genommen werden, da die Voraussetzungen entfielen, unter denen der auf sie bezügliche Beschluß gefaßt wurde. Mit Genugthuung darf verzeichnet werden, daß die gegebenen Anregungen allseitig mit lebhafter Theilnahme aufgenommen worden sind.

Die geplante Neuordnung der gesammten Verhältnisse unserer

Stiftung dürfte nunmehr binnen kurzer Frist ihre Erledigung finden und zur Wirklichkeit werden. Die Verwaltung hat es sich angelegen sein lassen, die Vorbereitungen hierzu möglichst zu fördern. Es sind ihren Bestrebungen auch in der jüngsten Vergangenheit die Anfeindungen nicht erspart geblieben, die seit geraumer Zeit planmäßig gegen sie gerichtet werden, und es ist namentlich von der Seite, die ihrem Bemühen sich entgegensetzt, mit einem gewissen Nachdrucke und leider nicht allerorts ohne Erfolg die verleumderische Behauptung verbreitet worden, als strebe sie, an die Stelle von erprobten alten Einrichtungen Neues zu setzen und eine Stiftung, die bisher eine allgemein deutsche gewesen sei, in eine solche mit örtlich begrenzten Sonderzwecken umzuwandeln.

Die unterzeichnete Verwaltung hat, wenn sie auch mit Bedauern infolge dieser Agitation eine Anzahl von Genossen aus der Stiftung scheiden sah, deren Namen in dem Mitgliederverzeichnisse ungern vermißt werden, es verschmäht, auf Anschuldigungen dieses Charakters auch nur mit einem Worte zu erwidern. Bedarf es doch nur einer flüchtigen Durchsicht des neuen Satzungsentwurfes, um zu erkennen, daß von einem derartigen Umsturz und einer derartigen Neuerung nicht die Rede sein kann, und zwar um so weniger, als nach dem neuen Entwurfe besonders der wissenschaftlichen Thätigkeit eine weit größere Bewegungsfreiheit eingeräumt werden soll, als es nach den alten Satzungen der Fall war.

Dagegen glaubt die Verwaltung, auf einen früheren Zeitraum zurückgreifend, an dieser Stelle ausdrücklich einen Vorwurf zurückweisen zu müssen, der gegen einen ihrer Genossen erhoben worden ist. Es ist dies die Unterstellung, wie sie sich in einer der gegen die derzeitige Verwaltung unserer Stiftung gerichteten Schmähschriften findet, als habe Herr Medicinalrath Dr. Vix in Darmstadt aus persönlichem Rachegefühl die im Juli 1882 an unsere Genossen versandte „Mittheilung" abgefaßt und veröffentlicht. Dem gegenüber erklärt die unterzeichnete Verwaltung, daß die Darlegungen, wie sie in der bezeichneten „Mittheilung" enthalten sind, nicht nur mit ihrer Auffassung völlig im Einklange stehen, sondern daß sie auch die bedingungslose und volle Verantwortung für dieselben übernimmt, und das um so rückhaltloser, als sehr viele derjenigen

Stellen, welche von dem Verfaſſer der „Offenen Briefe“ zum Zielpunkte ſeiner Schmähungen gewählt worden ſind, gar nicht von Herrn Dr. Vix herrühren, wie alle auf die wirthſchaftlichen Verhältniſſe ſich beziehenden Erörterungen und ſpeziell auch die Bemerkung zu Seite 14 der „Mittheilung“: „Trotzdem auch gewichtige Stimmen von Auswärtigen ſich dagegen erklärten.“

Mit großer Befriedigung darf die unterzeichnete Verwaltung hervorheben, daß die Theilnahme an den Beſtrebungen der Stiftung in dem neuen Verwaltungsjahre eine ſehr rege geweſen iſt, und daß die Sitzungen, die öffentlichen ſowohl wie die der Verwaltung und des Vorbereitungs-Ausſchuſſes, desgleichen die veranſtalteten Vorleſungen ſich guten Beſuches zu erfreuen hatten. Soll das Hochſtift auch nicht aus einer allgemein-deutſchen in eine örtlich Frankfurtiſche Anſtalt umgewandelt werden, ſo iſt es doch ſehr bezeichnend für die Art und Weiſe ſeiner gegenwärtigen Wirkſamkeit, daß gerade da, wo man ſeine Thätigkeit am beſten zu verfolgen in der Lage iſt, ihm immer ernſtere und größere Beachtung geſchenkt wird und lang ihm entfremdet geweſene Kräfte in immer größerer Anzahl zu ihm zurückkehren. Behörden und Körperſchaften, die ſich unſerer Stiftung gegenüber früher zurückhaltend und ablehnend verhielten, zeigen neuerdings ein Entgegenkommen, das nur willkommen geheißen werden kann, und das uns in den Stand ſetzen wird, mit der kommenden beſſern Jahreszeit unſern Genoſſen an der altgeheiligten Stätte des Goethehauſes eine Schauſtellung von Reliquien an den größten unſerer Dichter zu veranſtalten, wie ſie bisher nur ſelten geboten worden iſt.

Mögen unſere Genoſſen fortfahren, uns mit dem Vertrauen zu beehren, das ſie uns bisher zugewandt haben, und für das ihnen an dieſer Stelle herzlicher und aufrichtiger Dank geſagt ſei.

Die Verwaltung
des Freien Deutſchen Hochſtiftes.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Mit dem 11. November 1882 wurde das vierundzwanzigste Geschäftsjahr eröffnet. Während der drei ersten Monate desselben fanden 6 Verwaltungs-Sitzungen statt, und zwar am 13. und 27. November, 11. und 18. December 1882, sowie 8. und 22. Januar 1883. Der akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat dreimal zusammen, am 4. und 14. December 1882, sowie am 8. Januar. An Eingängen sind vom November 1882 bis Januar 1883 251 Nummern zu verzeichnen, denen 249 Ausgänge entgegenstehen. Aufgenommen wurden 11 neue Genossen, ihren Austritt erklärten 16 seitherige Mitglieder; der Tod entriß uns 8 Genossen:

Daniel Guido Oppenheim, Stiftsrath für 1882/83, gestorben 14. November 1882, hier.

Johann Baptist André, herzoglich anhalt. Hofpianist, gestorben 9. December 1882, Offenbach.

Prof. G. F. Howald, gestorben 19. Januar 1883, Braunschweig.

Freiherr Dr. jur. Wolfgang von Goethe, gestorben 20. Januar 1883, Leipzig.

Dr. phil. Christ. Theodor Haueisen, erster Stadtbibliothekar, gestorben 30. Januar 1883 hier.

Frau Marie Belli-Gontard, gestorben 2. Februar 1883, hier.

Am 30. Januar 1883 feierte unser Ehrenmitglied, Justizrath Dr. Euler, seit langen Jahren Genosse unserer Verwaltung, das seltene Fest seiner fünfundzwanzigjährigen Vorsteherschaft beim hiesigen Verein für Geschichte und Alterthumskunde. Unsere Stiftung war bei dem Festakte, welchen der genannte Verein zu Ehren des Jubilars veranstaltete, durch drei Mitglieder der Verwaltung vertreten, welche eine kalligraphisch ausgeführte Adresse überreichten.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die erste derselben fand am 11. November zur Eröffnung des neuen Verwaltungsjahres in dem festlich geschmückten Goethehause statt. Unter dem Festschmucke fiel das von Herrn Maler Hermann

Junker auf Goldgrund mit fixirten Paſtellfarben ausgeführte und von ihm der Stiftung gewidmete Bildniß Schillers auf, das von Blumen und Laubgewinden umrahmt, die Eintretenden auf der Hausflur begrüßte.

In den Feſträumen war eine umfaſſende Sammlung von Lichtbildern nach den Werken Rafaels in kunſtgeſchichtlicher Folge zur Anſchauung gebracht.

Die Verſammlung wurde durch einen Feſtgeſang, ausgeführt von Mitgliedern des Sängerchors des hieſigen Lehrervereins eröffnet.

Herr Juſtizrath Dr. Berg begrüßte hierauf als Obmann die erſchienenen Genoſſen und Gäſte in herzlicher Anſprache.

Herr Hofrath Dr. G. Schaefer, ord. Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Techniſchen Hochſchule Darmſtadt, ergriff ſodann das Wort zu dem Feſtvortrag über Rafael, aus Anlaß der in das beginnende Hochſtiftsjahr fallenden vierten Säcularfeier der Geburt des großen Meiſters. Der Redner leitete ſeinen Vortrag folgendermaßen ein:

Hochgeehrte Stiftsgenoſſen! Der große Genius, deſſen Andenken wir zur Eröffnung jedes neuen Hochſtiftsjahres feſtlich begehen, beginnt ſein Gedicht „Die Künſtler“ mit den beſchwingten Worten:

„Wie ſchön, o Menſch, mit deinem Palmenzweige
„Stehſt du an des Jahrhunderts Neige
„In edler ſtolzer Männlichkeit,
„Mit aufgeſchloſſ'nem Sinn, mit Geiſtesfülle,
„Voll milden Ernſt's, in thatenreicher Stille,
„Der reifſte Sohn der Zeit . . . .“

Wenden wir dieſe Worte unſeres gefeierten Schiller an auf den bahnbrechenden Meiſter der Renaiſſance, deſſen Säcularfeier in das beginnende Hochſtiftsjahr fällt, ſo ſehen wir in der That Rafael an der Neige des fünfzehnten Jahrhunderts erſcheinen als den reifſten Sohn ſeiner Zeit mit dem Palmenzweig friedlicher und doch ſieghafter Kunſt, einer Kunſt, zu welcher alle diejenigen beglückt emporſchauen, deren Seele Hohes und Schönes nachzuempfinden im Stande iſt und die am Idealen feſthalten. Wenn in dieſem Sinne das freie deutſche Hochſtift von jeher eine ſeiner ſchönſten Aufgaben und eine Ehrenpflicht darin erkennt, denjenigen Geiſteshelden, die durch

Begabung und raſtloſes Streben leuchtende Spuren ihres Daſeins der Nachwelt hinterließen, bei beſonderen Gelegenheiten einen pietätvollen Tribut zu widmen, ſo iſt die Idee und der Beſchluß der Hochſtifts-Verwaltung unſtreitig ein glücklicher, mit der heutigen Schillerfeier die Verherrlichung eines Künſtlers zu verbinden, deſſen bildneriſches Schaffen als Maler in ſo manchen Bezügen dem poetiſchen Schaffen des Dichters verwandt iſt. Und wenn das Hochſtift hierdurch die Reihe der Gedenkakte eröffnet, welche die gebildete Welt aller Nationen zum bevorſtehenden vierten Centennarium der Geburt Rafael's veranſtalten wird, ſo bleiben wir uns ſelber treu, indem wir im Hinblick auf den großen Meiſter einfach die Initiative wiederholen, womit das Hochſtift vor ſieben Jahren zum Jubelfeſt der Geburt Michelangelo's, des andern Dioskuren der Kunſt der Renaiſſance, die Loſung gegeben, unter dem Beifall und gefolgt von dem edlen Wetteifer der kunſtliebenden und kunſtübenden Kreiſe in ganz Deutſchland. Es iſt hiernach kein abſeits liegendes, ſondern ein wohlbegründetes Unternehmen, zur Eröffnung des neuen Hochſtiftjahres über Rafael zu reden und damit ein Bild zu entwerfen über Leben, Charakter, Wirkſamkeit und Bedeutung eines der größten Künſtler, die je gelebt haben, eines Meiſters, welcher mit zu der Schaar hochbegnadeter Geiſtesheroen gehört, die nicht für ihr Volk allein, ſondern für alle Völker lebten, Heroen, durch welche die Beſtrebungen mehrerer Menſchenalter ihre Vollendung gefunden und deren fortwirkende Kraft wir in den Werken ihres Genius bis zur Stunde wahrnehmen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht und die Würde, aber auch das Anziehende und Dankbare der mir geſtellten Aufgabe, zu deren Löſung wir nun ſchreiten wollen.

Nach dieſen einleitenden Worten gab Redner zunächſt eine kurze kulturgeſchichtliche Ueberſicht der Entwickelung der Renaiſſance in Italien von der Zeit an, wo die Erinnerungen an das klaſſiſche Alterthum und die klaſſiſche Kunſt, die aus dem Gedächtniß des italiäniſchen Volkes nie ganz ausgelöſcht geweſen, mit dem Wiederaufleben der antiken Studien durſt die Humaniſten in den Vordergrund der geiſtigen Beſtrebungen getreten waren. Es wurde der bewegenden Urſachen gedacht, welche die Scheidung zwiſchen der Kunſt des Mittelalters und der Neuzeit charakteriſiren. Es wurde

ferner ausgeführt, wie der Renaiſſance der rafaeliſchen Aera die Frührenaiſſance des 15. Jahrhunderts als das erſte Stadium des in den Kultur- und Kunſtverhältniſſen der Zeit ſich vollziehenden Umſchwunges vorausgegangen war und wie dann im 16. Jahrhundert der begonnene Entwickelungsgang diejenige Ausprägung erhielt, die das Weſen der Geſammtbewegung am reinſten ausſpricht und die darum, als Gipfel dieſer Beſtrebungen, mit dem Namen Hochrenaiſſance bezeichnet wird. Auch der zeitliche Unterſchied in dem Auftreten der Bewegung zwiſchen Italien und Deutſchland wurde betont und nachgewieſen, wie die Renaiſſance der bildenden Kunſt faſt volle einhundert Jahre früher in Italien zu keimen anfing, bevor ihre Lebensäußerungen in Deutſchland Nachahmung erweckten. Italien hatte den Schritt zur Renaiſſance längſt gethan, während wir noch vollauf mittelaltrig, gothiſch bauten und bildeten. Indem die Italiener, neben den Kultureinwirkungen, die dem Schooß des eignen Volksthums unter dem Schutz der kunſtliebenden Mediceer im Pittipalaſt zu Florenz wie im Vatikan zu Rom entſprangen, von der Antike Form und Inhalt auf ſich wirken ließen, geſtaltete ſich die neue Bildung aus, welche dazu berufen war, auf die Kultur- und Kunſtverhältniſſe nicht nur Italiens ſondern der geſammten europäiſchen Welt Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart den nachhaltigſten Einfluß auszuüben. Die erſte Kunſtgattung, die ſich wieder an die Vorbilder der Griechen und Römer anlehnte, war die Architektur, dann folgte die Plaſtik, zuletzt die Malerei. War es der Mangel an antiken Vorbildern, was die Malerei am wenigſten früh in die herrſchende Strömung hereinzog? War es die Ueberzeugung, daß die Malerei als das vorzüglichſte Ausdrucksmittel für die Ideen der chriſtlichen Weltanſchauung einen unmittelbaren Einfluß der Antike abwehre, daß ſie ſich die Betonung des ſeeliſchen Ausdrucks als ihre Eigenart vorbehielt? Die klaſſicirende Atmoſphäre, die das Leben der Gebildeten umſchloß, konnte ſchließlich aber doch einer Einwirkung in dieſem Sinn nur förderlich ſein, indem auch die Malerei durch das Studium der Antike eine nicht zu läugnende Stärkung erhielt. Was aber die werdende Renaiſſance-Malerei von der alten Kunſt, von ihren plaſtiſchen Lebensäußerungen vornehmlich ſich zu eigen machte, das war ein edler Realismus, das

Beſtreben allen Anforderungen an die Form zu genügen. Die Künſtler fingen an Anatomie, Perſpective, die Geſetze von Licht und Schatten zu ſtudiren und darnach ihren Werken die höchſt mögliche Formvollendung zu geben.

Der Redner wies das hiermit in allgemeinen Zügen Angedeutete mit Bezugnahme auf einflußreiche Künſtlerperſönlichkeiten in dem Entwickelungsgang nach, welchen die Malerei in dem Zeitraum vor Rafael genommen und wobei er die idealiſtiſchen, wie realiſtiſchen und antikiſirenden Richtungen mit ſicheren Strichen zeichnete. Insbeſondere charakteriſirte er die umbriſche Malerei, aus deren Schule Rafael hervorging, um der Welt das Schauſpiel eines vollendeten künſtleriſchen Genius in einem Zeitpunkt zu geben, wo die maleriſche Kunſtthätigkeit Italiens ihre umfaſſende Vorbildung abgeſchloſſem hatte, um nun die höchſte Stufe zu erreichen, die ihr im Renaiſſance-Zeitalter beſchieden war. Im Anſchluß an Vaſari gab der Vortragende eine Schilderung des Lebensganges des gefeierten Meiſters und ſeiner frühen Beſtrebungen, verſchiedene Darſtellungsweiſen großer Künſtler in der Abſicht ſich zu eigen zu machen, durch ihre Verſchmelzung Großes zu vollbringen. Der Stufenfolge des umbriſchen, florentiniſchen und römiſchen Kunſtſchaffens entſprechend wurden die Hauptabſchnitte der Wirkſamkeit des Meiſters erläutert und ſeine in zahlreichen Photographien im Saale aufgeſtellten Werke erklärt. Die Schwierigkeit, eine ſolche Fülle von Material, welches der Redner im Verlauf ſeines faſt zweiſtündigen Vortrags zu bewältigen hatte, auch nur oberflächlich zu ſkizziren, mag als Entſchuldigung für die Mängel der nachſtehenden Reihenfolge dienen. Hat ja unſer Referat ſtreng genommen nur den Zweck, denjenigen, welche dem Vortrag ſelbſt beiwohnten, eine kurze Erinnerung daran zu bieten, außerdem aber auch Andere für die in der Folge im Hochſtift einzurichtenden Vorträge über Kunſt wie über andere Zweige der Wiſſenſchaft zu intereſſiren.

Abgeſehen von einigen, wahrſcheinlich nach ſeines Lehrers Perugino Zeichnungen ausgeführten Gemälden, wurde für die Frühzeit des jungeu Künſtlers ſeiner Mitwirkung bei Pinturrichio's hiſtoriſchen Darſtellungen in der Dombibliothek zu Siena gedacht, ferner als Erſtlingsblüthen der Staffeleimalerei der kleinen Abendmahlsdar-

ſtellung zu Florenz, der Viſion eines Ritters zu London und mehrerer perugineſker Madonnenbilder, worunter zwei im Muſeum zu Berlin. Die „Krönung Mariä“ in der Sammlung des Vatikan verräth ebenfalls den Einfluß Perugino's auf Rafael, aber auch die Steigerung, welche der junge Maler dem Seelenausdruck ſeiner Geſtalten zu verleihen wußte. Das Gleiche gilt von dem kleinen Rundbild, der Madonna mit dem Buche, welches vor einigen Jahren aus der Familie Conneſtabile zu Perugia um den Preis von 330,000 Franken in die kaiſerliche Sammlung nach St. Petersburg kam. Als das ſchönſte Bild des erſten Entwickelungsſtadiums wurde das unter dem Namen „lo sposalizio“ bekannte Bild der Vermählung der Madonna in Mailand bezeichnet, welches neuerdings durch Stang's Grabſtichel wie früher von Longhi, eine vortreffliche Vervielfältigung im Kupferſtich erhalten hat.

Zweiundzwanzig Jahre alt verließ Rafael Perugino's Werkſtatt und ging nach Florenz, wo neue Vorbilder der damals in hoher Blüthe befindlichen toskaniſchen Malerei, beſonders die Fresken des Maſaccio, ihm entgegentraten und wo er ſich unter den dort lebenden Meiſtern vorzugsweiſe an Fra Bartolommeo della Porta in allem anſchloß, was ſeiner innerſten Natur gemäß war. Auch die heitere Lebensauffaſſung der Arnoſtadt ſpiegelt ſich in Rafaels dortigen Schöpfungen wieder, während ihn der damalige Wettkampf zwiſchen Leonardo da Vinci und Michelangelo Buonarroti minder berührt zu haben ſcheint. Unter den hervorragenden Bildern aus dieſem Lebensabſchnitt, die der Redner den Hörern mit kurzen ſicheren Strichen anſchaulich zu machen und ins Gedächtniß zurückzurufen verſtand, nennen wir: die Madonna del Granduca in der Pittigallerie und die Madonno del Cardellino in der Uffizientribuna zu Florenz, die Madonnen Terranuovo und Colonna im Muſeum zu Berlin, die Belle-Jardiniere zu Paris, die Madonnen Tempi und Canigiani zu München, die Madonna im Grünen zu Wien und die heilige Katharina zu London, den Blick in viſionärer Begeiſterung dem vom Himmel ſtrahlenden Licht zugewendet. Die Beſprechung der Bildniſſe, welche Rafael während des Florentiner Aufenthaltes geſchaffen, gab dem Vortragenden Gelegenheit, das durch Kupferſtich und Lichtdruck vielbekannte Selbſtporträt ausführlich als einen Spiegel

von Rafaels Seelenleben zu ſchildern und von hier aus den Weg zum Hauptfeld der Kunſtthätigkeit des Meiſters zu betreten, zur religiöſen Hiſtorie, mit beſonderer Betonung des Altarbildes der Grablegung in der Gallerie Borgheſe zu Rom, welches den Schritt zur Meiſterſchaft ankündigt.

Der dritte Hauptabſchnitt, die eigentliche Glanzepoche von Rafaels Wirkſamkeit, beginnt mit ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre durch ſeine Berufung nach Rom, um im Auftrag Papſt Julius II. die großen Säle des Vatikanpalaſtes mit hiſtoriſchen Wandgemälden zu ſchmücken. Mit dieſer Rieſenaufgabe, ohne welche der junge Künſtler aller Vorausſicht nach ſeine Vollkraft nicht ſo frühzeitig kennen gelernt und erprobt haben würde, war für Rafael die Sonne des Ruhmes aufgegangen: es beginnen ſeine Meiſterjahre. Als hochwichtig für das künſtleriſche Weſen des Malers wurde ſeiner Ernennung zum Generalconſervator der Alterthümer gedacht, wodurch ſich der Meiſter auch mitten in die kunſtwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hineingeſtellt ſah zu einer Zeit, wo in Rom und um Rom in den Ruinen der Tempel, Paläſte, Thermen und Villen zahlreiche Statuen dem Schooß der Erde entſtiegen, die ſeitdem die Bewunderung der Welt bilden. Die ſtete Berührung mit dem klaſſiſchen Kunſtalterthum förderte den Meiſter immer mehr, inſofern er von der Antike dasjenige ſich aneignete, was zur Durchbildung des perſönlichen Kunſtnaturells und zur Entfaltung der ſelbſtſchöpferiſchen Blüthen ſeiner Geiſteskraft dienen konnte. Der edle Wetteifer Rafaels mit andern großen zeitgemäßen Künſtlern veranlaßte den Redner zu einer Beleuchtung des für des Meiſters Wirkſamkeit in Rom wichtigen, mitunter verkannten Verhältniſſes zu Michelangelo, indem er dasſelbe in eine glückliche Parallele zu dem Verhältniß Schiller's und Goethe's ſtellend zeigte, wie ſolche Beziehungen großer Geiſter nicht mit dem Maßſtab des Gewöhnlichen gemeſſen werden dürfen.

Es ſei uns geſtattet aus dem weiteren Verlauf des Vortrags die Hauptfresken des vatikaniſchen Cyklus aufzuführen, worin Rafael mit dem größten Erfolg die Aufgaben löſte, die Geſchichtsmalerei auszubilden, eine Reihe abſtrakter Begriffe bildlich zu faſſen und das menſchliche Geiſtesleben in ſeinen höchſten Aeußerungen und Richtungen darzuſtellen. Die Malereien der Camera della Seg-

natura zeigen an der reich ornamentirten Decke vier Rundbilder, die Theologie, Philoſophie, Poeſie nnd Jurisprudenz in allegoriſchen Frauengeſtalten, als Hinweis auf die darunter an den Saalhochwänden dargeſtellten figurenreichen Gemälde der ſogenannten Disputa oder Unterredung über das Geheimniß der Euchariſtie, der Schule von Athen, des Parnaß mit Apoll unter den Muſen und der Geſetzgebung mit der Perſonifikation der Klugheit im Bunde mit der Stärke und Mäßigung. Im Konſtantinſaal iſt das Hauptbild, die Konſtantinſchlacht, eine der bedeutendſten Kompoſitionen Rafaels, eine Muſterleiſtung ihrer Art, reich an Scenen eines hochdramatiſch bewegten Kampfes. Ein Gleiches gilt vom Brand des Borgoſtadttheiles mit Anlehnung an Vergil's Schilderung des Brandes von Troja. Die Fresken im Heliodor-Saal verſinnlichen den der Kirche verheißenen göttlichen Beiſtand in Heliodor's Vertreibung aus dem Tempel, in der Meſſe zu Bolſena und in der Befreiung des Apoſtels Petrus: alles Werke, die den machtvollen Flügelſchlag eines kunſtmächtigen Genius verkünden und auf die wir wohl zu achten haben, wenn uns das Flattern geringer aber anſpruchsvoller Talente durch ſenſationelle Künſteleien verblüffen und den Sinn berücken will. Aehnlichen Vorzügen begegnen wir in andern umfangreichen Werken rafaeliſcher Monumentalmalerei: in der Ausſchmückung der vatikaniſchen Loggien, in den gewirkten Tapeten der ſixtiniſchen Kapelle, wofür Rafael die Kartons gezeichnet hat. Zu den Wandgemälden profanen und mythologiſchen Inhalts übergehend erklärte der Vortragende die Fresken in der Farneſina und machte als ein Zeichen für die Fortdauer der Einwirkung des rafaeliſchen Genius, ſelbſt auf die allerneueſte Kunſt unſerer Tage, darauf aufmerſam, daß die den Meereswellen entſteigende Venus Bouguereau's (jedem Beſucher der jüngſten internationalen Wiener Kunſtausſtellung als eine hervorragende Leiſtung der franzöſiſchen Abtheilung wohlbekannt), offenbar unter dem Einfluß der „Galathea" Rafael's entſtanden ſei, und wie auch aus den Darſtellnngen der „Geſchichte der Pſyche" in der Farneſina zahlreiche Anklänge im Kreiſe der maleriſchen Hervorbringungen der Gegenwart ſich nachweiſen laſſen. Auch wurde betont, daß die Galathea und der Pſyche-Cyklus in gewiſſem Sinn einen Grenzſtein rafaeliſcher Gegenſtandswahl und Darſtellungsart

bilden und daß der Meiſter von den Gefahren verwegener Schrankenloſigkeit excentriſcher Nachfolger weiſe ſich fern zu halten wußte. Seine Werke predigen immer die lautere Schönheit im Geiſte der Mahnung unſeres klarſehenden Schiller an die Künſtler: „Der Menſchheit Würde iſt in eure Hand gegeben; bewahret ſie; ſie ſinkt mit euch; mit euch wird ſie ſich heben." Zur vollen Werthſchätzung der großen und reichen Gaben des Meiſters galt es noch, die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf die im römiſchen Lebensabſchnitt geſchaffenen Staffeleigemälde zu lenken, die, großentheils Madonnen und heilige Familien, den Reichthum des herrlichen Darſtellungsmotivs erſchöpfend zur Anſchauung bringen, von dem wiederum unſer gefeierter Schiller in Begeiſterung ſingt: „Höheres bildet die Kunſt nicht, die göttlich geborene, als die Mutter mit ihrem Sohn". Die umbriſch-florentiniſche Darſtellungsweiſe, behaftet mit manchen ungemilderten realiſtiſchen Anklängen, ſehen wir nun überwunden und die von dem Meiſter dargeſtellte Schönheit der Madonna wie des Chriſtkindes iſt ſo erhaben, ihr Geſammtausdruck ſo frei von allem lebenswirklich Irdiſchen und Naturaliſtiſchen, daß die Erinnerung an die gewohnte uns umgebende Menſchenerſcheinung faſt ſchwindet, daß dieſe Geſtalten wie aus der Hand eines in höchſter Vollendung ſchöpferiſchen Weſens entſproſſen vor uns ſtehen und wir uns mit den Worten eines großen Künſtlers ſagen und fragen: ſie ſind wie nach der Natur geformt; doch wer hat jemals ſolch edle Natur geſehen? In der Reihe der Madonnenbilder, die im Fluge an dem geiſtigen und vermittelſt der photographiſchen Abbildungen auch am phyſiſchen Auge der Verſammlung vorüberzogen, ſchilderte der Redner eingehend zwei der berühmteſten: die Madonna della Sedia in Florenz, jenes herrliche Rundbild, welches die Verkörperung des Ideal-Weiblichen in höchſter Vollendung aufweiſt, und die ſixtiniſche Madonna in Dresden, worin das Bild Mariens zu verklärter Transcendenz in durchaus religiöſem Charakter emporgehoben iſt, ein Werk, auf welches ſich der Ausſpruch Schillers anwenden läßt, wenn er von einer andern Darſtellung erhabener Weiblichkeit ſagt; „Es iſt weder Anmuth noch iſt es Würde, was aus dieſem Antlitz zu uns ſpricht; es iſt keines von Beiden, weil es Beides zugleich iſt. In ſich ſelbſt ruht und wohnt die ganze

Geſtalt: eine geſchloſſene Schöpfung." Den Schluß der Umſchau bildeten zwei große Altargemälde von Rafaels Lebensabend, das Spaſimo in Madrid und die Transfiguration in Rom, ſowie einige hervorragende Bildniſſe der römiſchen Zeit, Julius II., Inghirami, Bibiana, Beatrice, Johanna von Arragonien, Fornarina, Violinſpieler, welche letzteren Werke Anlaß boten zur Zurückweiſung des Tadels rafaeliſcher Farbengebung von Seiten der modernen Effektkoloriſtik, inſofern dieſelbe das Kolorit für etwas Willkürliches anſieht, ohne die Uebereinſtimmung der Farbe mit dem geiſtigen Gehalt des Kunſtwerks zu berückſichtigen. Der Vortragende ſchloß ſeine Rede mit den Worten: Rafael ſtarb zu Rom 1520, am Charfreitag 6. April, im ſiebenundreißigſten Lebensjahre. Seine Aſche wurde im Pantheon beigeſetzt. Ganz Italien trauerte bei ſeinem Tod. Seit Dante war den Italienern kein Größerer entriſſen worden. Blicken wir zurück auf die koloſſale Schöpferkraft des Meiſters, von der ich Ihnen ein ſchwaches Bild zu geſtalten ſuchte, ſo können wir ahnen, was durch ſeinen frühen Tod der Nachwelt Großes verloren gegangen iſt. Indeß, grollen wir nicht dem allgemeinen Geſchick, das ihn in der Blüthe des Lebens dahingerafft. Angeſichts der Fülle des Hochvollendeten, das ſein Genius uns zur Erhebung und zum edelſten Genuß dargeboten, können wir von Rafael ſagen, er habe lange genug für ſeine Unſterblichkeit gelebt und darum mit dem bibliſchen Sänger ausrufen: er vollendete ſeinen Lauf bald und doch hat er viele Jahre erfüllt. In gleichem Sinn können wir das klaſſiſche vita brevis ars longa auf ihn anwenden, welchem Goethe durch den Sinnſpruch, „Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz", ſowie durch die Worte Ausdruck gegeben: „Es kann die Spur von ſeinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n." Fürwahr, Rafaels, wenn auch kurzes Leben läßt uns in ſeinen Werken, nach vier Jahrhunderten Raum, die Früchte eines der größten Geiſter bewundern, die über die Erde wandelnd leuchtende Spuren ihres Daſeins zurückgelaſſen haben. Wenn je ein hochbegnadeter Sterblicher, ſo bewahrheitet darum Rafael den ewig gültigen Satz, daß die Kunſt es iſt, welche die Blüthe der Menſchheit bezeichnet, oder, um zum Preis des Centenariums des großen Malerfürſten mit dem Dichterwort zu ſchließen:

„Was immer verliehen der Himmliſchen Gunſt,
Das Höchſte der Güter verbleibet die Kunſt!“

Nachdem der Redner unter dem lebhafteſten Beifalle der Verſammlung geendet hatte, ſtimmte der Sängerchor des Lehrervereins den Schlußgeſang an, mit welchem die Feier ihr Ende fand.

Die zweite öffentliche Sitzung fand am 17. December ſtatt. Der erſte Theil derſelben war Mittheilungen geſchäftlicher Natur gewidmet, und es wurde namentlich der Vortrag des Herrn Rechner-Zahlmeiſters Craz über den Haushalts-Etat für das Geſchäftsjahr 1882/83 entgegengenommen.

Hierauf ergriff Herr Dr. L. Holthof das Wort zu einem Vortrage „Ueber Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen“ im Anſchluſſe an den der Verſammlung vorliegenden erſten Band des gleichnamigen, von Julius Wilhelm Braun (Berlin, Luckhardt 1863) herausgegebenen Werkes.

Der Redner wies zunächſt auf die ungewöhnlich reiche Vermehrung hin, welche die Goethe-Literatur in der jüngſten Zeit erfahren und hob namentlich diejenigen Erſcheinungen hervor, welche die Verwaltung in der Lage war, den Genoſſen vorzulegen. Wenn die Wahl des Vortrags auf das Braun'ſche Werk gefallen ſei, ſo ſeien beſtimmte Gründe dafür maßgebend geweſen. Es biete für alle Diejenigen, die ſich im Frankfurter Goethehaus verſammelten, ein beſonderes Intereſſe dar, denn es behandle vorzugsweiſe diejenigen Werke, die in dem denkwürdigen Giebelſtübchen dieſes Hauſes entſtanden ſeien — „Götz von Berlichingen“, „Werther“, „Clavigo“ — Werke, die wie keine anderen des großen Dichters die Welt in Staunen ſetzten, weil ſie ihr mit einem Schlage eine Dichterindividualität enthüllten, ſo unmittelbar und ſo tief ergreifend in ihrer Wirkung, ſo groß und gewaltig und ſo Bedeutendes verheißend, wie das Geſchlecht der Mitlebenden keine geſehen, und wie das Jahrhundert ſie ſelten mehr als einmal gebiert.

Das Werk Brauns iſt ſeiner ganzen Anlage nach ein eigenthümliches, es iſt nichts als eine Sammlung von Kritiken, wie ſie

über die erſten Werke Goethes in der damaligen Journaliſtik erſchienen, eine Sammlung von Zeitungsausſchnitten, wenn man ſo will, ohne einleitendes oder verbindendes Wort, der bloßen Zeitfolge nach zuſammengeſtellt. Der Verfaſſer hat es daher für nöthig gehalten, uns mit einigen Sätzen über den Plan ſeines anſcheinend ſo planloſen Buches zu unterrichten. Die zu bewältigende Arbeitslaſt war größer, als man denken mag. Vom Tage für den Tag geſchrieben, führt die journaliſtiſche Literatur im vollſten Sinne des Wortes ein ephemeres Daſein, ſie geht vorüber wie ein Traumbild und zerflattert wie das welke Laub, das ein Spiel der Winde geworden. Und wohin verirren ſich die wenigen Ueberbleibſel, die auf eine ſpätere Zeit kommen? Von allen Enden müſſen ſie mühſam zuſammengeleſen werden, und ſind ſie beiſammen, dann erſt beginnt die eigentliche Arbeit: es muß geſondert und geſichtet und die Spreu von dem Weizen geſchieden werden. Und wie viel der Spreu iſt vorhanden bei einer Waare, die ſich ihrer Natur nach als eine leichte kennzeichnet! - Es kann ſich daher unter allen Umſtänden nur um eine Answahl handeln, und für dieſe iſt, wofern ſie überhaupt Werth beanſpruchen will, die Aufſtellung beſtimmter Geſichtspunkte unerläßlich. Der Verfaſſer kündigt uns daher zunächſt an, daß ſeine Sammlung ſich nur auf einen beſtimmten Zeitraum erſtrecken ſolle, auf die Epoche aus dem Leben unſeres Dichters, die uns ferne genug liegt, um eine hiſtoriſche Behandlung vertragen zu können, und die ſeines Erachtens ihr Ende mit dem Erſcheinen von „Wahrheit und Dichtung", alſo mit dem Jahre 1812 findet. Sodann verwahrt er ſich ausdrücklich gegen die Unterſtellung, als wolle er ſein Werk als die Arbeit eines Gelehrten aufgefaßt wiſſen; es ſolle nicht dieſes, ſondern die Arbeit eines Künſtlers ſein, einen äſthetiſch-ſubjectiven und nicht einen kritiſch-objectiven Character athmen. „Der kalte kluge Verſtand, die Energie des Willens allein konnten dieſes Werk nicht ſchaffen. Der künſtleriſche Enthuſiasmus, die Begeiſterung des Talentes gehörten dazu, um die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die ſich jedem Herausgeber eines Werkes, wie dieſes iſt, entgegenſtellen."

Mag man ſomit vom Standpunkt des objectiven Beurtheilers aus das Werk von Fehlern und Mängeln nicht freiſprechen, Voll-

ſtändigkeit und volle Unparteilichkeit in der Zuſammenſtellung der verſchiedenen Urtheile vermiſſend, ſo dürfen doch dieſe Gebrechen bei der Würdigung deſſelben nicht in Betracht gezogen werden, nachdem der Verfaſſer eine authentiſche Interpretation ſeiner Abſicht gegeben. Und wir glauben, ſelbſt die wiſſenſchaftliche Anſchaunngsweiſe hat kein Recht, Klage zu erheben; ſie erleidet durch die künſtleriſche Gewiſſenhaftigkeit, wie ſie ſich in dem Braun'ſchen Werke zu erkennen gibt, keine Beeinträchtigung, im Gegentheil, es wird ihr ein Dienſt geleiſtet, den die Arbeit eines Gelehrten vielleicht zu leiſten nicht im Stande wäre: Licht und Schatten — weit entfernt, in ihrem Verhältniſſe geſchädigt zu werden — ergießen ſich in harmoniſcher Abſtufung und Ausgleichung über den Gegenſtand der Darſtellung, ſo daß dieſer uns in einer Deutlichkeit und Greifbarkeit entgegentritt, wie ſie bei anderer Behandlungsweiſe kaum zu erreichen ſein würde.

Eine Einſchränkung hätte der Verfaſſer vielleicht in der Benennung ſeines Werkes eintreten laſſen dürfen. Die Bezeichnung „Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen" iſt nicht ganz richtig und jedenfalls inſofern zu vielumfaſſend, als das Urtheil der Zeitgenoſſen ſich nicht mit dem deckt, was in öffentlichen Blättern ausgeſprochen wurde. Die Bewegung, die Goethe's erſte Werke hervorriefen, ging weit tiefer und war weit nachhaltiger, als die vorhandenen Journal-Berichte vermuthen laſſen. Das Urtheil, das ſich in den von Braun zuſammengeſtellten Zeugniſſen wiederſpiegelt, iſt lediglich das der damaligen literariſchen Kreiſe, und es müßte folgerichtig die Ueberſchrift des Buches wie das Thema der gegenwärtigen Ausführungen lauten: „Goethe im Urtheile der berufsmäßigen Kritik ſeiner Zeit."

Mit der Kritik der damaligen Tagespreſſe war es ein eigenthümliches Ding. Wir würden uns eine ganz irrige Vorſtellung davon machen, wenn wir von heutigen Anſchauungen ausgehen wollten. Das Zeitungsweſen war zu Goethe's Jugendzeit in Deutſchland noch wenig entwickelt; die Kritik wurde faſt ausſchließlich von periodiſch erſcheinenden Sammelwerken, den ſogenannten „Bibliotheken", „Magazinen" und „Gelehrten Anzeigen" ausgeübt, ſo von Nicolai's „Allgemeiner Deutſchen Bibliothek", der „Lemgoer Biblio-

thek", Weiße's „Neuer Bibliothek der schönen Wissenschaften", Herrn von Schirach's „Magazin der deutschen Critik" u. a. Der Standpunkt war ein beschränkt formaler, nüchterner und ließ es kaum ahnen, daß Lessing's kritische Meisterwerke erschienen waren, die damals, obwohl in aller Munde, kaum noch Verständniß fanden. In dieser Hinsicht herrscht ein großer Unterschied zwischen der Beurtheilung, welcher Goethe, und der, welcher zehn Jahre später Schiller mit seinen Erstlingswerken begegnete. Während die „Räuber" fast allerorts nach dem Maßstabe gemessen wurden, den die „Dramaturgie" anzulegen gelehrt hatte, waren für den „Götz" bei den deutschen Kritikern durchgehends noch die Grundsätze Batteux's die Ausschlag gebenden.

Die erste Beurtheilung, die eine Goethe'sche Schrift fand, wurde von den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" am 12. März 1773 gebracht. Sie betraf die kleine, 26 Seiten umfassende Flugschrift „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (aus dem Französischen)", die kurz zuvor ohne Angabe des Orts unter der Jahreszahl 1773 erschienen war und Toleranz in dem Haman-Herder'schen Sinne predigte. Das zweite Goethe'sche Werk, dem eine Besprechung in öffentlichen Blättern, und zwar zunächst am 19. August des genannten Jahres in dem von J. F. Schütz II. herausgegebenen Altonaer „Neuen gelehrten Mercurius" zu Theil ward, war der „Götz", über den bis zum Ende des Jahres Berichte in einer Reihe von Zeitschriften folgten. Am 15. September wurde zum ersten Male in dem Altonaer „Gelehrten Mercurius" des „Clavigo" und am 22. October im „Deutschen" sonst „Wandsbecker Boten" der „Leiden Werther's" gedacht. Die drei folgenden Jahre bringen dann eine Fluth von Besprechungen, welche sich an diese Werke, namentlich aber den „Werther" und die ganze gewaltige, fast unermeßliche durch diesen heraufbeschworene Literatur knüpfen. Die Werther-Literatur durchklingt dann noch den ganzen folgenden Zeitraum bis zum Schlusse des Jahres 1786, während der übrigen Werke, die fort und fort in neuen Ausgaben erschienen, seltener gedacht wird und der Dichter selbst als literarische Persönlichkeit fast ganz aus der Oeffentlichkeit verschwindet.

Man kann sich heutzutage schwer eine Vorstellung davon

machen, mit welcher unwiderſtehlicher Gewalt die erſten Werke Goethe's auf die zeitgenöſſiſche Welt wirkten: ſie kamen wie die Offenbarung aus einer anderen Welt und zogen dahin wie ein mächtiger Strom, ſtolz und majeſtätiſch, in ihrem unaufhaltſamen und doch ſanften Fluthen jeden Widerſtand beſiegend. Binnen Jahresfriſt war der bis dahin unbekannte junge Rechtsanwalt aus der alten Mainſtadt eine unbeſtrittene Größe auf geiſtigem Gebiet, ein Dichter, der voll und ganz, mit fertiger Individualität aus dem Dunkel hervorgetreten war, wie Pallas Athene dem Haupte des Zeus entſprungen. Bevor er ſein viertes größeres Werk veröffentlichen konnte, ſprach man, ja ſchrieb man Abhandlungen über das „Goethiſiren", wie vorher nur von dem Shakeſpeariſiren die Rede geweſen war. An ſeiner Perſönlichkeit war alles neu, alles überwältigend: ſeine Sprache, ſeine Darſtellungsart, ſeine Menſchen- und Naturſchilderung — das alles war von einer Urſprünglichkeit und Natürlichkeit und von einer Kühnheit, wie man ſie bis dahin nicht gekannt. Seine Lippen tönten in Wahrheit und Wirklichkeit carmina non prius audita — Sang, wie er noch nie erſchollen.

Am Bezeichnendſten trat dieſe Wirkung bei „Götz" und „Werther" hervor, obwohl bei beiden Werken die Art der Wirkung eine ganz verſchiedene war. Das Erſcheinen des „Götz" erregte in der zeitgenöſſiſchen literariſchen Welt geradezu Verblüffen, und es ſtand die Kritik vor dem Werke vollkommen rathlos da: alle Regeln an denen man bis dahin feſtgehalten, erſchienen über den Haufen geworfen, die „kritiſchen Linées" ſtaunten, wie es in einem ausführlichen Eſſay des „Teutſchen Mercurius" heißt, allein ſie mußten zugeben, daß das Stück, „worin alle drey Einheiten auf das Grauſamſte gemißhandelt worden", das weder Luſt- noch Trauerſpiel war, doch das ſchönſte, intereſſanteſte Monſtrum ſei, gegen welches man hundert von den landläufigen komiſch-weinerlichen Schauſpielen austauſchen möchte, „deren Verfaſſer dafür ſorgen, daß der Puls ihrer Leſer nicht aus dem gewöhnlichen Gange gebracht und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfalle ſchauernder Erregung heimgeſucht werden." Darin glaubten freilich ſämmtliche Beurtheiler — und nicht mit Unrecht — einig zu ſein, daß bei allen unſchätzbaren Vorzügen das „ſchöne, intereſſante Monſtrum" nicht

auf die Bühne zu bringen sei; allein auch hierin sollte das Schicksal ihnen ein Schnippchen schlagen: kaum waren sie über ihren Wahrspruch übereingekommen, als der „Götz" auf dem Theater erschien, zuerst in Hamburg, dann in Berlin, wo er nach zwei Vorstellungen zum dritten Male „auf hohen Befehl" wiederholt werden mußte. Später fand er seinen Weg auch zu süddeutschen Bühnen, er wurde in Mannheim unter Dalberg und in Frankfurt in dem „neu erbauten Comödienhause" vor den Augen der nicht wenig darüber triumphirenden Frau Rath gegeben. Die zeitgenössische Kritik mußte sich von ihrem beschränkt formalen Standpunkte vergeblich abmühen, den Schlüssel zu dem beispiellosen Erfolge des „Götz" zu finden, der sich uns von selbst gibt. „Götz" war das erste national-historische Drama, das in Deutschland geschaffen wurde — zu einer Zeit, als hier ein Nationalbewußtsein erst am Aufdämmern war und der Begriff einer „deutschen Geschichte" mehr geahnt, als erfaßt wurde. Die damalige Kritik war sich dieser Quelle des Erfolges ebensowenig bewußt, wie die zahlreiche Schaar der Nachahmer, die in ihren Ritter-Schauspielen und Romanen sich ihre „historische Welt" aus Blech und Pappe aufbauten.

Weit nachhaltiger noch als der „Götz" erfaßten „Werthers Leiden" das Publikum, und ihre Wirkung beschränkte sich nicht nur auf Deutschland. Das merkwürdige Buch wurde in sämmtliche lebende Sprachen übersetzt und war bald Gemeingut der civilisirten Welt. Napoleon las es im Schatten der Pyramiden, und sein Ruhm drang vor bis zu den Söhnen des himmlischen Reiches der Mitte. Aber wie ganz anders war, gegen die Wirkung des „Götz" gehalten, der Eindruck, den es hervorrief. Stand dem ersteren Werke die berufsmäßige Kritik rathlos gegenüber, so ist sie — und dies in überzeugender Weise zu zeigen, ist ein unbestreitbares Verdienst des Braun'schen Buches — bei den „Leiden Werthers" niemals zum Bewußtsein gekommen. Der erste Goethe'sche Roman wirkte in der ersten Zeit nach seinem Erscheinen — so lange das sogenannte Wertherfieber dauerte — nicht wie ein Kunstwerk, sondern wie die Wirklichkeit des Lebens; so intensiv war die Kraft, die mit später nie wieder erreichter Ursprünglichkeit aus dem Herzen des Dichters drang. Unter den von Braun mitgetheilten Beurtheilungen finden

ſich kaum zwei bis drei, deren Verfaſſer es wagen, einen äſthetiſchen Standpunkt einzunehmen. Bei der überwiegenden Mehrzahl dreht ſich der ganze Streit, alles Für und Wider, lediglich darum, ob das Buch ein unmoraliſches ſei oder nicht, und ob es wirklich den Selbſtmord predige. Nur einmal wird der bei uns ſelbſtverſtändliche Grundſatz geltend gemacht, daß ein Kunſtwerk nach äſthetiſchen, und nicht nach moraliſchen Normen zu beurtheilen ſei, niemals aber werden ſelbſt von den ſchärfſten Beurtheilern die wirklich äſthetiſchen Fehler, der Dualismus in den Motiven, hervorgehoben, auf welchen den Dichter zuerſt Herder und ſpäter Napoleon aufmerkſam machten. Der Held der Erzählung galt unbewußt auch den gelehrten Kritikern nicht als eine Fiction, ſondern als eine leibliche Perſon. Das Buch wurde geprieſen und verdammt, nachgeahmt, verſpottet und von der weltlichen Gerichtsbarkeit verfolgt, als ob es eine moraliſche Streitſchrift ſei. Der Hamburger Hauptpaſtor Goeze, Leſſing'ſchen Gedächtniſſes, ergoß die volle Schaale ſeiner zelotiſchen Beredſamkeit über daſſelbe: er ſah in Deutſchland ſchon ein ganzes Geſchlecht von Clements, Chatels und Ravaillacs heranwachſen, den Gifthandel als Handwerk etablirt und die Chriſtenheit einem Zuſtande von Sodom und Gomorrha entgegenſinken, den er folgerichtig denn auch für hereingebrochen erklärte, nachdem dem „Werther" das Schauſpiel „Stella" gefolgt war.

Wie zu dem Erfolge des „Götz" vermögen wir heutzutage zu dem noch viel gewaltigeren des „Werther" den Schlüſſel zu finden. So hoch die Dichtung als Kunſtwerk ſteht, und ſo glänzend uns jetzt noch ihre Vorzüge erſcheinen, ſo war es doch nicht der äſthetiſche Werth, der ſie einem ganzen Geſchlechte als eine Art höherer Inſpiration ſich darſtellen ließ. Goethe verſtand es in ihr, einer ganzen Epoche ihr vollſtändiges Spiegelbild, ihr geſammtes Empfinden und Denken zu zeigen, nnd er verſtand dies mit der ganzen Meiſterſchaft einer überlegenen, mit der vollen Energie urſprünglicher Kraft nach Bethätigung ringenden Dichternatur. Das iſt das Geheimniß, das entſchleiert und aufgelöſt vor unſeren Augen liegt, während die zeitgenöſſiſche Beurtheilung ſeinen Zuſammenhang kaum noch zu ahnen vermochte. — —

Ueber „Clavigo" wurden in dem von dem Verfaſſer behan-

delten Zeitraume nur wenige kritiſche Stimmen laut. Was wir an dem Werke ſchätzen, kam den Mitlebenden nicht recht zum Bewußtſein. Sie mußten freilich die Dichtung mit anderen Augen anſehen, als wir, ihnen war „Clavigo" eine Actualität, eine Geſchichte, deren Perſonen noch lebten, und darum für die Bühne, wenn nicht eine Ungeheuerlichkeit, ſo doch eine Seltſamkeit, etwa das, was für uns eine ſogenannte franzöſiſche Sittenkomödie iſt, während in unſeren Tagen das Stück, um in der Bühnenſprache zu reden, ein hiſtoriſches geworden iſt.

Noch zurückhaltender äußert die gleichzeitige Kritik ſich über die auf Werther folgenden dramatiſchen Werke und die kleineren Productionen Goethe's. Die Perſon des Dichters tritt allmählich von dem Schauplatze der Oeffentlichkeit zurück, und man gedenkt ihrer nur noch, wenn eines der älteren Werke neu aufgelegt wird oder eine Sammlung der Schriften erſcheint. Das Jahr 1776 weiſt eine Reihe von Kritiken über „Stella" auf, allein keine derſelben vermag auf Bedeutung Anſpruch zu erheben. Wenn man nicht in den Ton der Zeloten von dem Schlage der Goeze und Genoſſen einſtimmt, begnügt man ſich mit Lobſprüchen, die ſich nicht wohl motiviren laſſen; oder vielmehr, man befindet ſich in der eigenthümlichen Lage, daß man aus Reſpect vor dem Namen des Dichters gerne loben möchte, und nicht recht weiß, wie man das anzufangen habe. Im Jahre 1778 hören die Berichte über „Stella" auf, und es werden faſt nur noch Wertheriana beſprochen. Allmählich verſtummen auch dieſe, und es iſt von dem Dichter nur noch die Rede, wenn Perſönliches über ihn zu melden iſt. Im Jahre 1780 enthalten die „Neueſten kritiſchen Nachrichten" (Greifswalde) unter dem 15. April die Notiz: „Der Geh. Leg. Rath Goethe iſt vom Herzoge von Sachſen zum würklichen geheimen Rath ernannt worden." Im Jahre 1782 heißt es in der „Erfurtiſchen gelehrten Zeitung" faſt ebenſo kurz: „Weimar. — Der Herr Geheimbde Rath Göthe iſt in den Adelſtand erhoben worden." Aus dem Jahre 1784 haben ſich Zeitungsberichte über Goethe'ſche Arbeiten überhaupt nicht gefunden, wie ſich denn auch in den nächſtvorhergehenden und den folgenden derartige Notizen auf das Aeußerſte beſchränken.

So war der Dichter des „Götz" und „Werther", der ein Jahrzehnt zuvor sich binnen kürzester Frist das Ansehen und die Bedeutung eines Klassikers zu erwerben gewußt hatte, für das deutsche Volk so gut wie verschollen und drohte der Vergessenheit anheimzufallen. Erst die Hegira nach Italien sollte ihn seinem Volke zurückgeben, nachdem sie ihn sich selbst wiedergegeben hatte.

Zu einem weiteren Vortrage hatte Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend sich das Thema „Ueber die neuesten Forschungen zur Urgeschichte Frankfurts" gewählt.

Der Redner sprach zunächst über die Schrift des Herrn Professor Dr. Sepp zu München: „Frankfurt das alte Askiburg beim Geographen von Ravenna". Diese Schrift ist durch Ausarbeitung eines Vortrages entstanden, den der Verfasser bei Gelegenheit des XIII. Congresses der deutschen Anthropologischen Gesellschaft dahier gehalten hat, und der dann in dieser ausgearbeiteten Form in dem Correspondenzblatt der genannten Gesellschaft und daraus wieder als Extrapublikation erschienen ist.

Wir müssen das Gesammturtheil des Redners über die Schrift hier gleich vorweg nehmen, nämlich, daß es besser für den literarischen Ruf des Verfassers, wie für die historische Wissenschaft im Allgemeinen gewesen wäre, wenn diese Auslassungen in den Mauern des Saalbaus verhallt wären, anstatt daß sie nunmehr in gedrucktem Zustande etwa dazu beitragen könnten, unbefangenen Gemüthern einen falschen Begriff von dem Stande der Kenntniß der Urgeschichte Frankfurts, Wissenden aber ein falsches Bild von den Geistesleistungen des Verfassers einzuprägen. Zwei Aussprüche des Verfassers waren es, an die sich des Redners Besprechung vorzugsweise anlehnte. Der erste lautet (S. 63): „Dem Anthropologen liegt nichts zu ferne, er kömmt vom Hundertsten ins Tausendste." Der andere aber (der Seite 45 entnommen) heißt: „Mein Wissen um Frankfurt ist Stückwerk." Ohne sich auf die Prüfung einzulassen, ob das vom Hundertsten ins Tausendste Gerathen nach der allgemeinen Ansicht ein Kennzeichen der anthropologischen Forschung ist, oder ob nicht vielmehr Herr Dr. Sepp hier nur von sich auf andere geschlossen hätte, bewies Redner durch Vorlesen einzelner

Stellen, daß Herr Sepp in erſchreckender Weiſe von dieſer ſeiner ſelbſtgegebenen Erlaubniß der Verirrung in tauſenderlei fernabliegende Dinge Gebrauch gemacht hat, und wir können uns begnügen, hier nur einen Paſſus der zum Vortrag gekommenen (von S. 14) wiederzugeben, im übrigen aber auf die gedruckt vorliegende Schrift zu verweiſen.

„Der heilige Baum iſt dem deutſchen Volke unvergeßlich geblieben; den Platz vertrat mehrfach die Irminſäule, von welcher vier Straßen nach den Weltrichtungen ausgingen. Wie die Sage meldet, brachte Eberhard im Bart, von der Kreuzfahrt nach Paläſtina heimkehrend, ein friſches Weißdornreis am Hute mit und pflanzte es auf dem Schloßberge zu Tübingen, wo es Wurzel ſchlug. Unfern bei Wurmlingen hat Dietrich Bernhard (von Bern) den Kampf mit dem Drachen beſtanden. Der ſchwäbiſche Eberhard iſt wie der Bayernherzog Ludwig im Bart nicht ohne dunkle Erinnerung an Wodan Bartel oder der Rothbart zubenannt. Karl dem Großen hängt die Sage vom Zuge ins Morgenland an, und auf dem Wunſchmantel kehrte er im Fluge heim. „Am Brunnen vor dem Thore, da ſteht ein Lindenbaum“: hat nicht Uhland dies ſchöne Lied geſungen, und Silcher im Remsthal es meiſterlich in Muſik geſetzt? Auf der Burg Hohenzollern ſteht ähnlich eine Linde, nur iſt ſie jünger. Am 1. März 1870 trieb der Kaſtanienbaum im Tuileriengarten keine Blätter mehr, wie ſonſt zum Zeichen, daß der Fortbeſtand der Napoleonidenherrſchaft geſichert ſei.“

Daß Herr Dr. Sepp nicht, wie er es doch als zweite Pflicht des Anthropologen in der Fortſetzung des zuerſt angezogenen Wortes (S. 63) hinſtellt, es über ſich vermocht hat, „ſchließlich das allgemeine Ergebniß (ſeiner Forſchungen) in wenigen Sätzen zu faſſen“, muß wirklich bei einem derartigen Durcheinanderwürfeln der heterogenſten Dinge im Intereſſe der Kritik bedauert werden, da man es nur ſchwer über ſich gewinnen kann, 70 Seiten derartigen, und meiſt noch bunteren und bombaſtiſcheren Gemiſches hintereinander durchzuleſen. Redner zog daher vor, dem zweiten oben angezogenen Spruche ſich zuwendend, den Verfaſſer bei einem am Schluſſe (auf S. 71) ausgeſprochenen Worte zu faſſen: „Wir können nur auf

positive Kritik achten, welche belehrende Thatsachen aufstellt." In der That, es ist mit Dank anzuerkennen, daß der Verfasser sein mangelhaftes Wissen über Frankfurt eingesteht, und die Belehrung anderer sich erbittet. Was er über Frankfurts Geschichte oder Topographie vorbringt, ist nämlich durchweg irrig und bedarf der Richtigstellung im höchsten Grade. Mit derselben verliert es indeß für den Herrn Dr. Sepp den Reiz eines Beweismaterials für seine auf dem Titel aufgestellte Behauptung der Identität von Frankfurt mit Askiburg; wenn überhaupt diesem Versuche, Frankfurt durch Klangähnlichkeiten, die die kühnsten Ableitungen der Keltomanen noch übertreffen (Laërtes, Laert, Leart, Leonhard) und mythologische Analogien ein höheres Alter zu verschaffen, irgendwie der Name eines Beweises beigelegt werden kann.

Das Ascis des Geographen von Ravenna (eines Schriftstellers aus dem 6. Jahrhundert), identificirt Dr. Sepp einfach mit dem Asciburgum des Tacitus, trotzdem dieses als am Niederrhein belegen bezeichnet wird, und bringt es ebenso zusammen mit dem Asciburgius des Ptolemäus II, 11, in dem man das Fichtelgebirg zu erblicken glaubt.)

Die Sage der Gründung des Taciteischen Asciburgum durch Laertes wird ohne weiteres (S. 5) auf Frankfurt bezogen, indem Sepp unter Umdeutung des Laertes in Leonhard (s. oben) sagt: „Die Leonhartskirche am Römerberg in Frankfurt nähme die für Laërt in der Askiburg passende Stelle ein, mag auch der sonstige Kult, welcher in Bayern noch fortbesteht, in der Mainstadt früh in Abgang gekommen sein."

Erstens steht die Leonhardskirche nicht am Römerberg*), sondern an dem wahrscheinlich weniger zum Beweise passenden Mainufer. Sodann stammt sie nicht aus unvordenklichen Zeiten, noch weniger aber ist sie von vornherein dem h. Leonhard geweiht gewesen. Im Jahre 1219 schenkte König Friedrich II. den Bürgern von Frankfurt eine Hofstätte (area seu curtis), um auf derselben eine Kapelle zu erbauen zur Ehre der h. Maria und des h. Georg.

*) Daß dieses kein lapsus calami ist, beweist die wiederholte gleiche Behauptung auf S. 51 der Sepp'schen Schrift.

Dieſe Kapelle wurde 1317 in ein Collegiatſtift umgewandelt, deſſen Statuten erhalten ſind, und im Jahre 1323 erſt nahm die Kirche nach den aus Wien durch urkundlich bezeugte Vermittlung des dortigen Schottenabtes bezogenen Gebeinen des h. Leonhard den Namen dieſes Heiligen an, während noch über ein volles Jahrhundert das Collegiatſtift daneben ihren alten Patronen durch Aufführung derſelben im Titel ſich getreu erweiſt. Wir brauchen uns nun nicht mehr zu wundern, daß der uralte Laertkult hier ſchon früh verſchwunden iſt, ſondern müſſen uns eben mißtröſten damit, daß er gar keinen Grund hatte, jemals hier zu exiſtiren. Ueber den S. 8 erwähnten Milchbrunnen, aus dem nach lokaliſirter Sage in Frankfurt die Kinder vom Klapperſtorch geholt werden, glaubte Redner nicht rechten zu ſollen, über den Knäbleinsborn aber, den der Verfaſſer dort und noch auf anderer Stelle mit dem dabei belegenen Frauenhauſe in oſtenſible Verbindung bringt, kann er den Aufſchluß geben, daß nicht die jungen Frankfurter, ſondern ſein Begründer oder einſtmaliger Beſitzer, ein Bürger Knebelin, vor deſſen Hauſe er ſtand, ihm den Namen verliehen hat.

Auf Seite 18 folgen der Behandlung der Leonhardsſage und einer längeren Abſchweifung über Brunnencultus die Worte: „Man möge aus dem Geſagten von Ascis oder Askiburg“ (das übrigens in der ganzen vorhergehenden Auseinanderſetzung ſeit S. 5 mit keinem Worte berührt wird) „ſich einen Begriff machen. Es frägt ſich allerdings, wo hier die Eſche gewurzelt und ob der heilige Hain ſich bis Eſchenheim erſtreckte?“

Ob dies ein „zuſammengefaßtes Ergebniß“ ſein ſoll? Beantwortet wird die Frage vom Verfaſſer weiter nicht, er hilft ſich mit einem Dichterwort und einer Abſchweifung über Heddernheim und deſſen Mithraskult, der wieder mit Leonhard paralleliſirt wird, über die Lücke hinweg, um dann durch den Uebergang: „So wenig als ein Laert oder ein Leonhartskirchlein durfte bei einer germaniſchen Niederlaſſung Nikolaus fehlen“, zu der Kirche dieſes Heiligen in Frankfurt überzugehen. Sie iſt bei Sepp „an der Stelle der alten Hofkapelle 1142 neu erbaut“. Daß das Jahr ein Irrthum iſt, wurde bereits vor Jahren von Herrn Dr. Euler nachgewieſen, nach welchem dieſe Notiz der Annales Disibodenbergenses ſich vielmehr auf dieſes

Kloſter bezieht. Die erſte Erwähnung eines Kapellans der Nikolauskapelle iſt vom Jahre 1264. Chronikaliſch ſteht feſt, daß ſie 1290 von Rudolf von Habsburg vollendet, und urkundlich, daß ſie 1292 von Adolf von Naſſau dem Bartholomäusſtift incorporirt worden iſt. Auf Reichsterritorium hat ſie demnach geſtanden, doch ob ſie die Hofkapelle erſetzen ſollte, das iſt gegenüber den Reſten der Kapelle im Saalhofe — dem kaiſerlichen Palaſte — aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts (1208) und der Erneuerung derſelben in gothiſcher Zeit doch mehr als zweifelhaft. Giebt doch das Reich erſt im Jahre 1338 den Saal aus ſeiner Hand!

Eine Hinweiſung auf den mit Nikolaus als Kinderfreund (und Polterer) erſcheinenden Rupert erleichtert Dr. Sepp den Uebergang zu dem weiteren Poltergeiſte Bartel, unter welcher Abkürzung von Bartholomäus Dr. Sepp den altdeutſchen Gottesnamen Bartold oder Berchtold für Wodan verſtanden wiſſen will. Nach Sepp ſteht es aus dem Namen Bartholomäus feſt, daß „der Dom in Frankfurt die Stelle eines Berchtold- oder Wodan-Heiligthums einnehme, heißt doch ein naher Wald noch die Bracht und Berchte mit oder ohne Weißfrauenkirche paßt vorzüglich zu dem Jungbrunnen, woraus man die Kinder holt".

Was der Wald Bracht — wohl eine Verwechslung mit dem Bruch, dem alten Mainarm oberhalb Frankfurts — mit der Evidenz des Doms als Wotansheiligthum zu thun hat, weiß man nicht. Berchta, die Sepp mehrfach mit Bartelt (Berchtold) zuſammenbringt, der er ſogar ihre aargauiſchen Bechteleshirzli zu Gunſten ſeines Wotan Bartelt wegnimmt (S. 24 und S. 51), wird hier mit der Weißfrauenkirche zuſammengebracht. Sepp verwechſelt offenbar (hier und S. 65 wiederum) dieſe dem 1227 geſtifteten Reuerinnenorden angehörige Kirche, die nach der weißen Farbe der Kleidung der Nonnen die Weißfrauenkirche genannt wird, mit der 1320 gebauten und 1325 zum Collegiatſtift erhobenen Liebfrauenkapelle auf dem Roſſebühel.

Weitergehend ſchließt er dann, daß dem Wotanswallfahrtsmarkte im Herbſt entſprechend die Frankfurter Herbſtmeſſe dem Bartholomäus = Bartel ihren Urſprung zu verdanken habe. Sodann verſteigt er ſich S. 57 zu den Worten: „Im Glauben an die vorher

da beſtandene Wodanskapelle beſtärkt mich feſt die Salvatorkirche, welche Ludwig der Deutſche 874 dafür oder daneben erbaute.“ Und weiter S. 64 „.... und die älteſte Kirche in unſerer Mainſtadt S. Salvator hat nothwendig dieſelbe Vorausſetzung. Dabei hieß aber das von Ludwig dem Deutſchen gegründete Kollegiat Bartholomäusſtift und hat ſich ſo bis 1802 erhalten. Mithin zwei Patrone nebeneinander; doch beim Neubau der Kirche ſchlägt der vorgebliche Apoſtel den mannbärtigen Heiland aus dem Felde und am Bartholomäustag 1239 findet die Einweihung des Kaiſerdoms ſtatt. Kirchweih dagegen war am nächſten Sonntag vor Mariä Himmelfahrt.....“

Dieſe Angaben bedürfen ſehr der Richtigſtellung. Die Gründung der Salvatorkapelle im Jahre 874 wird von gleichzeitigen Annaliſten auf die Heilung Karls (des Dicken) in dieſem Jahre zurückgeführt, und gleich von vornherein erſcheint (durch die Schenkung der Ruotlind aus dieſem Jahre) der Hauptaltar als der Jungfrau Maria geweiht. Der Feſttag derſelben war daher für die Kirchweih beſtimmend. Am Tage Mariä Himmelfahrt wurde daher die Herbſtmeſſe eingeläutet, auf Mariä Geburt aber ausgeläutet, ihr Anfang mochte fallen, wie er wollte. Zu Bartholomäus traten Kirche und Stift erſt durch die Neuweihung und die Aufnahme der Hirnſchale dieſes Heiligen im Jahre 1239 in Beziehung; das Stift hieß bis dahin ebenſogut nach dem h. Salvator wie die Kirche. Daß alſo der Name Bartholomäus an ein Wodansheiligthum erinnern ſoll, wird hiernach niemandem mehr einleuchten. Ludwig der Deutſche gründete, wie hier die Domkirche, ſo auch zu Regensburg den Dom, der dem h. Salvator und h. Emmeran geweiht iſt. Gleicher Gründer und vielleicht auch gleiche Veranlaſſung! Jedenfalls iſt in dem auf rein chriſtlicher Grundlage und unter ſtreng kirchlicher Mitwirkung durch kaiſerliche Gründung erwachſenen Gotteshauſe wohl nicht eine quasi-Nothgründung zu ſuchen, um ein unliebſames heidniſches Idol zu beſeitigen oder mit dem Mantel chriſtlicher Frömmigkeit zu bedecken. Noch weniger aber erlaubt es die Baugeſchichte des Domes, wie S. 65 Herr Dr. Sepp es thut, ein Kümmernißbild unter der Mauertünche verborgen zu glauben, oder, was ein noch größerer Irrthum iſt, darf man das jetzige Kreuz,

das der Mitte des 14. Jahrhunderts entſtammt, zu irgend welchen Schlüſſen für die karolingiſche Anlage verwenden, wie S. 67 der Schrift geſchehen. Dergleichen Irrthümer, deren ſchon mehrere nachgewieſen worden, finden ſich ſtets, ſobald faktiſche Frankfurter Verhältniſſe behandelt werden. So heißt es S. 46: „Hier (zu Aachen) ſteht die Pfalz dem Münſter ebenſo gegenüber, wie in Frankfurt der Römer dem Bartholomäusdome.“ Erſtens ſtimmt es örtlich durchaus nicht, dann aber war der Römer, bis die Stadt ihn 1405 zum Rathhauſe erwarb, Privateigenthum, dagegen der Saalhof die Pfalz, die aber auch zu dem Vergleiche örtlich nicht gepaßt hätte.

Das Haus zum Gral iſt keineswegs karolingiſch, ja es gehörte nicht einmal, wie man bis zum Abbruch wähnte, der romaniſchen Zeit an. Beim Niederreißen (vor einigen Jahren) zeigte ſich, daß die romaniſchen Bogen der Fenſter, welche Anlaß zu der Vermuthung gegeben hatten, eingeſprengte Entlaſtungsbogen waren, und ſich daneben reſp. darunter die Reſte beſeitigter oder veränderter Spitzbogenfenſter befanden.

Wenn man nun all dieſes zuſammenfaßt, ſo wird man dem Redner recht geben, wenn er, Sepps Worte (S. 70) citirend, ſagte, „denkende Menſchen werden Schritt für Schritt die Spuren des höheren Alterthums der ſchönen Mainſtadt verfolgen“, man darf dieſen Forſchern aber nicht verüblen, wenn ſie nicht die Arbeit ihres Vorgängers Dr. Sepp — wie er es ſich dachte — als „Rahmen und Aufzug“ benutzen.

Die dritte öffentliche Sitzung fand am 14. Januar 1883 ſtatt. Nach Erledigung der wenigen geſchäftlichen Angelegenheiten hielt Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend den zweiten ſeiner Vorträge „Ueber die neueſten Forſchungen zur Urgeſchichte Frankfurts. Dieſes Mal erklärte Redner, in der „Urgeſchichte von Frankfurt am Main und der Taunus-Gegend von Dr. A. Hammeran“ einer erfreulicheren Erſcheinung gegenüberzuſtehen als beim erſten ſeiner Vorträge. Wie die damals beſprochene Sepp'ſche Schrift verdankt auch die Hammeran'ſche dem zu Frankfurt abgehaltenen XIII. Anthropologencongreſſe ſeine Ent-

ſtehung. Sie iſt ein Theil der vom Lokalcomite dem Congreſſe überreichten Begrüßungsſchrift.

Wenn Sepp's Forſchungsmanier in dem Satze (S. 46 ſeiner Schrift) gipfelt: „Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft", ſo tritt uns gleich im Eingange der Hammeran'ſchen Schrift (auf S. 4) vortheilhaft der Satz entgegen: „Ich bin der Meinung des von mir als der Begründer unſerer deutſchen Archäologie verehrten Ludwig Lindenſchmit, daß man gut thue, das Unſichere, Schwankende nur langſam in Formen zu geſtalten."

An der Hand der Funde, über welche im zweiten Theile der Arbeit eine ſpecielle, hier nur zu erwähnende Ueberſicht gegeben wird, ſchildert Herr Dr. Hammeran die Geſtaltung des Terrains, auf dem die Stadt Frankfurt ſich jetzt erhebt, und ſeiner Umgebung in ihren charakteriſtiſchen Zügen. Redner machte es ſich zur Aufgabe, dieſer Schilderung folgend dasjenige hervorzuheben, was einerſeits als neu und von den bisherigen ſchlecht begründeten Anſichten abweichend, anderſeits als für Frankfurts Vorgeſchichte beſonders intereſſant in der Hammeran'ſchen Arbeit ſich darſtellte.

Beſonderes Gewicht legte Redner auf die aus dem Frankenfriedhof unter den Weſtbahnhöfen ſich ergebende Exiſtenz einer Niederlaſſung auf dem Stadt Frankfurter Boden. Sie rückt allerdings, wie Herr Dr. Hammeran angiebt, die Exiſtenz der Beſiedelung auf dieſer Stelle am Main um etwa 300 Jahre zurück, aus dem achten ins fünfte Jahrhundert, allein gleich aus dieſem Friedhofe im Weſten eine Continuität mit der ſpäteren karolingiſchen Niederlaſſung etwa 1 Kilometer öſtlicher, ſtromaufwärts, anzunehmen und „die Entſtehung der Stadt in die merowingiſchen Periode zu legen", dazu konnte Redner ſich nicht verſtehen. Die Bewohner der Anſiedlung, die dort ihre letzte Ruheſtätte fanden, haben ſicherlich nicht die Furt benutzt, welche der karolingiſchen Pfalzſtätte als Kryſtalliſationspunkt diente, jene Felſenbarre beim Leonhardsthore, in der Nähe des kaiſerlichen Palaſtes.

Die Vermuthung des Dr. Hammeran (S. 21), daß an der Stelle der Leonhardskirche „immerhin" eine noch ältere kleine Holzkirche geſtanden habe, ſowie die angeblich „auf dem jetzigen Hühnermarkt erbaute Kapelle", über deren „ſpätere Erbauung poſitive Nachrichten"

vorhanden ſein ſollen, gaben am Schluß ſeiner ſonſt anerkennend referirenden Worte über die Hammeran'ſche Schrift dem Redner Anlaß, aus ſeinen eigenen neueren Forſchungen über die ältere Geſchichte Frankfurts das hier Einſchlagende mitzutheilen.

Zunächſt erwähnte Redner die alte, nun wohl gänzlich beſeitigte Anſicht, daß an Stelle der Leonhardskirche der Palaſt Karl's des Großen geſtanden habe. Entſtanden iſt dieſe Anſicht aus einem Leſefehler in der Urkunde von 1219, durch welche Friedrich II. den Bürgern von Frankfurt zur Erbauung einer ihnen nothwendigen (necessaria) Kapelle einen Bauplatz am Kornmarkt ſchenkt. Die dort für dieſen Bauplatz gebrauchten Worte area seu curtis, eine Hofraithe oder ein Wirthſchaftshof, wurden im 17. Jahrhundert, einerlei von wem, zuerſt für area seu turris (Thurm) geleſen und ſo konnte ſich an dieſe Stelle leicht die geſuchte karolingiſche Pfalz anlehnen. Man ſuchte aber einen Ort für dieſe Pfalz, da man ſich in die Annahme verrannt hatte, Ludwig der Fromme habe neben dem Palaſte ſeines Vaters einen neuen Palaſt erbaut. Einhard iſt es, der uns Nachricht über dieſen Bau giebt, er ſagt aber nur, daß Ludwig zu Frankfurt überwintert habe constructis ad hoc opere novo aedificiis, nachdem er zu dieſem Zwecke Gebäude nach neuer Bauart erbaut habe. So iſt die Stelle nach dem klaſſiſchen und dem frühmittelalterlichen Gebrauche zu überſetzen, keineswegs iſt aber aus dieſen Worten etwas über den Standort der neuen Gebäude zu ſchließen. Die Worte der Annales Besuenses aber, der einzigen ſonſtigen Quelle über den Bau, die dann auch in die Annales S. Benigni Divionenses übergingen, lauten einfach in Franconofurt in quo palacio novo illo anno hiemavit. Sie erzählen alſo auch nur von einem Neubau und man würde zu viel in die Worte hinein legen, wenn man dieſem palacium novum gegenüber ein palacium vetus ſuchen wollte. Der Mönch regiſtrirt die Geburt Karl's des Kahlen, des von der zweiten Frau Ludwig's des Frommen und ihrem geiſtlichen Anhange heiß herbeigeſehnten Sohnes, und der neue Palaſt ſteht ihm gleichſam als ein gutes Omen für die Geburt des erſehnten Knaben. Die klaren Worte der Urkunde area seu curtis bezeichnen den Platz als einen königlichen Meierhof. Die curtis imperialis kommt in Urkunden der ſpäteren

Karolinger und der Ottonen oft genug neben dem palacium imperiale vor, um nicht bekannt zu sein. Die spätere Hohenstaufenzeit aber ist auch anderer Orten die Zeit der Verschleuderung der letzten Reichsgüter, des gänzlichen Aufgebens der Reichsdomänen und ihrer Bewirthschaftung in eigener königlicher Regie. Einem derartigen Acte stehen wir auch hier gegenüber. Die Schenkung des Hofes an die Stadt ist ein Glied einer Kette anderer Schenkungen, die einzeln nicht mehr constatirbar sind, deren Spuren wir aber im 13. Jahrhundert in den zahlreichen im Privatbesitz befindlichen Beunden oder Bunden verfolgen können. Die Bunden waren die mit Bannzäunen begrenzten Domanialpareellen in der übrigen offenen Feldmark, der Rest des dismembrirten Reichsbesitzes, diesseits des Mains, wo nicht, wie in Sachsenhausen, der Reichsbesitz durch das Lehnswesen in geschlossenen Gütern in Privathände übergegangen war.

Die Worte der Urkunde von 1219 area seu curtis lassen aber eine vorher dort etwa befindliche Holzkapelle, wie Herr Dr. Hammeran anzunehmen geneigt ist, wohl nicht zu. Für die karolingische Zeit eine Kapelle außer dem Palastcomplexe anzunehmen, haben wir kein Recht, denn das locus celeber des Briefes der Bischöfe von 794 (nicht 774, wie durch einen Druckfehler bei Hammeran steht) als zahlreich bewohnten Ort zu übersetzen, ist nach des Redners Ausführungen entschieden falsch. Es kann nach dem Zusammenhange des Briefes in der ganzen Datirung nur das Streben der Schreiber erkannt werden, den Ort der Versammlung für den Empfangenden möglichst sicher zu bezeichnen. Curia celebris heißt soviel als als curia solemnis, nicht ein besuchter Hoftag, sondern ein feierlicher Hoftag, und so heißt in loco celebri hier nichts anderes, als was wir heute zu Tage mit „am Festorte" oder „am Versammlungsorte" wiedergeben würden. Wäre es ein berühmter Ort oder ein vielbesuchter oder ein sehr bewohnter Ort gewesen, weshalb wäre dann die Bezeichnung in suburbanis Moguntiae ꝛc. nothwendig gewesen? Die Ortsbezeichnung für das Concil heißt ja: in suburbanis Moguntiae metropolitanae civitatis regione Germaniae, in loco celebri qui dicitur Franconofurd.

Wenn also Frankfurt damals nicht als vielbewohnter Ort bewiesen werden kann, wenn ferner die Stiftung einer neuen Kirche

ſich erſt 874 und einer weiteren Kapelle gar erſt 1219 nothwendig macht, ſo kann der Annahme der Exiſtenz einer Holzkapelle an der Stelle der jetzigen Leonhardskirche, gegen den Wortlaut der Urkunde von 1219, auf die bloße Analogie mit anderen Orten und Vorkommniſſen hin nicht ſtattgegeben werden.

Redner wendet ſich ſodann zu der zweiten Annahme der Exiſtenz einer Kapelle auf dem jetzigen Hühnermarkt. Die Annahme einer Kapelle dortſelbſt hat ihren Ausgangspunkt in der Thatſache, daß dieſer Ort bis ins tiefe Mittelalter hinein Friedhof heißt, ohne daß ſich je eine derartige Verwendung dieſes Raumes nachweiſen läßt.

Es weiſt ſomit dieſe Bezeichnung auf eine unvordenkliche Zeit des frühen Mittelalters, von der uns Nachrichten nicht erhalten ſind. Jedenfalls beweiſt ſie aber, daß für die karolingiſche Niederlaſſung der Ort der merowingiſchen Gräber ein zu entlegener war, daß man ſpäter noch ſich eines näher gelegenen bedient hat, was bei der bekannten centrifugalen Natur derartiger Anlagen nicht auf eine ſo große Ausdehnung der karolingiſchen Anſiedlung ſchließen läßt, und den Friedhof an den Bahnhöfen ſicher einer anderen mit Frankfurts Exiſtenz nicht urſachlich zuſammenhängenden Anſiedlung zuweiſt.

Die Annahme einer Kapelle auf dem ſ. g. Friedhofe ſoll nun durch eine Urkunde aus dem Jahre 874 geſtützt werden, worin eine Ruotlint eine Schenkung zu Gunſten der heil. Maria zu der königlichen Kapelle (ad sanctam Mariam ad capellam regiam) macht. Schon Kriegk hat bewieſen, daß dieſe Kapelle mit dem neu gegründeten Dom eins ſei. Im Jahre 873 wird Karl der Dicke von Irrſinn befallen und geheilt in der Palaſtkapelle (in der Kapelle, welche an das von ihm bewohnte Haus anſtieß). Zum Danke für die Heilung ſtiftet Ludwig der Deutſche eine neue Kapelle der Mutter Gottes und dem heil. Salvator geweiht. Er ſtirbt vor Ausſtellung der betreffenden Stiftungsurkunde. Sein älterer Sohn Ludwig ſtellt im Jahre 880, deſſen Bruder und Nachfolger 882 Urkunden über die Stiftung des Vaters aus, die beide die Schenkung der Ruotlint vom Jahre 874 enthalten und auf die Salvatorkapelle (den Dom) beziehen. Klarer kann doch der etwa zweifelhafte Ausdruck der Urkunde von 874 nicht commentirt werden als durch die Anführung in den Urkunden von 880 und 882. Somit fällt die Hühnermarkts-

kapelle in ſich zuſammen und der „Friedhof" iſt der bürgerliche Friedhof der karolingiſchen Anſiedlung, der ſich naturgemäß an die Stadtmauer, den äußeren Bering der Anſiedlung, anlehnt.

Dieſen durch die Hammeran'ſche Schrift veranlaßten Betrachtungen ſchloß Redner ſodann noch einen weiteren für die Geſtaltung des älteren Frankfurts hochwichtigen Gegenſtand an, die Zeit der Entſtehung der Mainbrücke. Durch Ausnutzung einer bisher unbeachtet gebliebenen Urkunde des Böhmer'ſchen Urkundenbuches glaubt Redner die Erbauung der feſten Mainbrücke datiren zu können, und zwar auf die Mitte des 12. Jahrhunderts. Die fragliche Urkunde iſt eine päpſtliche Bulle für das Kloſter Ilbenſtadt in der Wetterau, worin dieſem Kloſter ſeine Beſitzungen, die Kloſterkirche mit ihrem Fundus, Güter in einigen Dörfern, ein Haus zu Frankfurt und das teloneum vel naulum Frankenforde der Zoll oder das Fährgeld zu Frankfurt beſtätigt werden. Das teloneum vel naulum war dem Kloſter von dem 1137 verſtorbenen Könige Lothar von Sachſen geſchenkt worden, eine Nachricht, die aus der Bulle entnehmen zu können, uns um ſo wichtiger iſt, als die betreffende Schenkungsurkunde ſelbſt nicht mehr erhalten zu ſein ſcheint. Das naulum iſt nun nicht, wie Böhmer und nach und vor ihm alle anderen Erklärer wollen, ein Zoll von vorüberfahrenden Schiffen, denn dieſer wird ſpäter, z. B. ſchon 1157 wieder, direkt als königliches Eigenthum bezeichnet, ſondern dem klaſſiſchen Sprachgebrauch gemäß der Ueberfahrtszoll, die jedenfalls ſehr erträgliche Einnahme der bisher königlich geweſenen Fährgerechtigkeit zu Frankfurt. Der Umſtand nun, daß der Beſitz derſelben in der Ilbenſtadter Bulle eine ſo große Rolle ſpielt und an vierter Stelle erwähnt und der ſehr koſtſpieligen Beſtätigung durch päpſtliche Bulle für werth erachtet wird, während jeder weitere Anſpruch darauf ſeitens des Kloſters verſchwindet, läßt ſich nur durch die bald darauf erfolgende Erbauung der feſten Brücke erklären, die ſelbſtverſtändlich den Ertrag der Fähre auf ein Minimum reducirte und für die nächſten Jahrhunderte zu einem wenig begehrenswerthen und darum unangefochtenen Beſitzgegenſtande machte, bis die Nichtausübung des Rechts dasſelbe erlöſchen und an die Stadt übergehen ließ, in deren unbeſtrittenem Beſitze wir es im ſpäteren Mittelalter ſehen.

Redner behielt sich vor, die weiteren Folgerungen aus dieser für die Entwicklung Frankfurts im früheren Mittelalter so wichtigen zeitlichen Feststellung unter Vorlage von Plänen zum Gegenstande einer besonderen Mittheilung zu machen.

III. Vorträge und Vorlesungen.

Der erste Vortrag im laufenden Geschäftsjahre wurde am 19. December 1882, Abends 8 Uhr, im Sitzungssaale des Goethehauses abgehalten; Herr Otto Robert Wilhelm Bautz, Lehrer an der hiesigen Musterschule, sprach über Jean Jacques Rousseau.

Nachdem am Eingange des Vortrags auf die Sittenverderbniß und die Fäulniß der französischen Welt nach Ableben von Louis XIV. hingewiesen wurde, kennzeichnete Redner die treibenden Ideen, welche als Heilmittel angewandt einen Umschwung der Gesellschaft herbeiführen sollten. Die Kirche glaubte durch vermehrte Bigotterie und die Philosophen meinten durch offenes Aussprechen dessen, was man künstlich zu verhüllen suchte und durch Zurückgehen auf die reine, unverdorbene Menschennatur dem herrschenden Uebel entgegenzuwirken; jene wirkte umgestaltend mehr nach Schein, diese nach der Wirklichkeit. Redner entwarf nun ein Bild der herrschenden philosophischen Richtung, wie sie bei den Encyclopädisten zur Erscheinung kam und deutete auf die Consequenzen des Materialismus hin. Im Anschlusse hieran betonte er sofort den Gegensatz, in dem Rousseau zum Skepticismus und Atheismus der Aufklärer stand. Er entwarf hierauf ein kurzes, aber deutliches Lebensbild dieses Mannes und wies nachdrücklich auf die verschuldeten und unverschuldeten Ursachen hin, welche seinen Charakter so haltlos und frivol gestalten. Hierauf besprach er seine politischen und pädagogischen Ideen, wie sie im Contrat social und Emile zur Erscheinung treten. Beide Werke skizzirte er genau. Er wies auf Rousseaus Naturmenschen hin, die nie existirt und nur der Phantasie angehört haben, erkannte aber an, daß er es gewagt, die als ewig überkommen geglaubten und geheiligten Standesvorurtheile durch eine sociologische Genesis zu durchbrechen und an die allgemeinen Menschen-

pflichten und Menſchenrechte zu appelliren. Seine Worte über Souverän und Volkswillen ſtellen in ihrer Verbindung und Trennung die reinſte Demokratie dar und malen einen Staat aus, der ganz in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aufgeht. Redner wies darauf hin, daß Rouſſeau durch ſeine Worte ein Despot der Maſſen wurde und den Aufſchrei des Volkes in der Revolution verurſacht hat. Im Anſchluß hieran wies er auf die verſchiedene Wirkung der Worte von Montesquieu und Hobbes hin, die mehr eine doctrinäre war. Ebenſo beſprach er die Rouſſeau'ſche Idee einer Staatsreligion und erklärte ſie nicht als phantaſtiſch und abſurd, da man in Zeiten eines allgemeinen religiöſen Indifferentismus und einer Zerſetzung des confeſſionellen Glaubens durch hiſtoriſche Kritik nur an die Poſtulate: Gott, Tugend und Unſterblichkeit auf Grund des Herzens und der allgemeinen Menſchenliebe appelliren wird, geradeſo wie in Zeiten wilder Tyrannei Rouſſeaus Menſchenrechte immer wieder hervorgeholt und geleſen werden. Redner geht nun zur pädagogiſchen Beſprechung des Emil über. Er charakteriſirt genau das Naturkind Emil auf den verſchiedenen Stufen der Ausbildung und flicht hierbei die pſychologiſchen und methodiſchen Gedanken Rouſſeaus ein. Zum Schluſſe kommt er zu folgendem Ergebniß.

Der Hauptmangel iſt, daß dem ganzen Gemälde einer idealen Erziehung einer der wichtigſten Züge, der Einfluß eines geſunden Familienlebens, verloren gegangen. Emil empfindet nie die Liebe der Mutter, welche Peſtalozzi ſo reich genoß und als Grundlage ſeiner Pädagogik nahm. Sodann läßt Rouſſeau das religiöſe Leben viel zu ſpät im Kinde erwachen und ſich entwickeln, wenngleich er auch Recht hat, daß die religiöſen und ſittlichen Begriffe von innen heraus ſich entwickeln und aus Erlebniſſen und Erfahrungen hervorgehen ſollen. Dogmen und unverſtändliche Sätze gehören nicht vor Kinder. An edlen und heiligen Perſonen, die Fleiſch und Blut haben, ſollen ſich die religiöſen Gefühle entwickeln. Rouſſeau läßt, da ſein Syſtem die allgemeine Staatsreligion erheiſcht, den Offenbarungsglauben nicht auftreten. Weil Emil keinen confeſſionell-kirchlichen Einfluß an ſich erfährt, ſo hätte er das religiöſe Vorleben des Erziehers mehr hervortreten laſſen ſollen. Rouſſeaus religiöſe Erziehungsidee iſt kalt, gefühllos, ſchemenhaft, weil er ein Leben nicht

dem Zögling vorleben konnte. Seine Charakterbildung ist bei Emil nach der intellectuellen Seite mehr zum Durchbruch gekommen, als nach der des Gefühls. Emil soll ein Mann werden, der auf sich selbst ruht und ausschließlich nach persönlicher Einsicht handelt. Rousseau sichert dem Kinde eine fast unbeschränkte Freiheit und Unabhängigkeit, während dieses sich unter einer einsichtsvollen strengen Leitung wahrhaft glücklich fühlt; aus Haß gegen jede Verfrühung und Zwang versäumt er oft die rechte Zeit im Lernen und geregelten Arbeiten und spielt mit dem Pflichtgefühle Verstecken. Das unbestreitbare Verdienst der Rousseau'schen Pädagogik liegt darin, daß er für die körperliche Erziehung in richtiger Weise eintritt, die Pflege den Ammen, Wärterinnen und Müttern ans Herz legt, gegen die Unsitten der ersten Erziehung energisch zu Felde zieht, daß er gegen das unverstandene Phrasenthum und hohle Räsonniren, gegen den Mechanismus und die Kopflosigkeit im Unterricht, gegen das geringe psychologische und pädagogische Verständniß seiner Zeit eifert. Allgemeine Entfaltung der Anlagen und individuelle Behandlung, intellectuelle Bildung auf Grund der Sinnenbildung und Anschauung, die hohe Bedeutung des Spiels und der Leibesübungen, der Unterricht durch Thatsachen und durch die lebendige Darstellung des Lehrers, die Harmonie zwischen Sinnen-, Begriffs- und Ideenbildung durch genetische Methode einerseits und durch die Postulate des praktischen Lebens andrerseits — das bildet Rousseaus unbestreitbares Verdienst. —

Zum Schlusse gab Redner eine Gesammtbeurtheilung des Mannes und kennzeichnete seine Doppelnatur im Leben und Wirken und seine Einheit auf dem Boden des Herzens. Rousseau hat für sein Volk und seine Zeit trotz aller Anfechtungen und Verirrungen, mitgeholfen, das Ideal des Herzens zu retten.

Für den zweiten Vortrag, der am 21. Januar 1883, Vormittags 11 Uhr stattfand, war der Lehrsaal der Polytechnischen Gesellschaft gewählt worden; Dr. Wilhelm Jordan sprach über „Die Allegorien bei Dante".

Der Redner trug zunächst in poetischer Nachbildung den ersten Gesang vor, welcher die Einleitung zum ganzen Gedicht bildet. Er

machte darauf aufmerksam, daß beim Anhören kein richtiges Verständniß des Inhaltes zu erlangen sei, wenn auch der Wohllaut der Sprache und die Schönheit der Bilder den Hörer fessele. Die in der Dichtung enthaltenen Allegorieen ließen sich nämlich nicht sofort unzweifelhaft als solche deuten, während z. B. ein Räthsel nur eine bestimmte Lösung zulasse und die Götterſagen entweder naturgeschichtliche Vorgänge ausdrückten (wie die Sage der Demeter und Persephone die Einlegung des Samens in den Boden) oder sittliche Wahrheiten, zu deren Prüfung die Originalwahrheit herangezogen werden könne. In der Oreſtie werde die Abschaffung der Blutrache und die Einsetzung der gerechten Strafgewalt des Staates symbolisirt. Daß dagegen hinter Dante's Bildern die Anschauungen und Begegnisse eines Einzelnen zu suchen seien, darüber lasse der Dichter selbst keinen Zweifel. Jedenfalls bleibe dies das Kunstwidrige solcher Allegorieen, daß eine Zeit eintreten müsse, wo nur noch die literarischen Kenntnisse eines Gelehrten ihr mythologisches Dunkel aufzuhellen und ihre Bedeutung wahrscheinlich zu machen im Stande seien.

Der Vortragende skizzirte nun die beiden Hauptarten, die Allegorieen zu erklären. Die eine ist die psychologische, die andere die biographisch-politische. Der finstere Wald, in dem sich der Dichter um des Lebens Mitte verirrt, bedeutet nach einem Theil der Erklärer jenen Zustand der Gemüths- und Geistesverwirrung, in welchen uns die Leidenschaften zu stürzen pflegen. Nein, sagen Andere, er bedeutet den großen Haufen der Unwissenden und Gottlosen, der gleichsam Wurzel geschlagen auf dem Wege des Unrechts. Das Thal, welches das Herz mit Furcht peinigt, sei die Zeitlichkeit, sinnliche und weltliche Gesinnung. Der Freude erweckende Hügel, der es begrenzt, beschienen von demjenigen Planeten, welcher Jeden die Bahn des rechten Weges führt (d. h. der Sonne der Wahrheit, denn damals galt die Sonne noch für einen Planeten), sei das Sinnbild der Erhebung zu Gott. Der Panther mit dem buntgefleckten Fell, welcher den Weg verlegt zum Gipfel des Hügels, wird ziemlich übereinstimmend gedeutet als die Sinnenlust, deren Wiedererwachen den guten Bestrebungen entgegenwirke und den Menschen wieder herabtreibe in Irrthum und Sünde; die Beziehung

zwiſchen Bild und Sinn wäre dann jedenfalls eine ziemlich fernliegende und geſuchte, denn die Augenluſt an der hübſchen Zeichnung des Panthers würden doch andere Thiere, namentlich ſchön gefiederte Vögel, in höherem Grade gewähren, am beſten aber wäre dafür ein reizendes üppiges Weib gewählt worden. Der Löwe ſei der Ehrgeiz, der im reiferen Mannesalter die ſinnliche Leidenſchaft ablöſe, nach andern die Macht der irdiſchen Gewalt; die Wölfin endlich die Gier nach irdiſchen Schätzen, die im Alter vorherrſchende Habſucht. Zuletzt macht ſich aber die Stimme der Vernunft geltend, um das Weſen der Dinge, den richtigen Weg zur Gotteserkenntniß zu zeigen. Lediglich das Symbol dieſer Vernunft ſei Virgil als Führer zu derjenigen Weisheit, die damals für die größte galt, und zu ſchöpfen iſt aus dem Schickſal des Menſchen nach dem Tode. Als Bahnbrecher dazu bezeichnet zu werden, hat ſich Virgil das Recht erworben, indem er in der Aeneide ſeinen Helden ebenfalls in die Unterwelt führt und dort weiſen Rath empfangen läßt für die Grundlegung zur einſtigen Macht des römiſchen Reiches.

Alles dies laſſe ſich hören, aber könne unſere Ueberzeugung nicht gewinnen. Die politiſch-biographiſche Auslegung, am ſchärfſten durchgeführt von Roſetti, habe den großen Vorzug, daß ſie ihre Aufſchlüſſe gerade mit dem Bilde beginne, welchem die pſychologiſche Erklärung keinen Sinn abzugewinnen im Stande iſt, mit dem des Windhundes. Der Windhund, welcher der Wölfin ein Ende machen ſoll, ſei jener Cangrande della Scala, an deſſen Hofe Dante Zuflucht fand; das Haupt der ghibelliniſchen Gegner des päpſtlichen Roms. Die Bedeutung des Namens (Hund) habe hier die Wahl des Bildes beſtimmt. Dadurch werde es ſehr wahrſcheinlich, daß die Wölfin die politiſche Macht bedeute, eben das päpſtliche Rom mit ſeiner weltlichen Herrſchgier. Außer auf die Sage von Romulus habe ſie noch die Beziehung auf die „welfiſche" Partei. Der Panther, den Dante's Lehrer Brunetto Martini in ſeinem Teſoro als ſchwarzweißgefleckt bezeichnet, ſei das Sinnbild der Stadt Florenz, die damals in die Parteien der Weißen und Schwarzen getheilt war. Da der Dichter ſpäter der Ernennung zum Amt des Priore ſein ganzes Unglück zuſchrieb, ſo könne er die Parteileidenſchaft gemeint haben, wenn er den Panther als Hinder-

No.

1046. W. Schratz in München, 5 Broch.:
a) Ueber Regensburgiſche Münzkunde;
b) Die Conventionsmünzen der Herzöge von Baiern und Biſchöfe von Regensburg;
c) Numismatiſcher Anzeiger 1879;
d) Der Münzfund von Neunſtetten;
e) Aelteſte Münzgeſchichte Regensburg's.

1053. Local-Comité der Deutſchen Anthropologiſchen Jahres-Verſammlung (dreizehnte) zu Frankfurt a. M.: Bericht. Widmung für die Mitglieder derſelben, 1882.

1056. Karl Merker in Augsburg: Jahresbericht des Vereins für Volkserziehung in Augsburg, 1881/82.

34. Julius W. Braun in Berlin· Prachtband ſeines Werkes „Goethe im Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen".

42. Dr. Renard in Moskau: Bulletin No. 1 de la societé impériale des naturalistes.

81. Emil Du Bois-Reymond in Berlin: „Goethe und kein Ende." „Die Eblis."

82. Baron Ferdinand von Müller, Melbourne: Broch. „A lecture on the flora of Australia".

121. Dr. Wm. Kobelt in Schwanheim a. M.: 1 Broch. „Molluskengeographiſches vom Mittelmeer."

162. G. Bürklein, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königl. Baieriſchen Infanterie-Regiment „Kronprinz", München: „Beſchreibung des franzöſiſchen Feldzuges 1870/71 (Orleans)."

167. Major von Pfiſter in Darmſtadt: Broch. „Deutſches Wort — Volkes Hort".

171. F. A. Brockhaus in Leipzig: No. 1—12 „Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit", Organ des Germaniſchen Muſeums in Nürnberg.

172. Leopold von Borch in Innsbruck:
a) Geſchichte des Kaiſerlichen Kanzlers Konrad, Biſchof von Hildesheim und von Würzburg.

173. b) Zur Rechtsgeſchichte des Mittelalters.

184. Dr. Johannes Ranke in München: Broch. „Die dreizehnte allgemeine Verſammlung deutſcher Anthropologen ꝛc. zu Frankfurt a. M. vom 14.—17. Auguſt 1882."

188. Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt a. M.: Jahresbericht 1881/82.

189. Fried. Robert Radetzky, Kaiſerlich Ruſſiſcher Hofrath in Riga: „Benedict", Schauſpiel in 5 Aufzügen.

221. Dr. Adolf Brodbeck in Stuttgart:
a) Einleitung in die Philoſophie mit Zugrundelegung von Schleiermacher's Dialektik.
b) Zeittafeln und Skizzen zur Geſchichte der Muſik.

232. Smithſonian Inſtitut, Waſhington: History of the Smithsonian Exchanges.

243. W. Braumüller und Sohn in Wien: Fünfte Lieferung Goethe-Bildniſſe von Dr. H. Rollett in Baden bei Wien (Schluß).

262. Smithſonian Inſtitut, Waſhington:
a) Publications of the Bureau of Ethnology.

263. b) Geographical Surveys West of 100th Meridian.

264. c) Monographs of the United States Geological Surveys.

An Zeitschriften und Lieferungswerken, welche laufend eingehen, sind unter bestem Danke zu erwähnen:

Prof. Kürschner: „Ueber Land und Meer."
Herm. Goldamer in Berlin: „Das Buch vom Kinde."
E. A. Seemann in Leipzig: „Bildende Kunst."
Gust. Weise in Stuttgart: „Dr. Neubert's Gartenmagazin."
Dr. Robert Weber, Basel: „Helvetia."
Gustav Hempel, Berlin: „Goethe-Briefe."
Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutsche Seewarte."
Dr. E. Lucas, Reutlingen: „Pomologische Monatshefte."
Richard Lesser, Leipzig: „Weltpost."
Dr. Fr. Betz in Heilbronn: „Memorabilien" und der „Irrenfreund".
Dr. F. C. Noll hier: „Der zoologische Garten."
Dr. Friedr. Zarncke, Professor, Leipzig: „Litterarisches Centralblatt."
Dr. med. C. Reclam, Professor, Leipzig, „Gesundheit."
M. Schwarz, Wien: „Oesterreichischer Oekonomist."
M. von Freeden, Bonn: „Hansa."
E. Breslauer, Professor, Berlin: „Der Clavierlehrer."
Jos. Baer & Co. hier, Th. Völcker'sche Buchhandlung hier, Albert Cohn in Berlin sendeten regelmäßig ihre Kataloge.
Ernst Keil, Leipzig: „Die Gartenlaube."
Louis von Selar, Berlin: „Theaterzeitung."
L. Fränkel, Berlin: „Bühnen-Moniteur."
Friedrich Stoltze, hier: „Frankfurter Latern."
Anton Bing, hier: „Wochen-Rundschau."
Dr. Ludw. Holthof, hier: „Kleine Chronik."
Frankfurter Zeitung.
Frankfurter Journal und Presse.
Frankfurter Beobachter.
General-Anzeiger.
Börsen- und Handelszeitung.
Oeffentliches Börsen-Coursblatt des Wechselmakler-Syndikats, hier.
Beiträge zur Zahnheilkunde in englischer, italienischer, französischer und deutscher Sprache von verschiedenen Verfassern.

Bitte.

Die verehrten Genossen, welche schriftstellerisch thätig sind, werden dringend ersucht, von ihren Veröffentlichungen Exemplare an die Bücherei des Goethehauses gelangen zu lassen.

Berichtigungen zu der letzten Lieferung des Jahrganges 1881/82.

S. 341, Zeile 7 von oben ist als Antragsteller nicht Dr. Bix, sondern Generaldirektor Vogtherr zu bezeichnen.

Ebendas., Z. 7 v. unten ist unter den Mitgliedern des aus 12 Mitgliedern bestehenden Ausschusses zur Vorbereitung der akademischen Thätigkeit irrthümlich Geh. Hofrath Dr. Weber statt Direktor Hecht angeführt.

Zu den eingelaufenen Geschenken (S. 346 ff.) ist nachzutragen unter No. 167a Carl Engel in Dresden: „Das Volksschauspiel Dr. Johann Faust."

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

niß bezeichne; das wäre ein Geſtändniß, daß damals ſein Streben nach Tugend und Wahrheit noch vermiſcht geweſen ſei mit Träumen politiſchen Ehrgeizes. Der Löwe bedeute das franzöſiſche Königshaus, das einen Löwen im Wappen führte. Den rechten Weg zeige Dante, Studium und Poeſie in der Geſtalt ſeines Muſterdichters Virgil. Letzterer habe aber noch eine beſondere Bedeutung: in der Aeneis beſingt er den Urſprung Roms und verherrlicht in der Form der Weißagung die Gründung des Kaiſerthums durch Caeſar und Auguſtus. Auch Dante betrachtete das deutſche Kaiſerthum als Fortſetzung des römiſchen. So werde ihm Virgil zugleich zum Vertreter der politiſchen Ideen, welche er ausführlich in ſeinem Buche De Monarchia bekannt hatte, zum vorchriſtlichen Verkünder der ghibelliniſchen Staatsanſicht. Sein Uebertritt von den Welfen zu den Ghibellinen wäre deshalb dargeſtellt als Rettung aus dem Wald des Irrthums auf den Weg der richtigen Erkenntniß, zunächſt der politiſchen, dann der religiöſen; zum wahren Heil, das dem heidniſchen Dichter verſchloſſen blieb, weiſe eine andere Führerin den Weg: Beatrix.

Der Vortragende ſelbſt iſt geneigt, neben dieſer Erklärungsweiſe auch die pſychologiſche gelten zu laſſen. Als bloße Hieroglyphe werde ein echter Dichter nicht leicht ein Bild hinſtellen, er mache ſich dadurch eines argen poetiſchen Fehlers ſchuldig, und einen ſehr ſchweren Fehler dieſer Art habe Dante wirklich begangen, da er den Windhund nicht wirklich als Thier, ſondern gleichſam als einen verkleideten Menſchen auftreten laſſe. Wie er ſich aus dem politiſchen Parteikampf, aus Leidenſchaften und Fehlern emporgearbeitet habe zur richtigen Art der poetiſchen Betrachtung, zeige u. A. der Anfang des dritten Geſanges, den der Vortragende nebſt einigen anderen Stellen gleichfalls recitirte. Dante wolle darin zeigen, daß das Böſe nothwendig ſei, daß das Höchſte errungen werde durch den Kampf mit den böſen Leidenſchaften, und daß die Schuld ihre Strafe, treue Pflichterfüllung ihren Lohn unmittelbar mit ſich führe. Der Redner wies dies an verſchiedenen Kategorieen der Verdammten ſchlagend nach. Die ganze „Komödie" ſei demnach eine Allegorie; wer ſich von der Anſchaulichkeit der Bilder verführen ließe, das zu vergeſſen, würde die Dichtung gänzlich mißverſtehen. Der Dichter

ſei weit entfernt, uns an eine wirkliche Wanderung glauben machen zu wollen. Er ſchildere die Hölle und ihre Bewohner mit architektoniſcher, plaſtiſcher und maleriſcher Genauigkeit; dennoch falle es ihm ebenſowenig ein, ſelbſt an das Vorhandenſein einer ſolchen Hölle im Innern der Erde und die Marter der Verſtorbenen zu glauben, als uns zu dieſem Glauben überreden zu wollen. Nein, das Urbild, welches er allegoriſch zeichne, ſei nichts anderes als das Menſchenleben ſelbſt, und die Qualen der Verdammten ſeien immer nur der ſymboliſche und meiſt wunderbar gut paſſende Ausdruck für das Gefühl des eigenen Unwerthes, Selbſtvorwürfe und Gewiſſensbiſſe, Selbſtverachtung und Schmerz darüber, nicht anders als gerade ſo ſein zu können, womit ſich jede Art von Schlechtigkeit naturgemäß verbindet.

Der Redner ſchilderte zum Schluß die „göttliche Komödie" in folgender Weiſe: „Sie wirkt auf die Anſchauung wie Architektur, Plaſtik und Malerei; ſie fällt künſtleriſch erfreuend ins Ohr und wirkt wohllautend wie Muſik trotz der verwickelten Kunſtform; ſie erweiſt ſich räthſelhaft in der Löſung ihrer Allegorieen wie die Runenlieder, als bereits durchdämmert von dem noch ſehr fernen Morgenroth der Humanität, als gedankenreich und geiſtestief wie die Philoſophie Spinoza's. Sie bildet ſo ein treffliches Beiſpiel deſſen, was alle echte Poeſie ſein muß: eine Dreieinigkeit aus bildender Kunſt, Muſik und Weisheit."

IV. Einſendungen.

No.

966. Karl Eſſelborn in Darmſtadt: Trauerſpiel „Hasdrubals Weib".
971. Jan ten Doornkaat Koolmann in Norden: „Wörterbuch der Oſtfrieſiſchen Sprache."
975. Gebr. Henninger, Heilbronn: „Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772," erſte Hälfte.
985. Dr. G. A. Saalfeld, Holzminden: Broch. „Italograeca."
995. C. Silvio Köhler in Alsleben:
Broch. „Analecta für Schule und Leben."
„ „Das Thierleben im Sprichwort der Griechen und Römer."
1007. Th. Beydemüller, hier: „Die Isländiſchen Briefe."
1009. Prof. Dr. Wilbrand in Gießen: „Das Weſen des Menſchen vom gerichtlich-mediciniſchen Standpunkte aus."
1017. N. von Kokſcherow, Petersburg: Achter Band „Materialien zur Mineralogie Rußland's."
1020. Dora D'Iſtria, Florenz: „La Pace e la Civiltà."

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

für

Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung

in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.

herausgegeben

im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 2.

Inhalt: I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. S. 43. — II. Oeffentliche Sitzungen. S. 44. — Gedächtnißrede auf Wolfgang Maximilian von Goethe S. 46. — Ueber das Volksschauspiel Dr. Johann Faust S. 49. — III. Vorträge und Vorlesungen: „Die Vererbung sowohl der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften" S. 74. — „Die Charaktere des Prinzen Don Carlos und des Königs Philipp II. bei den spanischen Dramatikern aus der klassischen Zeit der spanischen Poesie." S. 79. — „Die deutschen Monatsnamen." S. 80. — IV. Einsendungen.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Während der Monate Februar, März und April d. J. wurden 8 Verwaltungssitzungen abgehalten, und zwar am 15., 19., und 26. Februar, 12. März, sowie am 2., 9., 16. und 13. April. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschluß trat einmal, am 8. Februar, zusammen. An Eingängen sind nach dem Tagebuch des Schriftführeramtes 376 Nummern zu verzeichnen, denen 389 Ausgänge gegenüberstehen. Aufgenommen wurden 3 neue Genossen, ausgeschieden sind fünf seitherige Mitglieder; der Tod entriß uns 5 Genossen:

Frau Helene Levisseur, geborne Mosenthal, gestorben 5. Februar, Kassel.

Professor Dr. Cajetan von Kossowiez, gestorben 8. Februar, St. Petersburg.

Dr. phil. A. F. W. Kleinsorge, gestorben 12. Februar, Stettin.

Richard Wagner, gestorben 13. Februar, Venedig.

Kaufmann Salamo Sachs, gestorben 8. März, hier.

Am 28., 29., 30. und 31. März fand hierselbst der Dritte deutsche Geographentag statt. Den Theilnehmern an demselben war Zutritt zu den Räumlichkeiten des Goethehauses gestattet: in dem Sitzungssaale befand sich während dieser Zeit eine reichhaltige Sammlung von Hochgebirgs-Ansichten, photographisch nach der Natur von unserm Stiftsgenossen J. Beck in Straßburg aufgenommen, die letzterer mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Ausstellung gesandt hatte.

Am 6. April veranstaltete der hiesige Künstlerverein im Verein mit dem Vorstande des Städel'schen Kunstinstitutes in den Räumlichkeiten des letztern eine Rafael-Feier, bei welcher unsere Stiftung durch eine Anzahl von Genossen vertreten war.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die vierte öffentliche Sitzung fand am 18. Febr. 1883 im Goethehause statt. Nach Erledigung der wenigen vorliegenden geschäftlichen Angelegenheiten machte der Vorsitzende, Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend, die erschienenen Genossen auf das im Sitzungssaale aufgestellte Modell zu einer überlebensgroßen Portraitbüste unseres verstorbenen Genossen und Ehrenmitgliedes, des verdienten Forschers und Dichters Franz von Kobell aufmerksam, das Bildhauer J. Echteler in München zur Ausstellung im Kreise der Genossen eingesandt hatte.

Herr Dr. L. Holthof ergriff sodann das Wort, um in einem Nachrufe der Todten zu gedenken, deren Hingang die Genossenschaft seit der letzten Zusammenkunft zu beklagen hatte. Die Hand des Todes hat in der jüngstvergangenen Zeit schwer auf uns gelastet und Namen gewichtigen Klanges als Opfer gefordert. Die Hingeschiedenen gehörten sämmtlich zu den Ehrenmitgliedern unserer Stiftung und hatten das miteinander gemein, daß sie auf ein langes, in segensreicher Wirksamkeit verbrachtes Leben zurückblicken konnten: sie standen alle an der Schwelle des Greisenalters oder hatten diese

überſchritten. In Braunſchweig ſtarb am 20. Januar d. J. im Alter von faſt 81 Jahren der als Bildhauer und Bildgießer bekannte Profeſſor Georg Howald, der als ächter Sohn des Volkes ſich vom Handwerker zum Künſtler emporarbeitete und zahlreiche Werke bleibenden Werthes geſchaffen hat. Am gleichen Tage verſchied in Leipzig Goethe's Enkel, Maximilian, einer der letzten Träger des großen Namens, deſſen Ruhm von der Stätte ausging, an der wir uns zu verſammeln pflegen. Der 30. Januar brachte uns die Kunde von dem am gleichen Tage erfolgten Ableben des hieſigen erſten Stadtbibliothekars, Dr. Th. Haueiſen. Nur wenige der Anweſenden dürften nicht aus perſönlichem Verkehr den pflichtgetreuen Beamten gekannt haben, der 50 volle Jahre auf ſeinem Poſten ausharrte und am Tage nach ſeiner Jubelfeier ſich auf das Krankenlager legte, um nicht mehr von demſelben aufzuſtehen. Am 2. Februar ſtarb hierſelbſt Frau Marie Belli-Gontard, vielleicht die Letzte des jetzt lebenden Geſchlechtes, deren Lebenserinnerungen bis auf die Tage zurückgingen, da die Frau Rath noch im Goethehauſe ſchaltete und waltete. Die Verſtorbene hat eine ziemlich umfangreiche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entfaltet und ſich vielfach um die Goethe-Forſchung verdient gemacht; Düntzer hat ſie als eine ſeiner eifrigſten Mitarbeiterinnen bezeichnet. In Stettin verſchied am 12. desſelben Monats Dr. A. F. W. Kleinſorge, Leiter der dortigen Friedrich-Wilhelm-Schule, gleich Haueiſen das Muſterbild eines beſcheidenen deutſchen Gelehrten, deſſen höchſtes Lebensziel getreue Pflichterfüllung iſt. Das Andenken des Dahingegangenen lebt fort in einer Stiftung, zu der er ſelbſt den Grund durch eine ihm am Ehrentage ſeines fünfundzwanzigjährigen Director-Jubiläums überreichte Schenkung gelegt hat. Noch ſtehen wir unter dem Eindrucke der Trauerkunde, die ihren Nachhall weit über die Grenzen Deutſchlands gefunden hat, der Kunde von dem Ableben Richard Wagners, des am 13. Februar in Venedig verſchiedenen genialen Tonmeiſters. In ungewöhnlicher Weiſe gefeiert und angefeindet, ſollte er kurz vor ſeinem Lebensende noch die Genugthuung erleben, daß Freunde und Feinde ſich in der Anerkennung ſeiner wirklichen Größe vereinigten. Unſere Stiftung hat jedenfalls ſelten einen Namen in das Verzeichniß ihrer Angehörigen ein-

getragen, der gleich dem seinigen für alle Zeit zu den glanzvollsten unseres Volkes gezählt werden wird.

Nachdem die Anwesenden sich, um das Andenken der Verstorbenen zu ehren, von ihren Sitzen erhoben hatten, ertheilte der Vorsitzende Herrn Hermann Junker das Wort zum Vortrage einer Gedächtnißrede auf Wolfgang Maximilian von Goethe, den jüngstverstorbenen Enkel unseres großen Dichters.

Am 21. Januar dieses Jahres — so begann der Redner — brachten die Blätter die Nachricht von dem am 20. zu Leipzig erfolgten Hinscheiden des Dr. Wolfgang Maximilian von Goethe, des jüngsten Enkels Goethe's. Außer der Thatsache, er habe sich in der diplomatischen Laufbahn versucht, wußte man Nichts über seine Thätigkeit anzuführen, und doch war er ein bedeutender Mensch, ein dichterischer Geist, würdig des großen Namens, den er trug. Wenn seine Werke weniger bekannt geblieben sind, so ist daran ein Uebermaß von Bescheidenheit schuld gewesen, welches ihn hinderte, so mit denselben hervorzutreten, wie dieselben es verdienten. Ihm, selbst ein Stern, stand eben das Licht des größeren entgegen; des Großvaters Ruf und Name hemmten die Schaffenskraft des hochbegabten Enkels. So kam es, daß sein Tod so wenig Aufsehen machte — kennen doch die Wenigsten seine Werke.

Der Redner hielt es für eine heilige Pflicht unserer Stiftung, dem Andenken des Dahingeschiedenen gerecht zu werden und seiner Begabung die gebührende Anerkennung zu zollen.

Aus der Skizze des Lebens- und geistigen Entwicklungsganges Max Wolfgangs, welche nun zunächst gebracht wurde, heben wir hervor die Studienjahre zu Bonn, Jena und Heidelberg, dann die in letzter Stadt erlangte Doktorwürde durch die Schrift »De fragmento Vegoiae«, darauf legte er in seinem dreitheiligen Buche „Der Mensch und die elementarische Natur" (1848) als Philosoph, Jurist und Dichter gleichsam sein Glaubensbekenntniß nieder, welches auch Grundgedanke der großen Dichtung „Erlinde" (1851) wird. In dieselbe Zeit fällt die Herausgabe einer Sammlung lyrischer Gedichte. Einen längeren Aufenthalt in Italien benutzte Max Wolfgang zu eingehenden Quellenstudien über das humanistische Zeitalter. Er durchforschte die Schriftschätze der Klöster und hat, wie

uns bekannt, das Ergebniß dieſer mühevollen aber von Erfolg gekrönten Bemühungen geordnet und in Buchform gebracht.

Er ſtand in überaus innigem Verhältniß zu ſeinem älteren Bruder Walther Wolfgang von Goethe, der ſich der Muſik gewidmet hat und zu Leipzig unter Weinlig und Mendelsſohn, ſowie in Stettin unter Loewe ſtudirte. Viele Lieder des Großvaters ſind charakteriſtiſch von ihm in die Tonſprache überſetzt, wie denn überhaupt vorzugsweiſe die Geſangscompoſition von ihm gepflegt wurde. Beide Brüder bewohnten den Manſardſtock des Goethe'ſchen Hauſes am Frauenplan zu Weimar, in welchem gegenwärtig nur der ältere Enkel Walther allein noch als letzter Abkömmling des großen Dichters lebt. Redner hatte Gelegenheit im Jahre 1874, als er durch ſeinen Bildercyklus „aus Goethe's Leben" in Weimar Studien zu machen hatte und die Gaſtfreundſchaft der Enkel Goethe's genoß, die in hochherziger Weiſe dem Künſtler ihre Schätze zur Verfügung ſtellten, die rührende Zuneigung der beiden Brüder zu einander wahrzunehmen. Sie ſtellten zwei Charaktere dar, welche ſich merkwürdig gegenſeitig ergänzten. Der ältere Bruder, eine durchaus weiche, ſtimmungsvolle Natur, fand in dem beſtimmten und energiſchen Weſen des jüngeren einen wirkſamen Förderer ſeiner Entſchließungen. Letzterer hatte Züge vom Großvater, mehr aber noch von Goethe's Sohn Auguſt, er hatte ſehr lebhafte dunkle Augen, gebräunten Teint und ein ſtark vorgeſchobenes Kinn, ſeine Haltung war gerade und aufrecht, wie ſie von Goethe gerühmt wurde. Auch in dem älteren Bruder erkennt man in dem Bau des Geſichtes Züge vom Großvater, die aber bei ihm mehr verwiſcht erſcheinen; er iſt kleiner als der Bruder war und hat etwas Kränkliches in der Erſcheinung. Beide gingen in der Pflege des Andenkens und der Hinterlaſſenſchaft des Großvaters ganz auf, ſie verehren dieſe letztere wie Heiligthümer, und in der That ſind es ſolche ſicherlich für die deutſche Nation.

Redner ging nun zur eingehenden Betrachtung des großen Gedichtes „Erlinde" über, von dem er die für die Entwicklung des dichteriſchen Gedankens weſentlichſten Theile vortrug. Erlinde iſt die Verkörperung der Naturſchönheit. Die Menſchen, in Weiſe, Strebende, Irrende, Thörichte und Unlautere eingetheilt, treten in Wechſel-

beziehung zur Natur. Wohl dem, der dieſe richtig erkennend und erfaſſend in ſich aufnimmt, er wird glücklich werden; derjenige aber, der ſich ihr unbedacht und freventlich nähert, oder ſie gar in Selbſtüberhebung bezwingen will, muß durch ſie zu Grunde gehen — das iſt der Stoff, den ſich der Dichter zur Darſtellung gewählt hat, und es iſt ihm gelungen, ihn in ächt Goethe'ſchem Sinne zu meiſtern. Eine Reihe von glücklich erfundenen Geſtalten führt er in ſcenenartiger Anordnung dem Leſer vor, ſie ſind lebensvoll, charakteriſtiſch und von größter Vertiefung in ihr eigenſtes Weſen dargeſtellt. Bunte friſche Lebensbilder und Situationen werden geſchildert und das Leben der verſchiedenſten Stände vor das geiſtige Auge geſtellt; dabei findet der geſchichtliche Hintergrund, die Zeit der Kreuzzüge, der heiligen Eliſabeth und ihres Gemahls die trefflichſte Verwerthung. Auch dem Humor und dem Sarkasmus iſt Platz in der anziehenden Dichtung eingeräumt, welche durch ihre dramatiſche Kraft ſowohl wie auch durch den didaktiſchen Inhalt den Leſer in hohem Grade feſſelt.

Das erſte Blatt des Buches, zu dem kein Geringerer als Moritz von Schwind das Titelkupfer gezeichnet hat, trägt die Widmung „an Johannes". Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir dieſe Widmung ſo deuten, daß Max Wolfgang von Goethe der Gottes-Offenbarung Johannes eine Naturoffenbarung in Goetheſchem Sinne gegenüber ſtellen wollte. In welchem Grade ihm dies gelang, darüber iſt kein Zweifel, wir aber haben Urſache, dem Dichter, welcher ſich durch dieſes Werk an die Seite ſeines großen Vorfahrs geſtellt hat, für dieſe Bereicherung der Schätze unſerer Literatur zu danken und ſein Andenken für alle Zeit in Ehren zu halten.

Zu dieſer Erinnerungsfeier hatte Herr Junker eine Ausſtellung eines Theiles der ſeinerzeit in Weimar angefertigten Zeichnungen veranſtaltet, darſtellend: das Treppenhaus des Goethe'ſchen Hauſes zu Weimar mit der Aurora an der Decke (von Meyer), der Gruppe von Ildefonſo „Schlaf und Tod" auf der Eſtrade, über der Thüre nach dem großen Saale der verlaſſene Stuhl des Jupiter, an der Wand der große Plan von Rom. Ferner die Bildniſſe von Goethe's Sohn Auguſt und deſſen Gattin Ottilie geb. von Pogwiſch, die

Portraits der Enkel Goethe's aus der Knabenzeit nach Schmeller und Handschriften derselben, Briefe an den Künstler.

Die fünfte, sechste und siebente öffentliche Sitzung fanden am 4., 11. und 18. März im Hörsaale der Polytechnischen Gesellschaft statt, und zwar die fünfte und sechste als außerordentliche. Alle drei waren ausschließlich der Berathung des neuen Satzungsentwurfes gemäß der hierüber ergangenen Verfügung der königlichen Staatsregierung gewidmet. Das Ergebniß war, daß in der Sitzung vom 18. März der vorgelegte Entwurf endgiltig mit Stimmeneinhelligkeit angenommen wurde.

Die achte öffentliche Sitzung wurde am 15. April im Goethehause abgehalten. Nach Erledigung der geschäftlichen Vorlagen gab der Vorsitzende, Herr H. Junker, einige Erläuterungen über den ausgestellten Münzenhumpen aus der Werkstätte von Hessenberg & Comp. hier. Derselbe wurde vom hiesigen Verein für Geschichte und Alterthumskunde unserm Genossen und Ehrenmitgliede, Herrn Justizrath Dr. Euler, als Ehrengeschenk für die hervorragenden Verdienste gewidmet, welche letzterer der genannten Vereinigung durch fünfundzwanzigjährige Führung des Vorsitzes geleistet. Er ist aus getriebenem Silber mit reicher Vergoldung in den Formen deutscher Renaissance hergestellt und zeigt auf seiner Außenseite zwischen dem Ornament in sehr gefälliger Zusammenstellung über 200 Frankfurter Münzen von mehr oder minder historischer Bedeutung. Die älteste Frankfurter Goldmünze ist in den Deckelknauf eingelassen; der über dem Charniere angebrachte Adler trägt in seinem Schnabel an einem Goldkettchen das Jeton der Frankfurter Bank; der Ausguß wird in origineller Weise von einer Karyatidengestalt gebildet.

Zu dem angekündigten Vortrage „Ueber das Volksschauspiel Dr. Johann Faust" ergriff Herr Dr. L. Holthof das Wort.

In dem Eingange zu seinen Ausführungen wies der Vortragende auf die ausgedehnte Faust-Literatur und die Stellung hin, welche in dieser die Veröffentlichungen der sogenannten „Puppenspiele" einnehmen. Früher schon, so u. a. von Simrock, sei darauf

aufmerkſam gemacht worden, daß den Puppenſpielen ein älteres Schauſpiel zu Grunde liege. Ueber letzteres ſeien indeß Forſchungen kaum angeſtellt worden. Um ſo mehr ſeien wir daher unſerm Genoſſen Karl Engel in Dresden, dem verdienſtvollen Herausgeber mehrerer Puppenſpiel-Verſionen, zu Dank verpflichtet für die Veröffentlichung eines Textes, in dem ſich unzweifelhaft der größere Theil des Volksſchauſpieles, wenn auch theils überarbeitet, theils verſtümmelt erhalten habe. Freilich rühre auch dieſer Text von einem Puppenſpieler her und ſei in ſeiner Niederſchrift jungen Datums, allein ſeine ächten Beſtandtheile ſeien unſchwer zu erkennen, da ſie in Uebereinſtimmung mit dem ſtünden, was in zuverläſſigen Quellen über das alte Schauſpiel überliefert worden ſei.

Bevor dies an der Hand einer nähern Prüfung des Textes nachgewieſen werden könne, ſei es erforderlich, einen Blick auf den Urſprung der Puppenſpiele zu werfen und das Verhältniß ins Auge zu faſſen, in welchem ſie zu älteren Vorlagen ſtünden. Die berufsmäßig ausgeübte Schauſpielkunſt — ſo etwa fuhr der Redner fort — und damit die Verbreitung ſchauſpieleriſcher Vorſtellungen begann mit Ende des ſechszehnten und dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts in Deutſchland feſten Fuß zu faſſen. Dramatiſche Spiele waren allerdings vorher vielfach in Uebung geweſen, allein ſie hatten ſich auf mehr oder minder örtlich abgegrenzte Kreiſe beſchränkt und waren ſtets nur bei beſonderen Veranlaſſungen hervorgetreten. Schauſpiel-Vorſtellungen als ſtehende Sitte und öffentliche Vergnügungen dürfen wir vor dem genannten Zeitpunkte bei uns nicht ſuchen. Die erſten Berufsſchauſpieler in Deutſchland gehörten engliſchen, vielleicht auch niederländiſchen Wandertruppen an, jedenfalls haben die Niederlande bei der Verpflanzung des berufsmäßigen Schauſpielerſtandes nach Deutſchland eine vermittelnde Rolle geſpielt. Wie raſch das Theatervergnügen auf deutſchem Boden beliebt wurde, geht wohl aus nichts deutlicher hervor, als aus dem Umſtande, daß die fremden Darſteller bald gezwungen waren, ſich bei ihren Aufführungen der deutſchen Sprache zu bedienen und deutſche Elemente unter ſich aufzunehmen, wobei es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie auch zur Wiedergabe deutſcher Stücke ſchritten. Dem friſch aufſtrebenden Zweige der neuen Kunſtthätigkeit ſollte indeß die Zeit ſich nicht als

günſtig erweiſen, die Wirren und Stürme des dreißigjährigen Krieges verkümmerten die Anſätze, die ſich in Deutſchland zu einer volksthümlichen dramatiſchen Literatur und einer nationalen Schauſpielkunſt gebildet hatten. Ein volles Jahrhundert mußte vergehen, bis mit der dramatiſchen Literatur die Schauſpielkunſt ihre Wiedergeburt feiern konnte, allein wie einer volksthümlichen Kunſt fehlten auch jetzt einer volksthümlichen Bühne noch die Vorausſetzungen. Eben während jener ſturmbewegten Zeit des nationalen Kriegs — des einzigen Zugs der Nationalität, den das ſchwer heimgeſuchte Land aufzuweiſen hatte — war es, daß die Puppenſpiele aufkamen und ſich zur Volksluſtbarkeit entwickelten. Auf die kleine Surrogat-Bühne der Puppenkomödie flüchtete ſich jetzt, was ſich von den alten Stoffen und der alten Darſtellungsweiſe erhalten hatte. Auch das Schauſpiel „Dr. Johann Fauſt“ fand auf ihr eine Heimſtätte, ja es lebte ſich in ihre Verhältniſſe derart ein, daß es ſich bis zum heutigen Tage auf ihr zu erhalten gewußt hat, wo ſie ſelbſt den Sturm der Zeit hat überdauern können. Ganz geſchwunden waren freilich die alten Volksſchauſpiele nicht, auch nicht der Dr. Fauſt, von dem ſich Aufführungen noch bis zum Jahre 1770 nachweiſen laſſen, allein ſie führten doch ein kümmerliches Daſein, ſie erheiterten weder das Herz der Menge noch fanden ſie Beachtung bei denen, die höherer Kunſtpflege ſich hingaben; ſie entarteten wie ihre ſtehende luſtige Figur, der gutherzige Spaßmacher volksthümlichen Anſtriches, es bereits war, in welchem die Geſittung des neuen Zeitalters nur noch den flegelhaften Tölpel erkennen wollte. In den alten Volksſchauſpielen hatte freilich Hanswurſt, der ſpäter ſelbſt auf der Bühne des Puppentheaters in der weit weniger urſprünglichen Geſtalt des Kaſperle ſich nur Duldung verſchaffen konnte, eine ganz wichtige Rolle geſpielt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn er uns in ſeiner unverfälſchten urſprünglichen Geſtalt in dem erhaltenen Texte des Volksſchauſpiels entgegentritt, und zwar gleich in den erſten Scenen des eigentlichen Schauſpiels.

Gleich der Goethe'ſchen Dichtung wird nämlich das alte Volksdrama mit einem Vorſpiele eingeleitet, nur werden wir in dem eigenartigen ſceniſchen Prologe nicht wie bei Goethe in den Himmel, ſondern in die finſtere Region der Unterwelt verſetzt. „Hölle.

Schauerliche Felſen und Höhlen. Rothe feurige Beleuchtung" das iſt die erſte Directive, die der Schauſpieldichter für die Aufführung ſeines Werkes gibt.

In der erſten Scene tritt Charon, der Höllenfährmann, auf. Er trägt ein mit magiſchen Charakteren bezeichnetes Schiffsruder unter dem Arm. Mit ſtarker Stimme beginnt er zu klagen, daß Styx und Acheron keine neuen Ankömmlinge mehr ſehen. Er beſchwört den Höllenfürſten Pluto, der jetzt unter ſtarkem Donner in dem geöffneten Hintergrunde — im Proſpect — auf feurigem Throne ſichtbar wird. Pluto hört die Klagen Charons an und muß den Eifer ſeines getreuen Dieners loben. Er ſagt ſeiner Bitte Gewährung zu und kündet ihm an, daß er bald einen großen Mann herüberfahren ſolle, deſſen Seele mehr Werth habe, als tauſend andere. Mit gewaltiger Stimme ruft Pluto ſeinen Hofſtaat herbei, und unter Blitz und Donner erſcheint eine Menge hölliſcher Geiſter — Furien, wie es in der Bühnenſprache der Fauſtſpiele ſtets heißt — in verſchiedener Geſtalt, darunter Mephoſtophiles, wie auch hier der zukünftige Begleiter des Fauſt genannt wird. Pluto heißt ſein Geſinde zur Oberwelt fahren, die Menſchen zum Böſen zu verführen. Mephoſtophiles ſpeciell erhält die Weiſung, nach Wittenberg zu gehen, wo ein Mann lebe, mit Namen Johann Fauſt, der unzufrieden mit ſich ſelbſt ſei, weshalb er ihn an ſich locken und dem Reiche der Hölle zuführen ſolle. Fauſt brüte ſchon lange auf eine Verbindung mit der Dämonenwelt. Mephoſtophiles möge ihm ein nigromantiſches Buch in die Hände ſpielen, denn nur dadurch glaube der Thor, der Hölle ſich nähern zu können, obſchon er dieſer längſt verfallen ſei. Freudig übernimmt der hölliſche Geiſt die Sendung. Pluto mahnt die übrigen Teufel, eifrig an ihr Tagewerk zu gehen, und verſchwindet. Die Furien führen einen wilden Tanz auf, dann verſchwinden auch ſie unter Geheul und Donner. Charon drückt ſeine Befriedigung aus und geht, bereits anlangende Seelen in Empfang zu nehmen. Der Vorhang fällt.

Der erſte Akt führt uns nach Wittenberg, wo zur Zeit Fauſt Rector der Univerſität iſt. Fauſt's Studirzimmer. Schränke und Bücher, phyſikaliſche und aſtronomiſche Apparate, Globus, Gerippe, Flaſchen, Büchſen ꝛc. Fauſt ſitzt hinter einem

Tiſch, worauf Bücher und Schreibzeug befindlich. Ein Foliant liegt aufgeſchlagen. Er hat die Nacht über ſtudirt.

Erſte Scene. Fauſt ſtellt Betrachtungen an über den Text, den er lieſt, er klagt über die Vielſinnigkeit und Wankelmüthigkeit der Menſchen. Auch er iſt mit ſeinem Stande nicht zufrieden:

„Jede Facultät und alle erdenkbaren Wiſſenſchaften der Welt habe ich ſtudirt, Deutſchland kennt den Namen Fauſt — aber was hilft mir dieſes Alles? — Als ich durch das studium theologicum es ſo weit gebracht, daß ich hier in Wittenberg gradum doctoratus acceptirt habe, ſo finde ich doch in dem studium theologicum keine ſolche Befriedigung, als meine Wünſche es fordern, und weiter kann ich es bei der theologia nicht bringen. Ha! Das iſt zu wenig für meinen Geiſt, der gerne bei der Nachwelt bewundert ſein will. — So weit bin ich, Johannes Fauſt, mit meiner Gelehrſamkeit gekommen, daß ich mich faſt vor mir ſelber ſchämen muß. Ich habe daher feſt beſchloſſen, mich in der Nigromantie zu informiren. Wohlan, fort mit dem Plunder (ſtößt einige Bücher vom Tiſche, daß dieſelben zur Erde fallen), nur du, o liebe Nigromantie, ſollſt mir von jetzt allein willkommen ſein.“

Zwei Stimmen laſſen ſich jetzt hinter der Scene vernehmen, eine helle und eine tiefe, die des guten und die des böſen Genius. Die eine warnt, die andre verlockt den Zweifelnden und räth ihm, ſich dem Studium der Nigromantie zu ergeben. Ein Geiſt ſei gekommen, ihn glücklich und vollkommen auf der Oberwelt zu machen. Fauſt entſcheidet ſich für den Abgeſandten Pluto's. Der gute Genius ſtößt einen Wehruf aus, der böſe ſchlägt eine Lache an, die vielſtimmigen Wiederhall findet. Da klopft es an, und in der

zweiten Scene tritt Wagner auf, um Entſchuldigung für die Unterbrechung des Studiums zu früher Morgenſtunde bittend. Zwei Studenten ſeien angekommen, welche Seine Magnificenz zu ſprechen und ihr ein Tractätlein zu überreichen wünſchten. Fauſt heißt ſeinen Famulus für die Bewirthung der Herren ſorgen, er ſelbſt werde ſogleich bei ihnen erſcheinen. Wagner kommt jedoch zurück, um zu melden, daß die Fremden verſchwunden ſeien, indeß das Buch zurückgelaſſen hätten. Fauſt geräth in Aufregung, als

er erfährt, daß es der Schlüſſel zur Nigromantie oder Schwarzkunſt ſei. Er drängt Wagner, das Buch ſofort ins Nebenzimmer zu ſchaffen und ſagt ihm gerne Gewährung zu, als dieſer ihn bittet, einen jungen Burſchen zur Beſorgung der häuslichen Verrichtungen in Dienſt nehmen zu dürfen. Wagner ab.

Dritte Scene. Kurzer Monolog. Fauſt kann ſein Glück kaum faſſen. Sein kühner Traum ſoll in Erfüllung gehen. Iſt er in den Beſitz des richtigen Buchs gelangt, dann wird es bald heißen: Fauſt iſt der größte Mann ſeines Jahrhunderts. Schnell ab.

Vierte Scene. Hans Wurſt, hinter der Scene ſchon lärmend und ſingend, tritt auf, den Spitzhut auf dem Kopfe und einen Ranzen auf dem Rücken. Er hält das Haus für ein Wirthshaus, weil er ſo viele Studenten hat hineingehen ſehen und iſt überraſcht über den Anblick, der ſich ihm darbietet. Er ſtöbert in den Büchern und unter den Inſtrumenten herum und weiß in ſeiner Art über alles eine drollige Bemerkung zu machen. Schließlich begehrt er lärmend nach Knecht oder Kellner.

Fünfte Scene. Wagner erſcheint, mit dem Hans Wurſt weidlich ſeine Poſſen treibt. Zuletzt werden beide Handels einig, und Hans Wurſt tritt bei Fauſt in Dienſt.

Sechſte Scene. Fauſt kommt mit dem Buche, Wagner und Hans Wurſt ziehen ſich zurück.

Siebente Scene. Sobald Fauſt allein iſt, ſchickt er ſich an, ſeinen Schatz zu prüfen; er iſt wirklich im Beſitze des lang erſehnten Buches »Clavis Astarti de Magia«. Er trifft ſeine Vorbereitungen, holt einen Zauberkreis von Pergament, mit magiſchen Zeichen beſchrieben, hinter dem Tiſche hervor, tritt hinein und legt das Buch geöffnet vor ſich auf die Erde. Er citirt. Es donnert, und die Geiſter erheben ein furchtbares Getöſe. Fauſt fährt in der Beſchwörung fort, Sturmgeheul und ſtarker Donner. Die Furien Asmodi, Auerhahn, Fitzliputzli und Aſtaroth erſcheinen in gräßlichen Geſtalten.

Achte Scene. Fauſt prüft die einzelnen Geiſter auf ihre Tüchtigkeit, allein keiner derſelben vermag, ihm zu genügen. Asmodi antwortet auf die Frage, wie ſchnell er ſei: „wie die Schnecke am

Zaun", Auerhahn: „wie ein abgeſchoſſener Pfeil", Fitzliputzli: „wie der Flug des ſchnellſten Vogels", Aſtaroth: „wie der Sturmwind, und er raſe brauſend einher durch die Lüfte". Für Fauſtens Wünſche ſind die Abgeſandten Pluto's nicht ſchnell genug. Er fragt Aſtaroth, ob es denn keine ſchnelleren Geiſter gebe, und dieſer erwidert, doch, einen, das ſei Mephoſtophiles. Ihn bringen könne er nicht, Fauſt müſſe ihn rufen, denn er ſei ein mächtiger Geiſt, einer der Erſten der Hölle. Aſtaroth verſchwindet, wie ſeine Genoſſen, unter Sturmgeheul. Fauſt beſchwört nun mit ſtarker Stimme und ſeltſam klingender Zauberformel den Mephoſtophiles, ein Feuerſtrahl dringt aus dem Boden, ſtarker Donner. Mephoſtophiles erſcheint — im Gegenſatze zu den übrigen Geiſtern — in menſchlicher Geſtalt und ganz rother Kleidung.

Neunte Scene. Fauſt wundert ſich darüber, daß ein Höllengeiſt in menſchlicher Geſtalt erſcheine. Mephoſtophiles erklärt, er könne das, weil er ein großer Fürſt der Hölle ſei. Auf die Frage, wie ſchnell er ſei, antwortet er: „ſo geſchwind wie der Menſchen Gedanken". Erfreut über dieſe Antwort, will Fauſt gleich einen Pakt mit ihm ſchließen, allein Mephoſtophiles lehnt das ab; er müſſe zuvor Pluto befragen, werde aber um Mitternacht wiederkommen. Fauſt brauche um dieſe Zeit ſeiner nur zu gedenken, dann ſei er gleich zur Stelle. Fauſt fühlt ſich ermattet von der Citation und will etwas ausruhen, um Nachts ſein Vorhaben vollends auszuführen. Ab.

Zehnte Scene. Unterdeß tritt Hans Wurſt herein, guter Dinge, denn er hat gegeſſen und getrunken. Verwundert betrachtet er die Anſtalten, die er am Boden gewahrt, den Kreis und das Buch. Er tritt in den Kreis und fängt an, in dem Buche zu buchſtabiren. Wie er das Wort „Perlicke" ſpricht, erſcheint eine Menge von Teufeln um den Kreis, die auf das Wort „Perlacke" wieder verſchwinden. Hans Wurſt merkt anfangs nicht, daß die Worte einen Zauber ausüben. Die Teufel necken ihn, er kommt hinter die Sache und treibt nun ſeinerſeits mit den Teufeln ſein Spiel. Er ſchlägt die geängſteten Höllengeiſter mit ſeiner Pritſche, fortwährend die ominöſen Worte ausſprechend, bis endlich unter Blitz und Donner, Geſchrei und Prügelei der Vorhang fällt.

Der zweite Akt zeigt uns Fauſt's Studirzimmer wie vorhin.

Erſte Scene. Es iſt bald Mitternacht, und Fauſt erwartet ſehnlichſt den Mephoſtophiles. Da laſſen ſich unſichtbare Stimmen vernehmen, die wie Lockrufe tönen. Auf ſein Gebot nennen die Geiſter ſich; der Stolz, die Habſucht, der Neid, die Schlemmerei, der Zorn, die Faulheit entbieten Fauſt ihre Dienſte. Er aber weiſt ſie verächtlich zurück, weil er nach Höherem ſtrebe. Es ſchlägt Mitternacht.

Zweite Scene. Mephoſtophiles, noch hinter der Scene, fragt an, in welcher Geſtalt ihn Fauſt zu ſehen wünſche; dieſer erwidert, in menſchlicher, wie zuvor, und Mephoſtophiles tritt ein. Der Pakt wird abgeſchloſſen. Fauſt nennt ſeine Bedingungen. Mephoſtophiles ſolle ihm vierundzwanzig Jahre dienen, es ſolle ihm während dieſer Zeit nie an Geld fehlen, jede Luſtbarkeit der Welt ihm zur Verfügung ſtehen und alle verborgenen Künſte und Wiſſenſchaften ihm kund ſein. Weiter ſolle Mephoſtophiles ihm alle Fragen, ſie mögen geiſtlich oder weltlich ſein, wahr und treu beantworten, ihm beſtändige Jugendkraft verleihen und ihn auf ſeinem Mantel ſtets dahin bringen, wohin er wünſche. Mephoſtophiles müſſe ihn vor jeder Gefahr warnen; kein Unfall dürfe ihn treffen, und die ausbedungenen vierundzwanzig Jahre müſſe er in voller Geſundheit dahin leben. Mephoſtophiles erklärt, er wolle alles gewähren, wenn Fauſt auf ſeine Bedingungen eingehe, wenn er während der ausbedungenen Zeit ſich nie vermählen, wenn er ſich nicht mehr kämmen und waſchen noch die Nägel beſchneiden und er keine Kirche mehr beſuchen wolle. Die Augen der Menſchen werde er ſo verblenden, daß niemand von der Erfüllung der Bedingungen etwas merken ſolle. Fauſt iſt es zufrieden. Nun nennt Mephoſtophiles den letzten Punkt, daß Fauſt nach Ablauf der Friſt mit Leib und Seele ihm gehören und dem plutoniſchen Reiche verfallen ſein ſolle. Fauſt bedenkt ſich, ſeinen Leib will er verpfänden, aber ſeine Seele nicht. Als Mephoſtophiles jedoch die Bedingung für unerläßlich erklärt, willigt er ein, bei ſich ſelbſt den Vorbehalt machend, daß er den Schritt bereits halb gethan habe, und er als kluger Mann ſich mit der Zeit ſchon losreißen werde. Mephoſtophiles verlangt Blut zum Unterzeichnen, er bläſt auf die Hand, die Fauſt hinhält, und

es erſcheinen auf der Fläche derſelben zwei große Blutstropfen, die ſich zu zwei Buchſtaben formen, einem großen H und F. Fauſt zögert, er erkennt in dieſen zwei Buchſtaben den Spruch: Homo fuge — Menſch fliehe! Auf das Zureden des Geiſtes unterzeichnet er die Schrift. Nochmals läßt die Stimme des guten Genius ſich vernehmen, und diesmal ſcheint Fauſt ihrem Einfluſſe nachgeben zu wollen. Schon zittert Mephoſtophiles — da faßt Fauſt einen raſchen Entſchluß, er erklärt dem Abgeſandten Pluto's ſeine Bereitwilligkeit, dieſer winkt, und es kommt ein Rabe geflogen, der mit dem Schnabel den Contract von dem Tiſch nimmt und damit fortfliegt. Mephoſtophiles ſtellt ſich dem Gewonnenen zur Verfügung. In Parma halte der Herzog ein prächtiges Beilager, noch heute könne Fauſt bei dem glänzenden Feſte ſein. Fauſt geht auf die Idee ein: Mephoſtophiles ſolle ihm folgen und ihm ſeinen Bedienten mitbringen, dieſem aber verbieten, den Namen ſeines Herrn zu nennen.

Dritte Scene. Mephoſtophiles lacht dem abgehenden Fauſt höhniſch nach. Endlich ſei Fauſt ſein, endlich der große Sieg über alle andern Teufel gewonnen!

Vierte Scene. Der anbrechende Morgen führt Hans Wurſt herbei, der nach ſeinem Herrn ſehen will. „Was Teuxel, wo ſteckt denn heute Morgen mein Herr Fäuſtling?" Er iſt höchlich verwundert, ſtatt deſſen Mephoſtophiles zu treffen, mit dem er ein drolliges Geſpräch beginnt. Im Verlaufe desſelben erfährt er, daß ſein Herr in Parma ſei, wo es hoch hergehe. Auf die verwunderte Frage, wie das denn möglich ſei, erwidert Mephoſtophiles, das habe er alles durch ſeine Kunſt zu Wege gebracht, was Hans Wurſt nicht recht glauben will. Er läßt ſich nun mit dem Fremden auf einen Räthſel-Wettkampf ein, in dem er ſich ſeinem Gegner überlegen erweiſt. Die Erklärung, daß dieſer der Teufel ſei, ficht ihn nicht ſonderlich an. „Der Teufel" — „Pfui Teufel! (ſpuckt aus) Das wäre ja der Teufel." Auf eine Wette um ſeine Seele will er ſich nicht einlaſſen, da ſetzt er lieber ſechs Batzen ein. Zu ſeinem Herrn nach Parma möchte er indeß hin. Aber dem Teufel etwas verſchreiben — das iſt ein ganz eigenthümliches Ding. Verſprechen, ja: es ſind ja keine Zeugen da, zudem läßt ein Ver-

ſprechen ſich auch wieder ableugnen. So werden ſie denn Handels einig, und Mephoſtophiles entfernt ſich, mit dem Verſprechen, ſeinem neuen Genoſſen ein Reitpferd zu ſchicken.

Fünfte Scene. Dieſes erſcheint in Geſtalt eines Drachen. Unter poſſierlichen Gloſſen beſteigt Hans Wurſt denſelben, das Thier erhebt ſich in die Luft, hinten und vorne Feuer ſpeiend, und Hans Wurſt fährt davon.

Der dritte Akt zeigt als Schauplatz den Garten des Herzogs von Parma.

Erſte Scene. Der Herzog iſt dem Geräuſche des Hoffeſtes entflohen, um, berauſcht von ſeinem jungen Liebesglück, in ſeinem Garten Erholung zu ſuchen. Er ſetzt ſich auf eine Ruhebank.

Zweite Scene. Man hört Hans Wurſt in der Luft ſchreien, er kommt von oben heruntergeſtürzt, während der Drache davon fliegt. Hans Wurſt macht in ſeiner Art Bekanntſchaft mit dem Herzog, der an dem drolligen Burſchen Gefallen findet. Hans Wurſt beſchreibt in launiger Weiſe ſeinen Herrn und Mephoſtophiles. Des Verſprechens eingedenk, keinen Namen zu nennen, deutet er durch die geballte Fauſt an, wie ſein Herr heiße. Der Herzog iſt erfreut, den berühmten Gelehrten an ſeinem Hofe zu wiſſen, und geht in ſeiner frohen Laune auf die etwas plumpen Scherze ein, die Hans Wurſt ſich mit ihm erlaubt. Dieſer, als er es zuletzt etwas gar zu bunt treibt, läuft davon.

Dritte Scene. Oreſt, ein Hofmann, erſcheint, um den Herzog abzuberufen. Der Herzog fragt nach Fauſt und hört, daß dieſer mit ſeiner Gemahlin ſich unterhalte. Noch vor der Tafel ſoll Fauſt ſeine Künſte zeigen. Herzog und Oreſt ab.

Vierte Scene. Fauſt im Geſpräche mit der Herzogin. Die Herzogin freut ſich, in ihm einen ſo großen Meiſter der Magie zu begrüßen. Der Herzog werde häufig von Schwermuth und Traurigkeit heimgeſucht, vielleicht ſei Fauſt im Stande, ihm ſeine vorige Fröhlichkeit wiederzuverleihen. Jedenfalls lade ſie ihn zur Tafel ein, wo ſie das Nähere verabreden könnten.

Fünfte Scene. Herzog und Oreſt geſellen ſich zu den Vorigen. Im Herzog regt ſich das Gefühl der Eiferſucht, als er

Fauſt allein bei der Herzogin gewahrt. Etwas pikirt, redet er Fauſt mit ſeinem Namen an und meint, als dieſer darüber ſein Erſtaunen ausdrückt, ſpöttiſch, der Name eines ſo berühmten Mannes müſſe ja jedem bekannt ſein. Fauſt erbietet ſich nun zu Proben ſeiner Kunſt und beſchwört folgende Geiſterbilder herauf:

1) Goliath und David. 2) Salomon, der in ſeiner Pracht auf ſeinem Throne ſitzend erſcheint. 3) Delila mit der Scheere in der Hand, Simſon zu ihren Füßen, das Haupt in ihrem Schooße. 4) Judith mit dem Haupte des Holofernes, im Hintergrunde das aſſyriſche Lager.

Der Unmuth des Herzogs hat ſich während der Darſtellung gelegt, er erbietet Fauſt Gaſtfreundſchaft, ſo lang es dieſem beliebe, und ladet ihn gleichfalls zur Tafel ein.

Sechſte Scene. Fauſt will dem voranſchreitenden Herrſcherpaar folgen, da tritt Mephoſtophiles ihm entgegen, ihn beſchwörend, nicht zur Tafel zu gehen, der Herzog habe in ſeiner eiferſüchtigen Laune beſchloſſen, ihm bei Tiſche einen Giftbecher reichen zu laſſen. Da die Geiſtlichkeit an der Tafel ſei, habe er dort nicht Gewalt, die Schandthat zu verhüten. Durch Mephoſtophiles erfährt Fauſt, daß Hans Wurſt dem Herzoge ſeinen Namen verrathen habe. Zur Strafe, ſo ordnet Fauſt an, ſolle dieſer nach ſeinem Weggange noch eine Zeit lang am Hofe bleiben. Später möge Mephoſtophiles ihn nach Wittenberg ſchaffen, wo er ihn aus ſeinem Dienſte entlaſſen werde. Mephoſtophiles verſpricht, dieſes zu thun, und beide entfernen ſich.

Siebente Scene. Hans Wurſt kommt jammernd wegen der plötzlichen Abreiſe ſeines Herrn, der durch die Luft davon geflogen ſei und ihn zurückgelaſſen habe. Nun werde der Herzog ihm ſchon ſeinen Lohn für die geſpielten Streiche geben. „Ach wenn der Stoffelfuß (Mephoſtophiles) nur da wäre, der goldene, ſilberne, bleierne, hölzerne Stoffelfuß!“ Oder wenn er ſelbſt nur in Wittenberg wäre: gleich würde er allem Zauberkram entſagen und ſich zu der erledigten Stelle des Nachtwächters melden.

Achte Scene. Der Geiſt Auerhahn erſcheint und nennt Hans Wurſt bei ſeinem Namen. Dieſer überhäuft den rauhaarigen Geiſt mit Liebkoſungen, wird aber etwas enttäuſcht, als er vernimmt,

daß er zur Strafe für ſeine Schwatzhaftigkeit aus Fauſtens Dienſt entlaſſen ſei. Auerhahn fordert Verſchreibung ſeiner Seele, dann wolle er ihn nach Wittenberg bringen. Darauf will aber der pfiffige Tölpel ſich nicht einlaſſen, er hält den Teufel wieder mit Verſprechungen hin, und dieſer nimmt ihn noch gerade frühe genug auf ſeinen Rücken, um ihn den Spießen der Trabanten zu entziehen, die vom Herzoge zu ſeiner Feſtnahme abgeſchickt worden ſind.

Der vierte Akt führt uns zurück nach Wittenberg.

Erſte Scene. Fauſt mit den Studenten. Prächtiger Saal in Fauſt's Wohnung. An einer reich beſetzten Tafel banketirt Fauſt mit Studenten. Diener warten auf unter Anordnung Wagner's.

Die Studenten ſind in heiterer Weinlaune und feiern Fauſt als den größten Gelehrten des Jahrhunderts. Dieſer winkt, und es erſcheinen junge Mädchen mit Blumengewinden und führen einen Tanz auf, dann verſchwinden ſie. Die Ausgelaſſenheit ſteigt. Ein vor einem Studenten ſtehender wilder Schweinskopf ſpeit Feuer aus und verſchwindet. Gebratenes Geflügel fliegt davon, Flaſchen und Gläſer tanzen nach dem Takte der Muſik. Aus einer großen Paſtete kommen Affen hervor, die Tafel verſinkt ſchließlich unter Flammen. Die Gäſte lachen unmäßig, jauchzen und ſchreien: Hoch lebe unſer Zauberer Fauſt, Runda, hoch! Fauſt entbietet ſeine Gäſte in den Nebenſaal zu Tanz und Spiel. Jubelnd folgen dieſe dem voranſchreitenden Wagner. Fauſt bleibt allein zurück. Ihn ekelt die wilde Luſt an, wie das ganze Leben, das er ſeither geführt. Es ſind gerade zwölf Jahre, daß er den Contract unterzeichnet hat. Er will umkehren. Noch bleiben ihm zwölf Jahre, er will ſich den Klauen des Teufels zu entwinden ſuchen, um ſeine verſcherzte Seligkeit wiederzugewinnen.

Zweite Scene. Zu dem in reumüthige Gedanken Verſunkenen tritt Mephoſtophiles. Die Studenten im Nebenſaale wünſchen Fauſt's Geſellſchaft. Ihm aber ſteht der Sinn nicht nach lauter Feſtfreude. Er fragt ſeinen unheimlichen Begleiter, ſich auf ſeinen Contract berufend, nach dem Schickſale der Seeligen und der Verdammten. „Iſt denn die himmliſche Freude wirklich ſo groß, wie ſie uns geſchildert wird?“ Der an den Vertrag gebundene

Teufel muß antworten. Die Freude iſt ſo groß, daß niemand ſie zu faſſen vermag.

Fauſt: Mephoſtophiles, wenn Du ein Menſch wäreſt wie ich, was würdeſt Du thun, um ein Kind der Seligkeit zu werden?

Meph.: Wenn dieſes noch möglich wäre, ſiehe, mein Fauſt! wenn eine Leiter von der Erde bis zum Himmel reichte und ſtatt der Sproſſen wären tauſend und aber tauſend Scheermeſſer und Schwerter, daß ich bei jedem Schritt in kleine Stücke zerſchnitten würde, ſo würde ich doch trachten, den oberſten Gipfel zu erreichen, um eine Minute dieſe himmliſche Seligkeit zu genießen.

Aus den Qualen der Hölle gibt es keine Rettung, das klingt dem armen Fauſt wie ein Todesurtheil. Er dringt weiter in Mephoſtophiles mit ſeinen Fragen, aber dieſer weigert Antwort und entwindet ſich ihm.

Dritte Scene. Zum letzten Male regt es ſich in Fauſt zum Beſſern, er ſinkt in die Kniee und verſucht zu beten.

Vierte Scene. Mephoſtophiles kehrt zurück und ſucht ihn von ſeinem Beginnen abzubringen, erſt mit Hohn, dann mit Verſprechungen. Fauſt wendet ſich von ihm ab. Mephoſtophiles entfernt ſich, um ſein letztes Mittel aufzubieten.

Fünfte Scene. Zu dem jetzt in brünſtigem Gebet Verſunkenen tritt der Fürſt der Hölle, die verſchleierte Helena mit ſich führend. Vergebens ſucht er Fauſt's Andacht zu ſtören, dieſer bleibt feſt und weiſt den Verſucher zurück. „Erhebe Dich, ſieh ſie an, überzeuge Dich, wie ſchön ſie iſt!“ — Fauſt ſieht ſich um. Da reißt Mephoſtophiles den Schleier zurück, und die trojaniſche Helena erſcheint in dem ganzen Glanze ihrer ſtrahlenden Schönheit. „Sie will Dich lieben, will Dein Eigen ſein!“ Fauſt iſt ſeiner nicht mehr mächtig, er ſtürzt in die ausgebreiteten Arme des verführeriſchen Weibes, das ihn mit ſich fortzieht, während Mephoſtophiles ein gellendes Hohngelächter anſchlägt.

Sechſte Scene. Fauſt kehrt in wilder Verzweiflung zurück. Helena war ein Scheingebilde; wie er das ſchöne Weib umarmen wollte, verwandelte es ſich in eine Furie, die ihm an einem Spiegel alle ſeine Sünden zeigte und dann unter häßlichem Lachen verſchwand. Empört will Fauſt ſich gegen ſeinen hölliſchen Gefährten

auflehnen, dieſer aber hat nur kaltes Hohnlachen für ihn. „Elender Thor, Deine Zeit iſt aus, meine Dienſtjahre haben ein Ende.“ — „Ein Ende? Heute Nacht iſt erſt die Hälfte der vierundzwanzig Jahre vergangen, wo ich mit Dir einen Bund einging.“ — „Rechne nur die Nächte dazu, und Du wirſt einſehen, daß unſer Contract zu Ende geht. Wenn der Bauer ſich einen Knecht dingt, ſo verſpricht derſelbe, nur am Tage zu arbeiten. Du aber haſt uns Teufel bei Tag und bei Nacht geplagt, und ſo ſind aus zwölf Jahren vierundzwanzig geworden!“ — Gegen dieſe hölliſche Logik vermag Fauſt nicht aufzukommen, er ſinkt verzweifelnd auf einen Stuhl, während Mephoſtophiles verſchwindet.

Siebente Scene. Fauſt verwünſcht den Tag, der ihn geboren, und flucht der Zauberkunſt, die ihn unrettbar dem ewigen Leben entfremdet hat. Seiner Sinne kaum noch mächtig, ſtürzt er dem eintretenden Wagner entgegen, dieſen beſchwörend, von der Zauberkunſt abzulaſſen. Wagner ahnt das Schreckliche und eilt dem Entfliehenden nach, um das Letzte zu ſeiner Rettung zu verſuchen.

Verwandlung.

Achte Scene. Straße. Nacht. Von Gewiſſensbiſſen gepeinigt eilt Fauſt durch die Nacht. Er kommt vom Friedhofe, aber auch dort hat er keine Ruhe finden können. Es ſchlägt neun Uhr.

Neunte Scene. Hans Wurſt tritt als Nachtwächter auf und zieht, ſein Stundenliedchen ſingend, vorüber. Eine dumpfe Stimme: Fauste! — Ha! welche Stimme! Fauste, praepara te! Fauſt in Verzweiflung ab.

Zehnte Scene. Hans Wurſt betritt ſingend die Bühne, er parodirt ſein Stundenlied, tanzt und ſtolpert über Auerhahn, der vor ihm gekommen iſt und ſich geduckt hat. Der Geiſt ſucht Hans Wurſt zu foppen, wird aber ſchließlich von dem luſtigen Nachtwächter erwiſcht, der ihm mit ſeiner Laterne ins Geſicht leuchtet. Auerhahn beanſprucht die Seele Hans Wurſt's, dieſer aber iſt bald mit ihm fertig: „Erſtens hat Fauſt dem Stoffelfuß geboten, mich wieder zurückbringen zu laſſen, zweitens haben wir nichts Schriftliches abgemacht, drittens darf der Teufel keinen Nachtwächter holen“,

und ſo fort bis ins Unerſchöpfliche. Durch das alte Zauberwort „Perlacke“ ſchafft Hans Wurſt ſich den Unhold vom Halſe, ſingt ſein Lied, bläſt ſeine Stunde ab und geht ſeines Wegs.

Elfte Scene. Es ſchlägt 10 Uhr. Fauſt tritt auf. Stimme: Fauste, accusatus es! Fauſt ſinkt in die Kniee. Pauſe. Leiſer Donner.*) Hans Wurſt meldet hinter der Scene das Nahen der elften Stunde. Es ſchlägt. Fauste, judicatus es! Fauſt verharrt immer noch knieend. Er weiß, ſein Urtheil iſt geſprochen, der Stab über ihn gebrochen. Hans Wurſt tritt auf und ſingt das Stundenlied auf 11 Uhr. Er erkennt ſeinen früheren Herrn und geht nicht zum ſäuberlichſten mit ihm um, er erinnert ihn an den rückſtändigen Lohn und hält ihm ſein ganzes Sündenregiſter vor. Wie Fauſt die wohl halb ernſt gemeinten, und doch in ſo launiger Weiſe vorgebrachten Worte hört, durchblitzt ihn ein letzter verzweifelter Rettungsgedanke. Vielleicht kann er ſich durch dieſen Narren, der ja auch mit dem Geiſt Auerhahn fertig geworden, vom Teufel losreißen. Er ſchlägt ihm einen Kleidertauſch vor. Allein Hans Wurſt will nichts davon wiſſen. „Nein, Herr Fäuſterle, das geht nicht, lieber ſchenke ich Euch die Schuld, da könnt' der Teufel leicht den Unrechten erwiſchen. Ich will Euch einen guten Rath geben. Wenn Ihr mal wieder auf die Welt kommt, ſo fangt mit dem Teufel keine Schmeißerei an und ſeid klüger. Nun lebt wohl, Meiſter Fauſt!“ Dieſe treumüthig einfältigen Worte ſind die letzten irdiſchen, die Fauſt vernimmt. Die Stimme von oben erſchallt: Fauste, Fauste, in aeternum damnatus es! und während Fauſt auf die Kniee ſinkt und ſeiner Verzweiflung Ausdruck verleiht, fängt es an zu donnern und zu blitzen, Mephoſtophiles erſcheint, und die Bühne verwandelt ſich zur

letzten Scene. Schaurige Felsklüfte, im Hintergrunde eine flammende Höhle. Von allen Seiten ſtürzen Furien hervor. Fauſt will fliehen, Mephoſtophiles ergreift ihn und ſchleudert ihn den Furien entgegen, welche den Fauſt nach dem Hintergrunde treiben, wo er ſich ſchließlich in die Hölle ſtürzt.

*) Hier iſt in dem Manuſcripte eine Lücke.

Daß in dieſer oder einer dieſer ſehr ähnlichen Geſtalt das Volksſchauſpiel Johann Fauſt in Deutſchland frühe ſchon von wandernden Schauſpielern gegeben worden iſt, wird uns durch urkundliche Nachricht verbürgt. Selbſtverſtändlich iſt, daß frühzeitig mit dem Schauſpiele mannigfache Veränderungen vorgenommen, Erweiterungen eingefügt, Auslaſſungen gemacht und je nach Zeit und Ort Ueberarbeitungen vorgenommen wurden. Eine merkwürdige Nachricht über eine Faſſung iſt uns in dem Tagebuche eines Danziger Rathsherrn, Georg Schröder, aus dem Jahre 1669 erhalten, das älteſte aller auf uns gekommenen Zeugniſſe. Die betreffende Stelle iſt überſchrieben »Commedia vom D. Fausto« und lautet:

Zuerſt kompt Pluto herfür auß der hellen und rufft einen Teüffel nach dem andern, den Tobackteüffel, auch u. a. den klugheit teuffel und giebt ihnen order, daß ſie nach aller möglichkeit die Leüte betrügen ſollen. Hierauf begibt es ſich, daß D. Faustus mit gemeiner Wiſſenſchaft nicht befriedigt ſich umb magiſche Bücher bewirbet und die Teüffel zu ſeinem Dienſt beſchwöret, Worbey er ihre geſchwindigkeit exploriret, und den geſchwindeſten er Wehlen Wil. iſt ihm nicht genug, das ſie ſo geſchwinde ſein Wie die Hirſche, wie die Wolken, Wie der Wind ſondern er Wil einen, der ſo geſchwinde; Wie des menſchen ſeine Gedanken, Und nachdem für einen ſolchen ſich der klüge Teuffel angeben, Wil er das er ihm 24 Jahre dienen ſolle, ſo wolle er ſich ihm ergeben, Welches der klüge Teuffel für ſeinen Kopf nicht thun will, ſondern es an den Plutonem nimt, auf deſſen guttbefinden ergibt ſich der kluge Teuffel in Bündnüß mit D. Fausto, der ſich ihm auch mit blutt verſchreibet. Hierauff wil ein Einſiedler den Faustum abmahnen, aber vergeblich, den Fausto gerathen alle beſchwerunge wol, er Leſt ihm Carolum Magnum, die ſchöne Helenam Zeigen, mit der er ſein Vergnügen hat. Enndlich aber wachet bei ihm das gewiſſen auff, und Zehlet er alle ſtunde biß die glok Zwölffe, da redet er ſeinen Diener an und mahnet ihn ab von der Zauberey. Bald kompt Pluto und ſchicket ſeine Teuffel das ſie D. Faust holen ſollen, Welches auch geſchiehet und werffen ſie ihn in die Höhe, und Zerreiſen ihn gar, auch wird präſentiret Wie er gemartert wird in der Höllen, da er bald auf

und nieder gezogen Wird, und diſe Worte auß Feürwerck geſehen werden Accusatus est, judicatus est, Condemnatus est.

Wir ſehen, wir haben in allen ſeinen Grundzügen das mitgetheilte Schauſpiel vor uns: das Vorſpiel, den erſten Akt mit der erſten Teufelserſcheinung, den zweiten mit dem Abſchluſſe des Paktes, den dritten mit den Geiſterbeſchwörungen und den vierten mit der Kataſtrophe. Es ſind das jedenfalls die weſentlichen Beſtandtheile des urſprünglichen Volksſchauſpieles. Ob indeß die mitgetheilte Tagebuchſtelle ſich auf eine wirkliche Aufführung des letztern bezieht, muß fraglich bleiben; nicht unerhebliche Gründe ſprechen dafür, daß Rathsherr Schröder, der allerdings mehrfach Aufzeichnungen über Schauſpielvorſtellungen hinterlaſſen hat, mit obigen Worten nur den Auszug aus einem Schauſpiele gibt, das er geleſen hatte. In dieſem Falle können wir jedoch für das Jahr 1669 ein deutſches Schauſpiel „Dr. Fauſt“ conſtatiren, das nicht eine Ueberſetzung des Marloweſchen und, wenn gedruckt, aller Wahrſcheinlichkeit nach zu Bühnenzwecken herausgegeben worden war.

Von einer thatſächlichen Aufführung des Fauſtſchauſpieles während des 17. Jahrhunderts wird aus Bremen berichtet. Dort ſpielten, wahrſcheinlich um das Jahr 1670, in dem Hauſe eines Kapitäns Nielſen auf der langen Straße ſächſiſche hochdeutſche Komödianten und gaben u. a. „eine weltberufene, wahrhaftige und ſchauwürdige Materie, genannt der verrathene Verräther, oder der durch Hochmuth geſtürzte Wallenſtein, Herzog von Friedland“. Ein anderes, komiſch ſein ſollendes Stück wird mit dem Schlußwort „Jeder ſage es dem andern“ folgendermaßen empfohlen: „Das Leben und der Tod des großen Erzzauberers Dr. Johannes Fauſt mit Vortrefflichkeit und Pickelhäringsluſtigkeit vom Anfang bis zum Ende.“

Hier haben wir alſo auch bereits die Hanswurſt-Intermezzi, über die uns Rathsherr Schröder nichts aufgezeichnet hat.*) Nach der Ankündigung muß der letzte Akt beſonders reich ausgeſtattet geweſen ſein. Fauſt hält ein Banket, wobei das Schaueſſen in allerlei

*) Mit dem Diener iſt bei ihm jedenfalls der Famulus Wagner gemeint, der ja auch in der von uns ſkizzirten Faſſung des Schauſpiels (Akt 4, Scene 7) von Fauſt, als bei dieſem das Gewiſſen erwacht, von der Zauberei abgemahnt wird.

wunderliche Figuren verwandelt wird, aus einer Paſtete kommen Menſchen, Hunde, Katzen und andere Thiere und fliegen durch die Luft u. ſ. w., ganz wie früher mitgetheilt.

Zeugniſſe über das Vorhandenſein des Schauſpieles „Fauſt“ im 17. Jahrhundert ſind mehrfach vorhanden, das intereſſanteſte jedenfalls im „Simplicieſſimus“ an einer Stelle, die nach der Keller'ſchen Ausgabe lautet:

„Was agiret, ſpilet und ſihet man doch lieber als die Hiſtoriam des verruchten Ertz-Zauberers, Doct. Johannis Fausti, darum, daß ein Hauffen Teuffel darinnen allezeit eingeführet, und in allerhand abſcheulichen Gebärden vorgeſtellet werden. Da doch bekant, wie ſchon ſo manches mal bey ſolchen teuffliſchen Masqueradetänzen und Fauſt-Comödien ſich aus Verhängnüs Gottes auch rechte Teuffel unter denen ſo verſtellten mit eingefunden, und man nicht gewußt, wo dieſer Vierte, oder Siebende oder Zwölffte (wie in verſchiedenen Begebenheiten geſchehen, daß einer zuviel geweſen) hergekommen?“

Unter den Nachrichten aus dem 18. Jahrhundert iſt bemerkenswerth ein Epigramm des Gottlieb Siegmund Corvinus (Amaranthus) aus dem Jahre 1710, überſchrieben: „Warum allzeit ſo wenig Frauenzimmer in Fauſtens Comödie gehet.“

Wie kömmts doch, fraget ihr,
Warum das Frauenzimmer hier,
So oft man ſieht von Fauſten ſpiehlen,
Nicht wie ſie ſonſten thun, in die Comödie gehn?
Mein, könnt ihr Dieſes nicht verſtehn,
Worauf ihr Abſcheu pflegt zu zielen?
Sie möchten (fürchten ſie) durch Fauſtens Zauberſachen
Wie der auch ebenfalls die Hörner lernen machen.

Die Scene, auf die hier angeſpielt wird, findet ſich in einer Anzahl von ſpäteren Puppenſpielen erhalten: Fauſt zaubert einem vorlauten Junker am Hofe zu Parma Hörner auf den Kopf. Der Zug ſcheint demnach zu den ältern zu gehören.

Im 18. Jahrhundert gaben die deutſchen Wandertruppen den Fauſt vielfach, meiſt aber in der Geſtalt eines großen Zauber- und Spektakelſtücks. So hat ſich eine Ankündigung aus Wien erhalten, wahrſcheinlich aus dem Jahre 1730, nach welcher zum erſten Male

der „nach teutſcher Comoedien-, Engelländiſcher Pantomimien- und Italieniſcher Muſic-Art“ eingerichtete D. Faust am 9. Junii in „dem von Ihrer Röm. Kaiſerl. und Königlichen Cathol. Majeſtät privilegirten Theatro bei dem Kärntner Thor“ aufgeführt werden ſollte — alſo eine Miſchung von Schauſpiel, Oper und Ballet.

Ein Zettel der Neuber'ſchen Truppe, der ſich in der Sammlung von Theaterzetteln auf der Stadtbibliothek zu Hamburg befindet, kündigt für den 7. Juli 1738 im Opernhauſe am Gänſemarkte an: „Das ruchloſe Leben und erſchreckliche Ende des Weltbekannten Ertz-Zauberers D. Johann Fauſt“. Aus den dem Zettel beigefügten Bemerkungen iſt zu erſehen, daß das Vorſpiel mit zur Aufführung kam. Als ſehenswerthe Scenerie wird nämlich angegeben: Ein großer Vorhof an des Pluto unterirrdiſchem Pallaſte an den Flüſſen Lethe und Acheron. Auf dem Fluſſe kömmt Charon in ſeinem Schiffe gefahren, und zu ihm Pluto auf einem feurigen Drachen, welchem ſeine ganze unterirrdiſche Hofſtatt und Geiſter folgen.

Für Frankfurt kündigt ein Zettel der Wallerotti'ſchen Geſellſchaft aus dem Jahre 1742 eine Fauſtkomödie folgendermaßen an

Mit gnädigſter Bewilligung eines Hoch-Edlen und Hoch-Weiſen Magiſtrats werden die Allhier ſubſiſtirende Hoch-Teutſche Comödianten heute Dienſtags Eine extra-ordinär intrigante, vollkommene moraliſche Haupt-Action vorſtellen Betitult:

Ex doctrina interitus,

die unglückſelige Gelehrſamkeit, dargeſtellt in dem ruchloſen und erſchröcklichen Tod des Welt beruffenen Ertz-Zauberers

D. Joannis Fausti.

Mit Hans Wurſt einem von den Geiſtern geplagten Wandersmann, unglückſeligen Diener und einfältigen Nachtwächter.

Aus dem gleichen Jahre iſt ein Zettel derſelben Geſellſchaft mit der Ankündigung einer Fortſetzung der Fauſtkomödie erhalten, betitelt: Das Laſterhafte Leben, und unglückſelige, ja Schröckensvolle Ende Johannis Christophori Wagners, Geweſenen Famuli, und Nachfolgers in der Zauberkunſt des Fausti. Mit Hans-Wurſt, einem unglückſeligen Reiſegefährten des Wagners, und von unterſchiedlichen Geſpenſtern bedienten Diener.

Ein Frankfurter Theaterzettel aus dem Jahre 1767, welcher eine im October von dem Schauspieldirector Joseph Felix von Kurz (Bernardon) veranstaltete Faustaufführung ankündigt, lautet:

Mit gnädigster Bewilligung eines Hochedeln und Hochweisen Magistrats der Kayserl. Wahl- Freien Reichs- und Handel-Stadt Frankfurt wird heute unter der Direction des Herrn Josephs von Kurtz als Entrepreneur Die neu-erbaute Schaubühne eröfnet, und auf derselben aufführen: Eine zwar uralte, weltbekannte, auch zum öftern vorgestellte, und auf verschiedene Art schon gesehene Große Maschinen-Comödie. Welche aber von uns heute auf solche Art soll aufgeführt werden, daß es solchergestalten wohl schwerlich von andern Gesellschaften wird seyn gesehen worden; Genannt:

In doctrina interitus

Oder:

Das lastervolle Leben, und erschröckliche Ende des Welt-berühmten und jedermänniglich bekannten Erzzauberers

Doctoris Joannis Fausti

Professoris Theologie Wittenbergensis.

Nach dem Sinnspruch:

Multi de stygia sine fronte palude jocantur
Sed vereor fiat, ne jocus iste focus.

Das ist:

Viel pflegen von der Höll nur ein Gespött zu machen
Bis sich in Weinen kehrt ihr boshaft freches Lachen.

Mit Crispin Einem Excludirten Studenten-Famulo, von Geistern übel vexirter Reisender, geplagten Kameraden des Mephistopheles, unglücklichen Luftfahrer, lächerlichen Bezahler seiner Schuldner, natürlichen Hexenmeister und närrischen Nachtwächter.

Dieser Zettel bietet mehrfaches Interesse dar.

Bekannt ist zunächst, wie er bei dem Prediger-Ministerium Anstoß erregte, weil Faust auf ihm als Professor theologiae Wittenbergensis bezeichnet wurde, was eine Verhöhnung des geistlichen Lehramtes der „berühmtesten Lutherischen Universität" involviren sollte. Kurz wurde auf erhobene Beschwerde zu einem förmlichen

Widerruf gezwungen, und die Wittenberger theologiſche Facultät bedankte ſich darob bei dem Frankfurter Prediger-Miniſterium.

Sodann findet ſich unter den Specialankündigungen dieſes Zettels unter No. 10 folgende Notiz: „Zeiget einen Freyhof oder Begräbnißort mit vielen Epitaphiis, und Grabinſchriften. Fauſt will die Gebeine ſeines verſtorbenen Vaters aus der Erde graben, und zu ſeiner Zauberey mißbrauchen, wird aber von deſſen erſcheinendem Geiſt zur Buße vermahnet.“ Es wird hier eine Scene bezeichnet, die unzweifelhaft dem alten Fauſtſchauſpiele angehört hat und aller Wahrſcheinlichkeit auch in die von uns mitgetheilte Geſtalt desſelben eingeſchoben werden muß, da wo das Manuſcript, in der elften Scene des letzten Aktes, eine Lücke aufweiſt. Die Puppenſpiele kennen faſt alle dieſe Scene, die Ueberlieferung des Fiſcher'ſchen Kunſt-Figuren-Theaters gibt ihr den nachfolgenden Inhalt:

Fauſt irrt verzweiflungsvoll auf der Straße umher, hört mit Entſetzen die drohende Stimme, welche ſeine nahe Verdammniß verkündigt und zählt angſtvoll die Glockenſchläge der dahineilenden Stunden. Da durchblitzt plötzlich ein Rettungsſtrahl ſein verzweiflungsvolles Gehirn. Aus ſeinen Zauberbüchern erinnert er ſich, daß das Herz aus dem Leibe eines verſtorbenen edlen, frommen Menſchen ein Talisman ſei, vor dem der Teufel weichen müſſe, ſo ihm ſolches Herz entgegengehalten werde. Fauſt erblickt im Hintergrunde der Bühne, neben der Kapelle am Eingange des Kirchhofs, das Grab ſeines frommen Vaters. Er ſchaudert, aber raſch entſchloſſen ergreift er eine dort liegende Schaufel und will den Leichnam ſeines Vaters ausgraben, um in den Beſitz des Talisman zu gelangen, bevor die nächſte Stunde ſchlägt. Kaum fängt er an zu graben, ſo ſteigt der Geiſt ſeines Vaters empor, welcher den ruchloſen Sohn ermahnt, ſich reuig dem Himmel zuzuwenden, oder er ſei auf ewig verflucht und verdammt. Fauſt taumelt zurück, die Thurmglocke ſchlägt und die drohende Stimme ruft: Fauſt, Du biſt gerichtet!

Daß in der That dieſe Scene in der alten Fauſtkomödie vorkam, beſtätigt F. L. W. Meyer in ſeiner Schröder-Biographie, der (I. Theil, Seite 177) berichtet, wie folgt:

„Ein Auftritt dieſes nie veraltenden Stoffs war der erſchütterndſte, den Schröder ſich denken konnte. Nachdem Fauſt alles erſchöpft hat, um ſich aus den Klauen des Teufels zu retten, oder die Herrſchaft über ihn unwiderruflich zu beſtätigen, giebt die Kabbala ſeiner Verzweiflung ein einziges gräßliches Mittel an, daß er ſeinem, kürzlich vor Gram verſtorbenen Vater das Herz aus dem Leibe reiße. Er ſtürzt ſich in dieſes Schrecken; er ſteht auf dem Kirchhofe, er öffnet das Grab, er iſt im Begriff die empörende That zu vollziehen: da richtet der Leichnam ſich auf, giebt dem unnatürlichen Sohne ſeinen Fluch, und Fauſt ſtürzt beſinnungslos zu Boden.“

Beſtrittener iſt, ob eine andere Scene der Puppenſpiele, in welcher Fauſt's Vater auftritt, dem alten Texte angehört. Bei dem Puppenſpieler Dietrich tritt im 2. Akte Fauſt's Vater auf und macht einen Verſuch, den Sohn zu bekehren, wird aber von dieſem in der Aufwallung ermordet. Dieſer Zug iſt kein Zuſatz der Neuzeit, denn aus dem oben gegebenen Berichte des Danziger Rathsherrn G. Schröder iſt zu erſehen, daß in der alten Fauſtkomödie ein Einſiedler vorkam, welcher den Fauſt „vergeblich ermahnte“. Die Umwandlung des Einſiedlers in Fauſt's Vater iſt ſpätere Aenderung. Urſprünglich fußt dieſe Scene auf einer Erzählung aus dem Volksbuche, worin es heißt, ein alter frommer Mann habe den Verſuch gemacht, den Fauſt zu bekehren, ſei aber von dieſem übel belohnt worden.

Bei dem Puppenſpieler Fiſcher hat dieſe Scene folgende, von Dietrich's Aufzeichnung abweichende Geſtalt: Mephiſtopheles macht dem Fauſt zur Bedingung, daß, bevor von einer Verbindung mit ihm die Rede ſein könne, Fauſt erſt zwei Todſünden begehen müſſe. Fauſt macht Einwendungen, aber Mephiſtopheles beſteht auf ſeiner Forderung und verlangt das Leben von Fauſt's Vater und Mutter zum Opfer. Fauſt ſchwankt, aber Mephiſtopheles weiß alle Bedenken zu beſchwichtigen. Der alte Fauſt tritt auf, Mephiſtopheles ermahnt den Fauſt zu raſcher That und verſchwindet. Der alte Fauſt hält ſeinem Sohne eine Ermahnungsrede, dringt darauf, die böſe Zauberkunſt zu meiden, ein frommes Leben zu beginnen und ſich wieder dem Himmel zuzuwenden. Der verſtockte, trotzige Fauſt

ſtößt ſeinen Vater, als dieſer ihn ſanft ermahnend umarmen will, mit der Hand von ſich. Kaum von der Hand des Sohnes berührt, ſtürzt der alte Mann todt zu Boden. Der erſchrockene Fauſt ruft nach Mephiſtopheles. Dieſer erſcheint hohnlachend und erklärt, daß er ſeinem Verſprechen gemäß heimlich geholfen und ihm den Mord erleichtert, auch während der Zeit Fauſt's Mutter durch Gift beſeitigt habe. Fauſt kann nun nicht mehr zurück, unterſchreibt mit ſeinem Blute den Vertrag und fährt auf ſeinem Mantel ſofort nach Parma zu dem fürſtlichen Beilager, wo er Ehre und Ruhm zu erwerben hofft.

Goethe dürfte aus dieſer Scene, wenn auch nur indirekt, das Motiv zu ſeiner Valentin-Epiſode geſchöpft haben. Ob er ſelbſt das alte Volksſchauſpiel noch auf der Bühne geſehen, mag dahingeſtellt bleiben, Gelegenheit dazu hat er jedenfalls während ſeines Aufenthaltes in Frankfurt gehabt. Zufällig iſt es gewiß nicht, daß er, von der Tradition der Puppenſpiele abweichend, ſeine große Dichtung mit einem Vorſpiele eröffnet, das, wenn es uns auch ſtatt in die Unterwelt in die lichte Region des Himmels führt, doch in mehr als einer Beziehung an die einleitenden Scenen des Volksdramas erinnert. Bis zu der in der Hexenküche ſpielenden Scene folgt überhaupt der erſte Theil der gewaltigen Goethe'ſchen Dichtung ziemlich getreu der alten Ueberlieferung. Fauſt's Monolog hat ſich allerdings zu einer ganzen Scenenfolge erweitert, aber es iſt merkwürdig, wie in dieſer der alte Grundton wiederklingt. Das berühmte „Habe nun, ach" läßt ſich ebenſo wie eine ganze Reihe anderer Stellen direkt auf den Wortlaut des alten Schauſpiels zurückführen. Auch die Handlung ſchließt ſich im Anfange der Goethe'ſchen Dichtung dieſem an; die Störung durch Wagner, das erſte Erſcheinen Mephiſto's in der Geſtalt eines fahrenden Schülers (im Volksſchauſpiel allerdings hinter die Scene verlegt), die Geiſtercitation, der Abſchluß des Paktes erſt bei der zweiten Begegnung mit dem hölliſchen Abgeſandten, das alles ſind altüberlieferte Züge des urſprünglichen Fauſtdramas. Wie die Goethe'ſche Tragödie, ſo zerfällt auch das Volksſchauſpiel in zwei ziemlich ſcharf von einander geſonderte Theile, die Paktſcenen und das Magierleben ſowie das Ende des Adepten; bei der grandioſen, weit über den hergebrachten

Rahmen der Bühne hinausstrebenden Conception Goethe's mußten diese Theile die Gestalt von gesonderten Dichtungen annehmen. Manches in den letzteren, so im zweiten Theile die gesammten Helena-Scenen, würde uns ohne die Erinnerung an das alte Faustdrama gänzlich unverständlich bleiben. An dichterischem Werthe ist natürlich mit dem Inhalte der Goethe'schen Dichtung das alte Volksschauspiel nicht zu vergleichen, und doch überragt es in einem Punkte alle späteren Faustdichtungen, das Goethe'sche Meisterwerk nicht ausgenommen, in der Consequenz und der ursprünglichen Kraft seines tragischen Grundgedankens. Es war kein Zufall, wenn die Vorliebe des deutschen Volkes sich immer wieder dem in dem alten Schauspiele zuerst künstlerisch gemodelten Stoffe zuwandte, und bei dem Wiederaufblühen unserer Literatur derselbe zahllose Bearbeitungen erlebte: man fühlte eben instinctiv, daß er in der alten Bühnengestalt ein Problem in sich berge, wie es größer kein Dichter aufzustellen vermöge.

Nachdem wir so gesehen, daß ein altdeutsches Volksschauspiel vom Doctor Faust wirklich vorhanden und auf der deutschen Bühne heimisch war, und wir die wesentlichsten Züge desselben uns, wenn auch nur in flüchtiger Skizze, vergegenwärtigen konnten, erübrigen nur noch einige Worte über den Ursprung desselben. Die erste uns erhaltene Nachricht über das Volksschauspiel stammt aus dem Jahre 1669. Wahrscheinlich war dasselbe jedoch schon mehr als zwei Menschenalter früher vorhanden. Zu einem Schlusse in dieser Richtung sind wir berechtigt, wenn wir die Quelle in's Auge fassen, aus welcher das Schauspiel erflossen ist. Es ist dies die gereimte Ausgabe des Faustbuches, die „Historia Fausti", die im Jahre 1588 bei Hock in Tübingen erschien. Fast für jeden Zug und jede einzelne Scene des Schauspiels finden wir in diesem Werke ein Vorbild; seine Reimverse haben sich sogar zu gutem Theile in den Alexandrinern erhalten, welche, wie in dem Volksschauspiele, so auch in den Puppenspielen zuweilen die Prosa des Textes unterbrechen. Nun wäre es aber undenkbar, daß bei der ungemeinen Verbreitung, welche diese Unterlage sofort fand, und bei der allgemeinen Beliebtheit, deren sich zur Zeit ihres Erscheinens dramatische Spiele in Deutschland zu erfreuen hatten, eine Bühnenbearbeitung noch Jahr-

zehnte hätte auf sich warten lassen sollen. War doch der populäre Stoff schon bis nach England gedrungen und dort von dem dramatischen Dichter Marlowe, dessen „Faust" nachweislich seine erste Aufführung am 30. September 1594 erlebte, praktisch verwerthet worden. Es ist möglich, wenn bis jetzt auch nicht nachgewiesen, daß das Marlowe'sche Stück durch englische Schauspieler in Deutschland zur Aufführung gekommen ist; das Vorbild für das deutsche Volksschauspiel ist es aber keinesfalls gewesen, denn die wesentlichen Züge des letzteren fehlen ihm gänzlich. Daß beide Stücke manche Aehnlichkeit mit einander aufweisen, ist indeß natürlich: sind sie doch aus ähnlichen Quellen hervorgegangen. Wie das deutsche Volksschauspiel dem gereimten, so folgt das Marlowe'sche Stück dem älteren prosaischen Faustbuche, das 1587 in Frankfurt bei Spies herausgekommen war.

Mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde der Faststoff dem Gebiete der Volksdichtung entrückt und in das der Kunstdichtung versetzt. Das glänzende Gestirn, in dessen Zeichen diese damals in Deutschland stand, sollte auch dem alten Volksschauspiele sich günstig erweisen. Aus der beliebtesten dramatischen Dichtung der deutschen Vorzeit wurde die dem Inhalte nach bedeutendste der Neuzeit, ja eine der gewaltigsten Dichtungen aller Zeiten und aller Völker: was das alte Schauspiel nur gestammelt, kündet sie mit beredtem Worte und in dithyrambischem Schwunge, das Problem des Menschen, das zu dem der Menschheit sich steigert!

Nach Beendigung des Vortrags wurde von einem der in der Versammlung anwesenden Genossen mitgetheilt, daß das alte Volksschauspiel mit allen wesentlichen der mitgetheilten Züge noch in den Dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts in Offenbach durch eine Wandertruppe zur Aufführung gekommen ist. Mit Feststellung dieser Thatsache schloß der Vorsitzende die Versammlung.

III. Vorträge und Vorlesungen.

Am 13. Februar, Abends 8 Uhr, fand im Sitzungssaale des Goethehauses der erste Vortragsabend mit Discussion statt.

Herr Professor Ludwig Büchner aus Darmstadt hatte das Referat über ein Thema übernommen, das in neuerer Zeit (nicht zum geringsten durch die Thätigkeit des Genannten) eine allgemeinere Beachtung gefunden hat, und dem namentlich von medicinischer Seite die größte Bereicherung zu Theil geworden ist: die Vererbung sowohl der körperlichen wie der geistigen Eigenschaften. Die Geschlechter der Menschen stehen zu einander in ewiger Wechselwirkung, jede Generation steht auf den Schultern der vorhergegangenen. Jeder einzelne Mensch müßte ohne Vererbung gleichsam von vorne anfangen. Die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Erblichkeit, die erst in den letzten zwanzig Jahren namhafte Fortschritte gemacht hat, ist allerdings schon alt. Speciell die Vererbung der Krankheiten war in der Medicin von jeher anerkannt; ebenso gilt dieses von der Züchtung der Thiere. Charles Darwin hat die Theorie mit wissenschaftlicher Begründung weiter verfolgt. Schon vor ihm hatten Buzaraingues (1828) und Prosper Lucas (im Jahre 1847), namentlich aber G. Leroy sie eindringend studirt; erstere mehr nach dem Gesichtspunkt der Curiosität, letzterer in seinen hervorragenden „Briefen über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere", welche er, in der Furcht vor den Verfolgungen der Sorbonne, 1764 unter dem Titel eines Nürnberger Physikers erscheinen ließ. Aber diese Anregungen blieben ohne Erfolg. Nur der deutsche Physiologe Burdach, einer der geistvollsten seines Faches, hat bereits Andeutungen, welche die Wichtigkeit der Vererbung anerkennen.

Er betont, daß „die Abkunft größeren Einfluß auf unsern körperlichen und geistigen Charakter habe, als alle äußeren materiellen und psychischen Einwirkungen." Auch die Engländer Nott und Gliddon haben in einem bekannten Werke über die Typen der Menschheit bereits im Jahre 1854 den Gedanken von der maßgebenden Wirkung der Vererbung auf die gesammte menschliche Cultur ausgesprochen. Am Lebhaftesten hat sich von je für die Theorie die Wissenschaft der Medicin interessirt, weil die Vererbung der Krank-

heiten ihr in der auffallendsten Weise entgegentrat. Es gab auch für sie nicht nur eine leibliche, sondern auch eine geistige Vererbung, welche sich am stärksten in den Geisteskrankheiten manifestirte. Ein gutes Drittel, vielleicht die Hälfte aller dieser, läßt sich als erblich nachweisen — ein Verhältniß, wie es bei anderen Krankheiten kaum vorkommt. Die Medicin wies auch ein Gesetz der Erblichkeit nach, welches sich nicht durch directen Uebergang von den Eltern auf die Kinder, sondern auf die Seitenlinien oder späteren Nachkommen der Familie äußert: die latente oder rückfällige Vererbung. Bei der Farbenblindheit (Daltonismus), der Hämopsilie (Blutkrankheit) werden häufig einige Generationen übersprungen. Der Atavismus ist der höchste Grad dieser sprungweisen Vererbung. Darwin wies z. B. bei unseren heutigen Tauben-Racen die bisweilen vorkommenden Merkmale der ursprünglichen wilden Felstaube nach, bei welcher sich schwarze Streifen auf blauem Grunde im Gefieder zeigen. Bei Pferde-Füllen finden sich mitunter zwei Zehen am Huf, Reste der Bildung des alten Stammvaters, des Hipparion. Am menschlichen Körper sind die Muskeln des Ohrs bekanntlich ein Rest atavistischer Bildung (die aus der Zeit des häufigen Gebrauchs im Zustande der Thierheit herrühren), desgleichen der fingerförmige Ansatz am Blinddarm (der sog. Wurmfortsatz), der geradezu für den Menschen schädlich sein kann; ferner die Nickhaut des Auges, die Behaarung der Haut u. s. w. Die Aerzte erkannten weiterhin auch die homochrone Vererbung, welche sich darin äußert, daß gewisse Dispositionen und Krankheiten jedesmal nur in einem bestimmten Lebensalter auftreten: die Scropheln in der Kindheit, die Tuberculose vorzugsweise im Jünglingsalter, der Blutaustritt im Gehirn (der als Schlagfluß bezeichnet wird) vorwiegend im gereifteren Alter. Auch erworbene Krankheiten werden vererbt. Der englische Arzt Bell hat beobachtet, daß englische Eltern die in Indien erworbene Disposition zu Leberkrankheiten auf ihre Kinder in England weiter vererbten. Abnormitäten, wie die Hasenscharte, der Klumpfuß, die Vielfingerigkeit (Polydaktylie) werden leicht vererbt. Eine der merkwürdigsten Vererbungen bildet das Vorkommen der sog. Stachelschwein-Menschen, eine stachliche Bildung der Hautoberfläche, die sich in einem bestimmten Fall über einige Generationen einer Familie

weiter vererbte. Verbildete Finger werden zuweilen vererbt. Eine Reihe anderer krankhafter Erſcheinungen, wie die Epilepſie, iſt erblich. Andere können als erworbene weitervererbt werden: die gekrümmte Haltung des Oberkörpers bei Schreinern und Zimmerleuten ꝛc. Bei Menſchen werden Verſtümmelungen nicht immer übertragen. Die künſtliche Verbildung der Kopfes, welche die Indianer mit ihren Kindern vornehmen (derſelbe wird hie und da in Bretter eingezwängt, um eine eckige Form zu erlangen), die moderne Taillen-Verbildung der Frauen durch Einſchnüren, der verkümmerte Fuß der Chineſen ſind in der Hauptſache nicht erblich. Einige auffallende Beiſpiele vererbter Mißbildung wurden Büchner jedoch in brieflichen Zuſchriften mitgetheilt: gekürzte Ohren und gekürzter Schwanz traten bei einem neugeborenen Hunde auf, deſſen Vater dieſe Körpertheile durch Amputation verloren hatte. Ein Bauunternehmer in Weſtfalen theilte dem Vortragenden einen Fall mit, in welchem eine Ente mit gebrochenem rechtem Flügel acht Junge hatte, deren zwei an den Flügeln Auswüchſe in der Form eines geſonderten Flügelpaares, 4—5″ lang, mit Flugfedern hatten. Allgemeine Regeln laſſen ſich aus dieſen Erfahrungen nicht ableiten; ſie zeigen nur die weitgehende Macht der Vererbung in einzelnen Fällen. Eine weſentliche Einſchränkung erfährt das Geſetz dadurch, daß ſich die Erblichkeit niemals als eine vollkommene darſtellt. Ganz gleiche Lebeweſen laſſen ſich überhaupt nicht nachweiſen, wie beim Baum kein Blatt dem andern vollkommen gleicht. Jedes einzelne Weſen hat individuelle Züge, die mitunter nur für das geübte Auge erkennbar ſind. Unter den einzelnen Thieren einer Schaafheerde, welche viele Menſchen für gleichen Ausſehens halten, findet der Schäfer ſtets die Verſchiedenheit und kennt die Einzelnen. Die in Colonien lebenden Vögel, welche in Tauſenden und Abertauſenden zuſammen niſten, erſcheinen dem flüchtigen Beobachter völlig conform; aber jedes Paar kennt ſich ſelbſt gegenſeitig und, was das Erſtaunlichſte iſt, findet ſein Neſt unter tauſenden gleicher oder ganz ähnlicher mit Leichtigkeit heraus. Es erzeugt Gleiches alſo nicht Gleiches, ſondern höchſtens erzeugt Aehnliches Aehnliches. Immer ſind einige Unterſchiede vorhanden. Bei Pflanzen und Thieren iſt die Zuchtwahl häufig: die Blutbuche, die Trauerweide, die Otter- und Merinoſchaafe, das ungehörnte Rind

Paraguays ſind auf dieſe Weiſe, theils durch willkürliche Züchtung des Menſchen, entſtanden. Die Natur thut das Gleiche. Die Lebewelt iſt in ſtetem Wechſel; „Alles fließt", wie Heraclit ſagt. Der anſcheinend ſtarre Fixſternhimmel hat unendliches Leben und Bewegung. Die Erblichkeit kommt erſt zur vollen Bedeutung durch ihre Wirkung auf das geiſtige Leben. Beim Menſchen werden große Veränderungen ſeiner körperlichen Natur nicht mehr zu erwarten ſein, außer der Weiterbildung des Gehirns. Umſomehr iſt die Vererbung auf dem geiſtigen Gebiet von Gewicht. Anatomiſch iſt dieſes ebenfalls ein Körperliches, die Gehirnthätigkeit. Darwin hat darauf weniger Gewicht gelegt, obwohl die Wichtigkeit dieſer Thatſachen für den Menſchen eine weit größere iſt. Ein Autor, welcher die geiſtige Vererbung als Theorie behandelt, iſt in neuerer Zeit der Franzoſe Ribot. Er iſt in Bezug auf die Thatſachen unkritiſch, hat aber doch Manches nachgewieſen. Die geiſtige Vererbung iſt nach ihm weit auffallender noch als die körperliche; ſie erklärt ſich aus der anatomiſchen Beſchaffenheit des Gehirns. Dieſes nimmt die Eindrücke ſeiner labilen Beſchaffenheit halber leicht auf, es erhält das meiſte Blut und hat den regſten Stoffwechſel. Die Beiſpiele hierfür ſind ſehr zahlreich; der Vortragende ging nicht näher darauf ein, ſondern verwies auf ſeine Schrift: „Die Macht der Vererbung" (Leipzig 1882). Wenn die Wirkung der geiſtigen Vererbung nicht immer auffallend hervortritt, ſo liegt dies nach Büchner's Anſicht in der Kreuzung, welche auf die andere Seite neigt, oder in Lebensumſtänden, wie Krankheit ꝛc. Büchner behauptet, daß im Allgemeinen der Sohn mehr den Vater, die Tochter mehr die Mutter repräſentire. Dieſer allgemeine Satz wird im ſpeciellen Fall ſehr einzuſchränken ſein, beſonders für die Vererbung der höheren geiſtigen Potenzen, welche hauptſächlich vom Vater abhängen. Schopenhauer habe freilich das gegentheilige Axiom aufgeſtellt: daß der Menſch den Intellect von der Mutter, den Charakter von dem Vater habe, wofür er ſelbſt ein ſprechendes Zeugniß war. Johanna Schopenhauer, Laetitia Bonaparte, die Frau Rath Goethe konnte er mit Grund anführen. Das Individuum, bemerkt Büchner, ſei im Allgemeinen ein Gemiſch der Geiſtes- und Charakter-Eigenſchaften beider Eltern. Familien-Anlagen haben ſich wie bei der Familie Bach die Muſik, durch

ganze Generationen fortgepflanzt; der kriegerische Geist mancher Nationen wie der Gallier, der Kastengeist des Adels (welcher Charakter-Eigenschaften vererbt) und der Inder beruhen ebenfalls darauf. Der indische Gesetzgeber Manu spricht es geradezu aus, daß der Sohn mit den Eigenschaften seines Vaters begabt sei, und daß der in einer niederen Kaste Geborene die Merkmale seiner niederen Abkunft zeige. Unsere heutige Gesellschaft zeigt sehr leicht die Abkunft des Einzelnen aus mehr oder weniger gebildeter Familie, aus höherem oder niederem Stande. Kinder der Naturvölker haben oft gute Anlagen und lassen sich erziehen, aber nur bis zu einem gewissen Grade.

Dies führt auf den überaus wichtigen Einfluß von Erziehung und Bildung, der sehr beachtet werden muß. Es stehen sich hier zwei Theorien gegenüber: die eine, von dem englischen Philosophen Locke und dem Franzosen Helvetius repräsentirte, welche der Erziehung Alles zuschreibt und die geistig bedeutendsten Menschen aus den dümmsten Kindern hervorgehen läßt, und eine andere, welche das Angeborensein des Genies behauptet. Zur Unterstützung der letzteren Ansicht werden z. B. Shakespeare, Napoleon I., Schiller genannt, welche sich durch die widrigsten Erziehungsverhältnisse durchgearbeitet haben. Die Wahrheit scheint dem Vortragenden in der Mitte zu liegen: beide Momente müssen zusammenwirken; die größten Anlagen können nichts erreichen, wenn sie nicht erzogen und ausgebildet werden. Ein Mangel erblicher Fähigkeiten kann durch keine Erziehung, durch kein Lernen ersetzt werden. Das Genie dringt nicht immer durch, es ist von den Umständen abhängig. Wie viele Genies mögen zu Grunde gegangen sein, die unter günstigen Verhältnissen entwickelt worden wären! Für die Vererbung ist die Frage des Genies nebensächlich. Der Einzelne ist das mittlere Product von Erziehung und angeborenen Fähigkeiten; beide halten sich die Wage. Bei großen Anlagen hat der Pädagoge leichtes Spiel. Ein Mensch mit geringen Gaben kann aber in Folge guter Erziehung den Eindruck eines intelligenteren Kopfes machen, als ein bedeutend Beanlagter, dem nicht die Möglichkeit der Ausbildung zu Theil wurde.

Die Kunsttriebe und Instinkte der Thiere zeigen die Angeborenheit noch besser. Wenn dem Biber sein wunderbarer Bautrieb angeboren ist, so wird er doch erst durch eine vollständige Erziehung zum

Bau angeleitet; der junge Biber bleibt nicht weniger als drei Jahre bei den Alten und wird kunstgerecht unterwiesen. Allein würde er niemals vollständig bauen lernen. Flourens hat im Pariser jardin d'acclimatisation Versuche in dieser Richtung gemacht. Der Wandertrieb der Vögel, das Stehen der Jagdhunde sind ebenfalls sprechende Beispiele. Das nicht Erklärbare im Thierleben und in dessen instinktiven Antrieben ist in der Vererbung begründet. Der wichtigste Instinct betrifft die moralische und intellectuelle Vererbung. Die Apriorität der Denkformen, das Sittengesetz (Kant's kategorischer Imperativ), die Willensfreiheit gehören hierher. Bezüglich der Uebertragung endlich arbeitet die Natur mit den kleinsten Mitteln, was der Vortragende durch eine nähere Definition und Beschreibung der männlichen und weiblichen Keimzelle im Einzelnen nachwies.

An den Vortrag schloß sich eine Diskussion, worin verschiedene Anwesende sich den Ausführungen anschlossen, während Herr Dr. med. Flesch den Beweis für die Vererbung im Ganzen für unerbracht erklärte und auf die neueren Untersuchungen Koch's über die Ansteckungskeime der Tuberculose hinwies. Letztere wurden von Herrn Prof. Büchner für eine noch nicht abgeschlossene Frage erklärt; übrigens sei die Uebertragung der Krankheit durch Vererbung dadurch nicht ausgeschlossen.

Herr Dr. Ludwig Braunfels hielt am 25. Februar, Vormittags 11 Uhr im Sitzungssaal des Goethehauses einen Vortrag über „die Charaktere des Prinzen Don Carlos und des Königs Philipp II. bei den spanischen Dramatikern aus der klassischen Zeit der spanischen Poesie, d. i. dem siebenzehnten Jahrhundert." Der Vortragende gab zunächst nur den ersten Theil seiner Ausführungen. Indem er die Grundzüge der angedeuteten Charaktere entwarf, wie sie sich namentlich in den Dramen der zwei bedeutenden Dichter Montalván und Eneiso finden, stellte er interessante Vergleichungen an zwischen der idealistischen Darstellungsweise Schillers und der realistischen Montalváns, und zeigte wie bei jenem die Geschichte zum Roman, bei diesem zum halb wahrheitsgetreuen, halb offiziösen beschönigenden Extrakt wird. Indem er die scharfe Charakteristik des Spaniers im Gegensatze zu

der uns heutzutage mehr conventionell erscheinenden Färbung des deutschen Dichtwerks zeigte, gab er grelle Einblicke in eine Zeit, die, wenn auch einst von den Spaniern als die Blüthe ihres politischen Lebens gepriesen, doch jetzt bei allen Kulturvölkern und bei den Spaniern selbst nur die Befriedigung darüber hervorruft, daß sie vorüber ist ohne Wiederkehr.

Wir werden ausführlichen Bericht über den Vortrag nach der zweiten Abtheilung desselben geben.

An dem am 27. Februar abgehaltenen Discussionsabend eröffnete Herr Stadtarchivar Dr. H. Grotefend die Sitzung durch einen Vortrag über die „deutschen Monatsnamen." Redner ging aus von dem unter der Obmannschaft des Herrn Dr. Volger gemachten Versuche, einen Hochstiftskalender den Genossen zu octroyiren, indem man für die landläufigen kalendarischen Bezeichnungen der Monate andere theils übernommene, theils selbst erfundene Namen an die Stelle setzte, deren Anwendung man möglichst zum offiziellen Hochstiftsgebrauche zu machen beflissen war, während man begründete Einwürfe dagegen, wie z. B. des Herrn Dr. Rönsch aus Lobenstein durch Meisterschaftsdecrete todt zu machen versuchte.

Demgegenüber stellte Redner zwei Thesen in den Vordergrund seiner Betrachtung,

1) die Benennung der Monate ist eine Sache des internationalen Verkehrs;
2) eine einseitige Anwendung deutscher Monatsnamen ist nicht angängig, da die deutsche Namengebung für die Monate von jeher in landschaftlichen Eigenheiten schwankte, und jetzt in Deutschland nur in verschwindend geringer landschaftlicher Ausdehnung auf Verständniß rechnen könnte und auch da nur in einer von den Hochstiftsnormen abweichenden Reihe.

Den ersten der Gründe hat bereits Herr Rönsch in ausreichender Weise in den Vordergrund gestellt, er ist so selbstverständlich, daß man den Versuch der Hinwegleugnung desselben kaum für möglich halten sollte. Den zweiten dieser Gründe dagegen bezeichnete Redner als bisher in Hochstiftskreisen noch nicht genügend erörtert, und wandte diesem daher sein Hauptaugenmerk zu.

Die älteſte Eintheilung des Jahres bei den Deutſchen war in zwei, drei oder vier größere Complexe: Winter und Sommer (im rise und im love, bi stro und bi grase); die Dreitheilung in rechtlichen Alterthümern (Weisthümern), nach der ſich auch das Dreiding richtete, das ungebotene Landgericht, das jährlich zu drei provinziell verſchiedenen Zeiten abgehalten wurde; die Viertheilung den vier Jahreszeiten angemeſſen und darum ſich länger erhaltend.

Die Monatsnamen waren demnach wie auch die Monate keine deutſche Erfindung; das Bedürfniß nach ihnen entſtand erſt mit der Uebernahme der Inſtitution ſelbſt, und ſo wurde denn Sache und Name gleichzeitig übernommen. Die Beweiſe hierfür liegen

1) in der Abweichung der älteſten ſüd- und nordgermaniſchen (gothiſchen und angelſächſiſchen) Namen, ſowie in der auch ſpäter auftretenden großen Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, und dem Schwanken einzelner Namen für mehrere Monate;
2) in dem Schwanken zwiſchen allgemeinen Zeitangaben (nach Jahreszeiten oder Feldwirthſchaft, z. B. höwet, erne, brachet, wimmet) und beſonderen Monatsworten;
3) in der Leichtigkeit der Verdrängung der deutſchen Namen durch die kalendariſchen römiſchen.

Die gothiſchen und angelſächſiſchen Namen ſind für die Entwickelung der deutſchen Monatsnamen ohne Belang.*) Die Reihe derſelben beginnt erſt mit Karl dem Großen. Dieſer legte (nach Einhard's Bericht) den Monaten Namen aus der Mutterſprache bei, da ſie bisher bei den Franken theils mit lateiniſchen, theils mit barbariſchen (wohl keltiſchen) Namen bezeichnet wurden. Außer Hornung ſind es mit Monat zuſammengeſetzte Namen. Windume-

*) Redner ſchloß ſich in ſeinem Vortrage vielfach den Ausführungen eines 1869 (in der Halle'ſchen Waiſenhaus-Buchhandlung) erſchienenen Schriftchens von Karl Weinhold an, das bisher ſelbſt in deutſchen Gelehrtenkreiſen leider zu wenig verbreitet iſt, da es, eine Begrüßungsſchrift der deutſchen Philologen-Verſammlung zu Kiel, wie es ſcheint durch Zufall nicht in den Leipziger Meßkatalog aufgenommen wurde. Redner, der das Schriftchen zur Vorlage brachte, hat ſchon an anderer Stelle, in ſeinem 1872 erſchienenen Handbuch der Chronologie S. 31, darauf aufmerkſam gemacht.

manoth von dem lateiniſchen Vindemiae (die Weinernte) hat ſich nicht lange gehalten, es machte dem einfacheren Weinmonat Platz; Witumanoth = Holzmonat kommt ſonſt nicht vor. Sie waren wohl Karl's eigene Erfindungen, die ſich deshalb nicht lange im Volke hielten. Sonſt hat Karl im Ganzen ſeinen Zweck erreicht. Seine Reihe bildete, ſoweit die deutſchen Namen überhaupt neben den römiſchen gebraucht wurden, ſtets die Grundlage und den Ausgangspunkt der Entwicklung. Allein ſelbſt Karl machte niemals von den deutſchen Monatsnamen irgend einen offiziellen Gebrauch, ſeine Kanzlei wie die Kirche bediente ſich nach wie vor der römiſchen Bezeichnungen und ſo kam es denn, daß ſchon früh ſich die allmähliche Aufnahme lateiniſcher Monatsnamen in die deutſchen Reihen geltend machte. Jänner, März, April, Mai und Auguſt ſind als vollberechtigt in den deutſchen Sprachſchatz aufgenommen. Jänner, März und Mai ſind dabei einer lautlichen Veränderung unterworfen, März und Mai ſind ſchon bei mittelalterlichen Dichtern (z. B. Walther von der Vogelweide) zu Begriffswörtern mit übertragener Bedeutung geworden, ſie ſind wie auch der April vom Volke in ſeinem ureigenſten Beſitzthume, dem Sprichworte, zur Verwendung gebracht. Ja der Auguſt, der uns heute faſt fremd anklingt, hat ſchon im XIII. Jahrhundert zur Bildung eines deutſchen Verbs austen = erndten den Stamm bilden müſſen, dem heutzutage der es noch gebrauchende norddeutſche Landmann ſeinen fremdländiſchen Urſprung vollſtändig abſprechen würde.

Es hatte ſich ſomit im XV. Jahrhundert bereits eine für den größten Theil Deutſchlands gültige Reihe von Monatsnamen feſtgeſetzt, die namentlich durch die Abhängigkeit der in Schrift und Druck verbreiteten Kalender von dem 1475 zuerſt gedruckten Kalender des Johannes Müller von Königsberg in Franken (Johannes Regiomontanus) in dem Bewußtſein des Volkes ſich feſtſetzte und ſelbſt in einzelnen Aeußerungen in das offizielle Leben der regierenden und richtenden Kreiſe des XVI. Jahrhunderts überging.

Die Thatſache, daß die Kirche beider Bekenntniſſe ſtets von der Adoptirung der deutſchen Monatsnamen Abſtand nahm, ſowie das große geiſtige Uebergewicht der juriſtiſchen Kreiſe im 17. und 18. Jahrhundert, die durch die hiſtoriſchen Ereigniſſe dieſes Zeit-

raums ſich mehr und mehr häufenden Beziehungen zu andersredenden Nationen, und das daraus entſtehende Reſultat kosmopolitiſcher Geſammtbildung, alle dieſe Momente ließen die deutſchen Monatsnamen auch im Bewußtſein des Volkes zurücktreten. Die Kalender des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geben nur in verſchwindend geringem Maaße die deutſchen Namen an, und trugen dadurch auch ihrerſeits zum raſcheren Verlöſchen des Gebrauchs derſelben bei. Als Chriſtian Wolf durch ſein vielverbreitetes und wiſſenſchaftlich autoritatives mathematiſches Lexikon 1742 die deutſchen Monatsnamen neu belebte, da war es ein rein wiſſenſchaftliches und literariſches Experiment, und ſeine Reihe auch nicht mehr die gemeindeutſche. Seine Abänderungen fanden indeß nicht mehr Anklang als die 1781 auftauchenden Beſtrebungen Boie's und Wieland's in ihren Taſchenbüchern (deutſches Muſeum und teutſcher Merkur) den deutſchen Namen, unter Einmiſchung eigener Erfindungen ſtatt der recipirten Fremdnamen, Geltung zu verſchaffen. Bis in unſere Tage hinein gehörte es aber von der Zeit an zum guten Ton der zahlreichen Taſchenbücher, deutſche Namen den kalendariſchen Monatsnamen beizufügen, und hie und da für poetiſche Abänderungen der einmal beliebten Reihen Sorge zu tragen.

Das deutſche Volk hat, das darf man wohl ſagen, mit den deutſchen Monatsnamen zu Gunſten der internationalen Namen gebrochen, und es hat damit keineswegs ſich künſtlich entnationaliſirt oder hängt fremdem Weſen an, wie man ſo gerne ihm vorſchwätzen möchte, ſondern es hat eine ihm einſtmals aufgezwängte, ſelbſt in der Zeit dieſes Zwanges nie zum offiziellen Gebrauche zugelaſſene Bezeichnungsweiſe einer fremden Einrichtung mit künſtlich erſonnenen Namen in hiſtoriſchem Werdegange abgeſchüttelt, und die mit dieſer fremden Einrichtung unlöslich verbundenen fremden Namen wieder allein angenommen, um nicht unter den kulturtragenden Nationen iſolirt in der Ecke daſtehen zu müſſen nach Art der Slaven mit ihren ſogar noch unter ſich verſchiedenen und verſchieden verwendeten*) nationalen Bezeichnungen für die Monate.

*) Ruſſen und Serben gebrauchen die kalendariſchen Namen. Die nationalen Reihen der Polen und Cechen ſtimmen nur im November (listopad) überein.

Bekanntlich ist in der Schweiz in den deutschen Kantonen der Gebrauch der deutschen Namen der Monate, d. h. der alten gemeindeutschen Reihe des XV. Jahrhunderts, noch in Uebung, wenn auch die Verquickung mit den französischen Kantonen zu einem Staatsganzen die kalendarischen Monatsnamen für alle offiziellen Gelegenheiten zur Geltung gebracht hat. Nur die rege Berührung mit der Schweiz hat in den gebildeten Kreisen des angrenzenden Süddeutschlands die Namen des 2. und 6—12. Monats in Kenntniß und in stets geringer werdendem Gebrauche erhalten. Denn das Vorkommen dieser Namen in süddeutschen Volksdialekten wird doch Niemand für einen zwingenden Grund zur Annahme der Namen in gebildeten Kreisen halten, wie auch kein Vernünftiger die Namen godensdach für Mittwoch und satersdach für Samstag, (Sonnabend) für den Norden Deutschlands als obligatorisch erklären wird, bloß weil der westphälische Bauer in seinem Plattdeutsch sie verwendet.

Als nun Herr Dr. Volger seiner Zeit die deutschen Monatsnamen im Hochstiftsstil einführte, verwendete er, obschon er aus der Schweiz kam und dort offenbar dieselben lieb gewonnen hatte, nicht die schweizer Reihe, mit welcher er wenigstens auf ein entgegenkommendes Verständniß in gebildeten Kreisen Süd-West-Deutschlands hätte rechnen können, sondern gleich den genannten Literaturdictatoren des vorigen Jahrhunderts und ihren Nachtretern verfuhr er radical und ersetzte die eingebürgerten fremden Namen durch eklektisch gewählte und auch selbst erfundene (Schneemonat) Namen.

Redner überließ nach dem Gesagten, das durch die Vertheilung hier nachfolgender Uebersicht der verschiedenen Reihen eine gute Unterstützung erhielt, den Hörern selbst das Urtheil und empfahl, da die zur zweiten These vorgetragenen Einzelheiten wohl kaum eine befriedigende Discussion über diese These zulassen würde, vornehmlich die erste These, sowie die Frage des Nutzens eines derartigen einseitigen Vorgehens, wie das des Herrn Dr. Volger war, zur Diskussion.

Der April heißt polnisch kwietnia, wogegen die Cechen den Mai květen nennen. Die Polen nennen den Juni czerwca, die Cechen červen und den Juli červenec. Sonst sind die Namen beider Reihen außer dem August (poln. sierpnia, cech. srpen) völlig verschieden.

Aus der kurzen Debatte ergab ſich, daß das ſchwerwiegende Gewicht der erſten unbedingt zu bejahenden Theſe für die Anweſenden die Nutzloſigkeit derartigen einſeitigen Vorgehens in das hellſte Licht ſtellte, und daß die Verſammlung mit dem Vorgehen der Verwaltung, ihrerſeits von der Anwendung der deutſchen Monatsbezeichnungen abzuſehen, völlig einverſtanden war.

	I. Karl d. Gr.	II. XII. Jahrhdt.	III. XV. Jahrhdt. und Schweiz.	IV. Baiern (Schwaben) neben III.	V. Elsaß neben III.	VI. Ried.-Rhein (N R); Frank.u.Hessen (W); Thüringen u. Schlesien (O).	VII. Niedersachsen (seltener).	VIII. Deutsches Museum Teutscher Merkur 1781/82 (andere Taschenb.)	IX. Hochstift.
1	Wintarmanoth	Jarmanot	Jenner			Hartmond W Wolfmond O Lasmant NR Boldorn (Thür.)	Hardemaen	Wintermond Eismond	Schneemonat
2	Horuung	—	Hornung	(Rebmonat)		Sporkel NR Hornung Volborn O	Hornunc	Hornung Thaumond (Hartmond)	Hornung
3	Lenzinmanoth	Mertzo	Merz			Merz	Merzemaen	Lenzmond (Frühlingsm.)	Lenzmonat
4	Ostarmanoth	Aprelle	April			April	Ostermaen April	Ostermond (Grasmond)	Ostermonat
5	Winnemanoth	Meio	Mei	erster Mei		Mei	Mei	Wonnemond (Blumenmond)	Wonnemonat
6	Brachmanoth	—	Brachmonat	ander Mei (Brachet)		Brachmond	Bracmaen	Brachmond Sommermond	Brachmonat
7	Hewimanoth	—	Heumonat	erster Augst (Howet)		Heumond	Houmaen	Heumond	Heumonat
8	Araumanoth	—	Augstmonat	ander Augst (Augst)		Augst	Austmaen	Aehrenmond Erntemond	Erntemonat
9	Witumanoth	Herbistmanot	Herbstmonat	erster Herbstmonat (Haberangst)	a. Herbstmonot b. Herbstmon c. erster Herbstm. d. Fulmonet	Herbstmond W Fulmonat Ouwestin O Evenmant NR	Hervestmaen	Herbstmond	Herbstmonat
10	Windumeman.	—	Weinmonat	ander Herbstmonat (Wimmet)	a. Windemonot b. Winmon c. ander Herbstm. d. Herbstmonet	Weinmond	Satmaen Winmaen	Weinmond	Weinmonat
11	Herbistmanoth	Wintermanot	Wintermonat	erster Wintermonat	a. Wintermonot b. Wintermon c. dritter Herbstm. d. Wolfmonet	Wintermond Schlachtm. NR	Slachtmaen Wintermaen	Windmond (Wintermond)	Wintermonat
12	Heilagmanoth	Hertimanot	Christmonat	ander Wintermonat	a. Hertmonot b. Wolfmon c. Wintermonot d. Bolrot	Schlachtmond W Lesemond O Wolfmond W Wintermant NR Hartmond O	Christmaen	Wintermond Heiligmond Christmond	Christmonat

IV. Einſendungen.

No.

270. Dr. Wilh. Kobelt in Schwanheim a. M.: 1 Broch.: Nach den Säulen des Hercules. 8°.

206. Frau Guido Oppenheim Wwe., hier: 1 Band: The National Gallery of Pictures by the Great Masters. presented by individuals or purchased by grant of Parliament, mit vielen Kupferſtichen 4°. London by Jones & Cie. Temple of the Muses 1832. Gebunden.

1 Band: Ander teil kurtzer Chronik Unſerer zeit. Begreifend die vornembſte Händel, ſo ſich beide in Religion und Weltlichen Sache, faſt in der gantzen Welt zugetragen, vom Jar unſers lieben Herrn, MDXXXVII biß auff das Jar MDLXII. Durch den W H. Laurentium Suivium, Carthuſer-Ordens zu Cöln mit Fleiß zu Latein beſchrieben, und folgend trewlich verteutſcht durch Henricum Fabritium. Zu Cöllen, durch Heinrich von Ach 1576. 8° in gepreßtem Ledereinband und Ueberreſten von meſſingenen Schließen.

1 Band: Sammlung der beſten deutſchen proſaiſchen Schriftſteller und Dichter 76. Theil Weißens Luſtſpiele. Mit allerhöchſt gnädigſt kayſerlichem Privilegio. 8° Carlsruhe bei Chriſtian Gottlieb Schmider 1778. Gebunden.

1 Band: Skizzen aus dem Karakter und Handlungen Joſeph's des Zweiten iztregierenden Kaiſer der Deutſchen. Fünfte Summlung von Adam Friedrich Geisler, den Jüngern. Halle bei Johann Chriſtian Hendel 1786 8°.

1 Band: Dr. Martin Luther und ſeine Zeitgenoſſen dargeſtellt in einer Reihe karakteriſirender Züge und Anekdoten von Ant. Theod. Effner zur würdigen Feier des 3. Jahrhunderts der Reformation I. und II. Band 8° mit vielen Porträts, Facſimile's ꝛc. Augsburg im Verlag bei Auguſt Baeumer 1817.

Zürich und die wichtigſten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, charakteriſirt von Wilhelm Füßli, Verfaſſer der Kunſtſchätze Münchens. I. Band. Inhalt: Zürich, Baſel, Freiburg, Straßburg, Carlsruhe und Mannheim. 8° 1842. II. Band. Inhalt: Mainz, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Coblenz, Bonn, Cöln, Aachen und Düſſeldorf 8°. Zürich und Winterthur, Verlag der literariſchen Comptoirs 1843. Gebunden.

13 Bände Voltaire brochirt: Histoire, Philosophie, Théâtre, Poèmes, Romans, la Henriade, Essai sur les Moeurs 8°. Paris de l'imprimerie de Baudoin frères.

364. Robert Weber in Baſel: 1 Bd. Novellen 2. Theil „Ueber den Dächern der Bundesſtadt", „Geopfert", „Schulmeiſters Kindtaufe", „Die Villa des erſten Conſul's", „Der weiße Fliederzweig". Selbſtverlag des Verfaſſers. Baſel 1883. 8°.

No.

367. Prof. J. Kürſchner in Stuttgart: Vom Fels zum Meer 6. 7. 8. u. 9. Heft. Stuttgart W. Speemann 1883.

428. Staedel'ſches Kunſt-Inſtitut hier: 10. Jahresbericht, März 1883. 4°.

437. Kaufmänn. Verein in Frankfurt a M.: 18. Jahresbericht 1. Januar bis 31. December 1882. 8°.

438. Offenbacher Verein für Naturkunde: 22. und 23. Thätigkeitsbericht 1880/82. 8°. Offenbach a. M., C. Forger's Druckerei.

440. Dr. C. Sturm, prakt. Arzt in München: Die Krankheiten des Menſchen 5 Hefte 8°. Heft 1: Der Arzneiaberglaube, 2 und 3: Die Hausapotheke, 4: Humbug und Wahrheit in der Heilkunde, 5: Zur Verhütung der Bleichſucht bei jungen Mädchen. München 1883. Selbſtverlag des Verfaſſers.

518. Dr. Ewald Böcker, Schriftſteller und Lehrer hier: „Periander" Trilogie geb. 8°. Brandenburg a. H. bei J. Wieſike 1874. „Burggraf Friedrich" Schauſpiel in 4 Aufzügen 8°. Frankfurt a. M. C. Koenitzer 1881. „Lalage" Luſtſpiel in 3 Aufzügen 8°. Frankfurt a. M. M. Dieſterweg 1879.

519. Hans Guttzeit in Dahlem bei Berlin: Broch. „Von der Kirche zur Natur" 1. Lief. 8°. Berlin bei C. Th. Mroſe 1881.

528. Société des Naturalistes de Moscou: Bulletin No. 2, 1. und 2. Lieferung 8°. Moscou, Alexandre Lang. broch.

549. Bureau of Education, Washington: Circulars of Information No. 4, 5 and 6. 8°. Washington Printing Office 1882.

546. Baron Ferd. von Müller, Melbourne: Systematic Cursus of Australian Plants. 4°. Melbourne. Printed for the Victorian Government.

535. Louis Mohr in Straßburg, Elſaß: De la Bibliographie des Aus. 8°. Die Wappen der Buchdrucker. 8°. Brüſſel bei F. J. Olivier, Buchhandlung 1882.

540. Prof. L. Stark in Stuttgart: Altdeutſche Lieder, 5 eigene Compoſitionen für Männerchor. 1) Deutſcher Mut; 2) Altdeutſches Weinlied; 3) Der Schnee; 4) Das arme Brüderlein; 5) Feins Mägdelein. Stuttgart Verlag von G. M. Zumſteeg.

541. Prof. Dr. Stern in Göttingen: 90 Hefte Diſſertationen.

550. Frankfurter Handelskammer: Jahresbericht pro 1882. 8°. Frankfurt a. M. bei Mahlau & Waldſchmidt.

554. Premierlieutnant Eggers in Bremen: Mittheilungen des Vereins für Hamburgiſche Geſchichte. Hamburg Maucke Söhne 1883. Zeitſchrift des hiſtoriſchen Vereins für Niederſachſen. Hannover Hahn'ſche Bchhdlg. 1882. Jahresbericht des Vereins für Mecklenburgiſche Geſchichte und Alterthumskunde. Schwerin 1882. Zeitſchrift der Geſellſchaft für Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſche Geſchichte, Univ. Bchdr. Kiel 1882.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. **Lieferung 3.**

Inhalt: I. Geschäftliches. Personalien. S. 91. — II. Die Ausstellung im Goethehause. S. 92. — III. Oeffentliche Sitzungen. S. 101. — „Wort und Bild." S. 101. — „Das Goethe'sche Puppentheater." S. 114. — „Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform." S. 124. — IV. Einsendungen.

I. Geschäftliches. Personalien.

Während der Monate Mai, Juni und Juli wurden fünf Verwaltungssitzungen abgehalten, und zwar am 21. und 28. Mai, 11. und 25. Juni und 30. Juli. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschluß trat einmal, am 7. Mai zusammen. Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 138 Eingänge zu verzeichnen, denen 140 Ausgänge gegenüberstehen.

Aufgenommen wurden 2 Genossen, ausgeschieden sind 2 seitherige Mitglieder; durch den Tod verloren wir 4 Genossen:

Se. Hochwürden Sava Pavischewitsch, Archimandrit in Kruschedol in Syrmien, gestorben 16. Mai daselbst.

Dr. Hermann Schultze-Delitzsch, gestorben 29. Mai in Potsdam.

Geheimer Sanitätsrath Dr. med. Gustav Königsfeld, gestorben 6. Juni in Düren.

Dr. jur. Johann Philipp Benkard, Stadtamtmann a. D., gestorben 19. Juni hierselbst.

II. Die Ausstellung im Goethehause.

Um die Mitte Juni wurde im Goethehause die Ausstellung von Erinnerungsgegenständen an unsern großen Dichter eröffnet, welche die Verwaltung unsern Genossen bereits in dem ersten der dießjährigen Berichte in Aussicht gestellt hatte. Ein weit ausschauender Zweck konnte bei Veranstaltung derselben nicht verfolgt werden; sollte es doch nur gelten, das freundliche Entgegenkommen der städtischen Behörde und hiesiger Vereine zu benützen, um alles das, was sich von Andenken an Goethe und das Goethehaus auf dem Boden unserer Stadt in verschiedenen Sammlungen zerstreut findet, für einige Zeit wenigstens vereint an derjenigen Stelle zur Schau zu stellen, die sich hierzu, wie keine andre eignet. Unsere Stiftung gab diejenigen Stücke her, welche bisher der Oeffentlichkeit nicht zugänglich waren, die städtische Bibliothek und das städtische Museum liehen ihre Schätze, und Weiteres wurde von Genossen und Freunden unserer Stiftung sowie Verehrern des Dichters hinzugefügt. So ist es gekommen, daß trotz ihres geringen Umfanges die Ausstellung eine durchaus sehenswerthe geworden ist, wie sie denn auch eine große Anzahl Schaulustiger angezogen hat und fortwährend noch günstig auf den Besuch des Goethehauses einwirkt.

Bei der räumlichen Beschränkung und dem gewissermaßen improvisirten Charakter des Unternehmens darf man von vorneherein eine streng systematische Anordnung nicht erwarten; es ist indeß, soweit es anging, der Grundsatz zur Durchführung gekommen, nur das auszustellen, was in mehr oder minder nahem Zusammenhange mit der Familie und dem Vaterhause des Dichters steht; alles Andere soll den Gegenständen dieser Art nur zur Folie und Erläuterung dienen und hat durchweg nur Aufnahme gefunden, soweit es Neues oder ganz Seltenes bietet.

Hauptsitz der Ausstellung sind die drei nach der Straße zu gelegenen, mit einander in Verbindung stehenden Zimmer des Mansarde-Stockwerkes, in denen sich auch sonst einige der werthvollsten Stücke unserer Sammlung befinden. Eine doppelte Reihe von Schaukasten zieht sich durch das mittlere Giebelzimmer, in welchem einst der junge Wolfgang schaltete und waltete, und das die ersten

Werke des Dichters entſtehen ſah. Hier fällt uns, wenn wir uns vom Eingange links wenden, zunächſt eine Anzahl vergilbter Aktenſtöße und Druckbogen auf. Wir finden da u. a. die denkwürdige Nummer LXXI der „Frankfurter Frag- und Anzeigs-Nachrichten" vom 2. September 1749, aus welcher wir erſehen, daß am 29. des vorangegangenen Monats dem kaiſerlichen Rathe Johann Caſpar Goethe ein Sohn „Johann Wolfgang" getauft worden iſt. Das Blatt, aus den Sammlungen des Muſeums, iſt allerdings nicht Original, ſondern die Nachbildung vom Jahre 1825 (Beilage zu Nr. 172 der „Iris" vom 28. Auguſt), die jetzt indeß auch ſelten geworden iſt und faſt wie ein Original geſucht wird. Was die Vitrine weiter enthält, iſt ächt und beglaubigt, ſo der Baubeſcheid für den Rath Goethe zu dem Umbaue ſeines Hauſes und eine Reihe von akademiſchen Schriften der Familie Goethe-Textor, die „Positiones juris", welche der Dichter im Jahre 1771 zu ſeiner Promotion in Straßburg benützte, die Inaugural-Diſſertation, mit welcher ſein Vater im Jahre 1738 in Gießen den juriſtiſchen Doctorgrad erwarb, die Inaugural-Diſſertation Johann Wolfgang Textor's des Jüngeren (Altorf 1717) und eine von deſſen Großvater, dem Urgroßvater des Dichters, dem Syndicus Primarius der freien Reichsſtadt Frankfurt a. Main, Johann Wolfgang Textor dem Aelteren herrührende juriſtiſche Abhandlung über die „Successio linealis" aus dem Jahre 1698. Dieſen ſchließen ſich drei Aktenbündel aus den Jahren 1772—1774 an, die Streitſachen Johann Joſeph Maigret contra Callman Mayer Bauer, Entſchädigungsklage, Förſter'ſche Kinder contra Johann Balthaſar Rupprecht, Inſatzklage, und Metzger Hemmerich contra Metzger Thomas, Durchgangs-Gerechtigkeit zwiſchen den Schirnen betreffend. In allen drei Sachen begegnet uns der advocatus ordinarius und Licenciat J. W. Goethe als Sachwalter.*) Wir ſehen demnach für den Dichter, wenigſtens ſoweit die Abſtammung mütterlicherſeits in Betracht kommt, das zünftige Juriſtenthum bis zum vierten Gliede, d. h. bis zu dem

*) Den juriſtiſchen Doktorgrad hat der Dichter nie erworben. Die juriſtiſchen Fakultäten in Straßburg und Paris verliehen als höchſten akademiſchen Grad nur den des Licenciaten, der in Deutſchland jedoch dem des Doktors gleich geachtet wurde, wie denn mit ihm auch die venia legendi verbunden war.

Ahnherrn, von welchem der Vorname Johann Wolfgang ſich auf ihn vererbte, durch Brief und Siegel beſtätigt.

Neben dieſen Akten zeigen ſich uns in ſorgfältiger Durchpauſung die einzig erhaltenen Schriftzüge der Frau Cornelia Goethe („Cornelia Göthin Widtib", wie ſie ſelbſt ſich zeichnet), der „guten Großmutter", die in der alten Behauſung auf dem großen Hirſchgraben die geräumige Hinterſtube zu ebener Erde inne hatte.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht neben dieſen ehrbar-nüchternen Familien-Dokumenten das ſogenannte Michel-Angelo-Album des Hochſtiftes, das mit aufgeſchlagenem Titelblatte ihnen zunächſt liegt. Dieſes Album iſt bekanntlich eine Widmung der Univerſitäten und wiſſenſchaftlichen Genoſſenſchaften Italiens an unſere Stiftung als Gegengabe für das Feſtgeſchenk, welches letztere bei der Michel-Angelo-Feier darbrachte. Mit einer „Goethe-Reliquie" haben wir es mithin — auch wenn wir den Ausdruck im weiteſten Sinne faſſen — nicht zu thun, wohl aber mit einem „Goethe-Denkmale", und zwar mit einem der ſchönſten und weihevollſten, die dem Genius unſeres Dichters gewidmet worden ſind. Das in reichem Renaiſſance-Schmucke von dem Florentiner Meiſter Rinaldo Baberti entworfene Titelblatt zeigt uns in der Mitte das Bruſtbild Goethe's von der Hand des Miniaturmalers A. Matarelli, von dem auch die figürlichen Darſtellungen auf dem Blatte herrühren. Der Kopf iſt ideal gehalten, darf aber in der feinen Durchgeiſtigung, die aus ihm ſpricht, wohl als eines der hervorragendſten Idealbildniſſe gelten, die wir von dem Dichter beſitzen. — An dieſes Denkmal aus der jüngſten Vergangenheit des Frankfurter Goethehauſes ſehen wir das älteſte Dokument gereiht, das von dem Beſtande dieſes merkwürdigen Hauſes Zeugniß gibt, den bereits erwähnten Beſcheid, welcher dem kaiſerlichen Rath Goethe am 25. März 1755 von dem Bauamte der freien Reichsſtadt Frankfurt auf ſein Geſuch, „Bau auf dem Hirſchgraben betreffend" ertheilt wurde.

Von einem noch älteren Goethehauſe gibt ein Gegenſtand in der Vitrine der entgegengeſetzten Seite uns Kunde, von der jetzt leider in ihrer urſprünglichen Geſtalt vernichteten Behauſung, die einſt in Artern der ehrſame Hufſchmied Hans Chriſtian Goethe bewohnte. Das Andenken, ein eiſerner Schmiedering, an den die zum

Beſchlage herbeigeführten Pferde befeſtigt werden mochten, wurde von einem Verehrer des Dichters bei der pietätloſen Moderniſirung des Hauſes im Jahre 1880 gerettet. Dieſer, Amtsrichter Broeſel, hat die denkwürdige Reliquie amtlich beglaubigt und zugleich mit ihr dem Hochſtifte die gleichfalls zur Ausſtellung gebrachte Anſicht des Hauſes vor der Umgeſtaltung geſchenkt.

Die benachbarten Schauſtücke führen uns zurück zu der Jugendzeit des Dichters. Wir finden hier ein franzöſiſches Stammbuchblatt deſſelben aus dem Jahre 1764, ſodann die Uebungen und Ueberſetzungen, die er im Jahre 1758 nach früheren Dictaten des Conrectors Reinhard niederſchrieb. Ein zweites Heft enthält neben einer Anzahl ſogenannter „Stechſchriften" (Preis- und Probe-Schönſchriften) unter Anleitung des Vaters angefertigte Aufſätze, darunter das durch Abdruck zum Theil wenigſtens weiteren Kreiſen zugänglich gemachte deutſch-lateiniſche Kellergeſpräch *). Charakteriſtiſcher als dieſes will uns für den Geiſt der väterlichen Unterweiſung eine Reihe anderer Uebungsſtücke erſcheinen, Exercitien, die uns darthun, in welcher Weiſe dem Geiſte des jungen Wolfgang die Begeiſterung für den großen Preußenkönig beigebracht wurde, denn ſie beſtehen in nichts Anderem als der Niederſchrift und der daneben geſtellten lateiniſchen Ueberſetzung einer Anzahl Friedericianiſcher Briefe und Erlaſſe.

Von dem Fleiße und dem Thätigkeitstriebe des väterlichen Lehrmeiſters ſpricht ein weiterer Ausſtellungsgegenſtand zu uns, das Concept zu der „Sammlung ſtädtiſcher Verordnungen und Erlaſſe", deren der Sohn in „Wahrheit und Dichtung" mehrfach pietätvoll gedenkt. Andenken an das „Mütterchen", von dem der Dichter die „Frohnatur" und „Luſt zum Fabuliren" geerbt haben will, ſind nur ſpärlich und vereinzelt auf unſere Zeit gekommen. Die Ausſtellung weiſt von ihnen weiter nichts auf, als was das hieſige Muſeum als ein Geſchenk Carl Jügels aufbewahrt: eine Haarlocke, ein Zahnſtocher-Etui, mehrere Klöppel und das in Seide gebundene Exemplar des Vieweg'ſchen „Taſchenbuchs für 1798", den erſten

*) Dieſes Heft mit Schriftproben iſt herausgegeben von Dr. A. Weismann „Aus Goethe's Knabenzeit. 1757—1759". Frankfurt a. M., Sauerländer, 1846.

Abdruck von „Hermann und Dorothea“ enthaltend, welches die Mutter von dem Sohne zum Geſchenke erhielt. Ein gemeinſames Andenken an das Elternpaar iſt in der Kupferplatte auf uns gekommen, die einſt in der Katharinenkirche den Textor-Goethe'ſchen Kirchenſtuhl bezeichnete; ſie zeigt uns das Textor-Goethe'ſche Wappen nach dem Entwurfe des Herrn Rath (im oberen Felde die wachſende männliche Figur mit den fliegenden Hutbändern, im untern den nach rechts laufenden Schrägbalken mit den drei Leiern) darunter die Buchſtaben I. C. G. und die Jahreszahl 1772. Als bezeichnend für den ökonomiſchen Sinn der damaligen Zeit mag erwähnt werden, daß das Material einer alten Druckplatte entnommen iſt, von deren Gravirung ſich ein Bruchſtück auf der Rückſeite erhalten hat. Aus dieſer erſehen wir, daß dieſelbe zu dem Titelblatte eines Merian'ſchen Werkes diente, und zwar zu der Topographie der rheiniſchen Erzſtifte aus dem Jahre 1646.

An die Periode des Stürmens und Drängens gemahnen zwei Briefe, welche Goethe aus dem elterlichen Hauſe, ſowie ſpäter aus Weimar an Auguſte von Stolberg richtete.*) Ein Brief Klingers (der allerdings keinen directen Bezug auf Goethe enthält) mag als eine Erinnerung an den in dem Elternhauſe verkehrenden Freundeskreis des Dichters hier ſeinen Platz gefunden haben. Aus einer, den Beſtrebungen dieſer Epoche ganz fern liegenden Zeit rührt das letzte Schauſtück der Vitrine her, ein Manuſcript, das Stücke aus dem Aufſatze über Kunſt und Alterthum enthält und vielfach mit Correcturen von der Hand des Dichters ſowie mit deſſen Unterſchrift (Weimar, 1. Januar 1804) verſehen iſt. Ein Brief Schillers aus dem gleichen Jahre liegt in nächſter Nähe, uns den innigen Verkehr verſinnlichend, in welchem um jene Zeit unſere beiden Dichterheroen mit einander ſtanden.

Ueber den Glaskaſten ſind, auf beiden Seiten vertheilt, Rahmen angebracht mit einer Reihe von Handzeichnungen, Stichen und Photographien aus dem Beſitze des Malers Hermann Junker, zumeiſt Studien enthaltend, welche dieſer in Weimar zu ſeinen bild-

*) Erſter und fünfzehnter Brief in der von A. von Binzer (Leipzig, Brockhaus, 1839) herausgegebenen Sammlung.

lichen Darſtellungen aus Goethe's Leben ſammelte. In dem erſten derſelben erblicken wir, um zwei Notizblätter von dem Schreibtiſche Goethe's gruppirt, einen kleinen Stich und mehrere Photographien. Der Stich gibt eines der ſeltenſten Erinnerungsblätter an Goethe wieder, die es überhaupt gibt; er ſtellt nach einer Handzeichnung eine Abendgeſellſchaft bei der Herzogin Amalia dar und zeigt uns mit einem eigenthümlichen Anfluge von Humor die Geſtalt des Dichters vollſtändig verſteckt unter den ſonſt mit Portraittreue wiedergegebenen Figuren.

Die Photographien vergegenwärtigen uns denkwürdige Oertlichkeiten aus der unmittelbaren Umgebung Weimars ſowie, nach einem gleichzeitigen Gemälde, das Bildniß der Schauſpielerin Corona Schröter. Der zweite Rahmen enthält in einer Bleiſtiftſkizze von Junker das Treppenhaus im Goethehauſe zu Weimar, der dritte zwei Photographien nach Handzeichnungen Goethe's („Die alte Wartburg mit Mönch und Nonne" und „Landhaus am Waſſer") und einen Stich „Das Neueſte von Plundersweilen" nach einem Entwurfe von des Dichters Hand. Die unter dieſem Glaſe vereinigten Blätter bieten ein eigenartiges Intereſſe dar, ſie belehren uns über einen Irrthum, in dem Goethe bis an ſein Lebensende befangen blieb, und den ein Theil ſeiner Anhänger bis auf den heutigen Tag noch theilt, über die irrige Vorſtellung, als habe er wirklich maleriſches oder auch nur zeichneriſches Talent beſeſſen. Der große Dichter iſt auf dieſem Gebiete ſtets dilettirender Anfänger geblieben und vermochte nur etwa da den Anlauf zu einem einigermaßen kunſtgemäßen Schaffen zu nehmen, wo die Hand des jeweiligen Lehrers und Meiſters energiſch der Führung ſeines Stiftes zu Hilfe kam. Daß er einer derartigen Unterſtützung bei den beiden landſchaftlichen Skizzen, die wir vor uns ſehen, entbehrte, leuchtet auf den erſten Blick ein. Die Compoſition der Zeichnung zu dem Stiche „Das Neueſte von Plundersweilen" iſt ſo zerdehnt und zerfahren, daß man ſich das Verſtändniß aus ihren einzelnen Theilen mühſam zuſammenleſen muß. Der vierte Rahmen enthält vier intereſſante Handzeichnungen H. Junkers, „Die Nachkommen Goethe's", Bildniſſe von Auguſt von Goethe, Ottilie von Goethe, geb. von Poggwiſch, Wolfgang und Walther von Goethe nach bisher noch nicht veröffentlichten Original-

bildern Schmeller's und der Gräfin Julie v. Egloffstein. Aehnliche Studienblätter zeigen uns im fünften und letzten Rahmen die Bildnisse Karl August's, der Großherzogin Louise und des Prinzen Karl Friedrich.

Zwischen dem vierten und fünften Rahmen fesseln den Blick zwei Portraits von besonderer Eigenart, die von Lips zu seinem Kupferstiche angefertigte Originalzeichnung, das Medaillon-Brustbild des Dichters darstellend, und die xylographische Nachbildung einer kleinen getuschten Zeichnung, welche uns die Züge von Christiane Vulpius, Goethe's nachmaliger Gemahlin, wiedergibt. Letzteres Bildchen, bisher fast ganz unbekannt geblieben, dürfte die Mehrzahl der Besucher überraschen; sie werden, wenn sie den bestrickenden Reiz dieser sinnlich schönen Frauengestalt erblicken, es jedenfalls weit begreiflicher als früher finden, daß die flüchtige Begegnung in dem Weimarer Parke ernstliche Folgen nach sich zog.

Auf der südlichen Wand des Mittelzimmers sehen wir ein Bild des Dichters in fixirten Pastellfarben, das im Jahre 1814 oder 1815 in Wiesbaden von dem zu Beginn der Fünfziger Jahre daselbst verstorbenen Architekten Kihm aufgenommen wurde (es befindet sich jetzt in dem Besitze des Herrn Ernst Zais in Wiesbaden). Mit seltener Treue gibt es uns den rüstigen, lebensfrischen Sechziger wieder, als er die vielbesprochenen Reisen ins Rhein- und Mainland unternahm, die ihn nach langer, langer Zeit zum ersten Male wieder in die ihm inzwischen fast gänzlich entfremdete Vaterstadt zurückführten und ihm dort die Bekanntschaft mit „Suleika" vermittelten.

Dieselbe Wand zeigt uns unter Glas in schöngeschnitzter Eichenumrahmung die große Prachtausgabe der von Albert, Piloty und Löbel in München hergestellten Photographie nach dem Stieler'schen Goethebilde in der dortigen Pinakothek, ein Geschenk, das unser Genosse Dr. A. Hammeran gelegentlich der Ausstellung den Sammlungen des Goethehauses gewidmet hat.

Ein merkwürdiges Blatt befindet sich unter Glas und Rahmen auf der entgegengesetzten Wand; es trägt die Unterschrift „Charte zur vergleichung der Berghöhen der alten und neuen Welt" und in der Zeichnung selbst die Widmung „Dem Herrn von Hum-

bolt vom Verfertiger von Göthe" (beide Namen in der hier wiedergegebenen Schreibung). Es dürfte wohl in neuerer Zeit das erste Mal sein, daß dieses von Goethe mehrfach erwähnte (vgl. „Tages- und Jahresfeste" unter 1807, sowie Brief an Knebel vom 4. April 1807) und nach seiner Versicherung vom „Industrie-Comptoir" in einem Stiche herausgegebene und in Paris in einem Nachstiche erschienene Blatt an die Oeffentlichkeit tritt. Das ausgestellte Exemplar befindet sich seit 50 Jahren in dem Besitze des Herrn Justizraths Dr. Wedekind in Uslar und wurde von diesem in Jena, der Tradition nach als Original-Entwurf des Dichters erworben. Der Inhalt deckt sich vollkommen mit den Angaben Goethes, auch würde die Zeichnung einer Ausführung von seiner Hand nicht widersprechen, denn sie ist ganz und gar in seiner charakteristischen Manier gehalten, unmöglich aber kann die Schrift mit den mehrfachen Schreibfehlern von ihm herrühren, trotz der Aehnlichkeit, die einzelne Züge mit den seinigen aufweisen. Läßt sich demnach nicht erweisen, daß eine fremde Hand die Schrift — etwa nach Angabe des Dichters — auf die Originalzeichnung eingetragen hat, so können wir es im vorliegenden Falle nur mit einer frühen oder gleichzeitigen Nachbildung zu thun haben, ein Fall, der um so eher möglich ist, als die Zeichnung, die von Goethe bei Vorlesungen benützt wurde, großes Aufsehen gemacht zu haben scheint.

In dem rechts an das Mittelzimmer stoßenden Mansardegemache, der einstigen Schlafkammer des jungen Wolfgang, finden wir vier Vitrinen, welche zu der stehenden Ausstellung des Goethehauses gehören. Ihr Inhalt ist indeß in der letzten Zeit mannigfach geändert worden. So gewahren wir in der ersten derselben neben dem von Goethes „Jugendliebe" Freiderike herrührenden seidenen Jäckchen zwei Bildnisse desjenigen weiblichen Wesens, das zuletzt sein Herz rührte, der ihrer jugendfrischen Schönheit wegen einst so berühmten Ulrike von Levetzow. Die beiden Bilder, die sich im Besitze des Herrn von Bernus auf Stift Neuburg befinden, dürften Unica sein; das eine derselben stellt Ulrike nach einem Miniaturportrait aus dem Jahre 1822 dar, das andere — eine Photographie nach dem Leben — zeigt sie uns in vorgerückten Jahren als ehrwürdige Matrone. In dem anstoßenden Schaukasten finden wir,

auf verhältnißmäßig engen Raum zuſammengedrängt, eine Sammlung der wichtigſten Originalausgaben und frühen Nachdrucke der erſten Goethe'ſchen Werke, ſowie eine höchſt intereſſante Ausleſe von Wertherſchriften. Die dritte Vitrine enthält die Fortſetzung hiervon und das Manuſcript zum ſiebenten Buche des „Wilhelm Meiſter," das unſere Stiftung als ein Geſchenk der Freifrau von Gleichen-Rußwurm beſitzt. In dem vierten Kaſten ſehen wir neben einigen kleinen Erinnerungsgegenſtänden an Charlotte Buff eine ſehr ſorgfältig und ſauber in carrariſchem Marmor ausgeführte Nachbildung der rechten Hand Goethe's nach dem in dem Ochs'ſchen Atelier in Berlin hergeſtellten Naturabguſſe, das Werk eines talentvollen jungen Frankfurter Bildhauers, A. Weißenbach.

Die nördliche Manſarde, das ſogenannte Hofmeiſterzimmer, birgt zur Zeit die Fragmente des Goethe'ſchen Puppentheaters, wie ſie im hieſigen Muſeum aufbewahrt werden. *).

Einige Ergänzungen zu der Ausſtellung des dritten Stockwerkes bieten die darunter gelegenen Räume. Als beſonders bemerkenswerth dürfte darunter ein bisher wenig oder gar nicht bekannt gewordenes Thonmodell zu der ſitzenden Goethe-Statue nach dem Entwurfe der Bettina hervorzuheben ſein. Von einem ähnlichen, in der Sammlung des Goethehauſes aufbewahrten Modelle unterſcheidet das in Rede ſtehende ſich durch die beigefügte Figur des Genius, doch erſcheint dieſe im Gegenſatze zu der Ausführung Steinhäußers in Weimar bekleidet. Die Form des Seſſels iſt einfacher als bei allen bekannten gleichartigen Entwürfen, entſchieden zu Gunſten des Geſammteindruckes, der nur als ein wohlthuender, harmoniſcher bezeichnet werden kann.

In dem Sitzungszimmer des erſten Stockes ſind die Cartons zu den zwölf Darſtellungen aus Goethe's Leben von Hermann Junker aufgeſtellt: hier ſieht der Beſchauer in lebensvoller Geſtaltung noch einmal den ganzen Entwicklungsgang an ſich vorüberziehen, der von dem Frankfurter Goethehauſe ſeinen Ausgang nahm, und an deſſen

*) Siehe Näheres hierüber in dem Berichte über die elfte öffentliche Sitzung.

einzelne Phasen in oft so bezeichnender Weise die in dem Mansardestock zur Schau gestellten Gegenstände erinnerten.

III. Oeffentliche Sitzungen.

Die neunte öffentliche Sitzung fand am 20. Mai im Goethehause unter dem Vorsitze des Obmannes, Herrn Justizraths Dr. Berg statt.

Nach Erledigung der vorliegenden geschäftlichen Angelegenheiten ergriff Herr Dr. Wilhelm Jordan das Wort zu dem angekündigten Vortrage „Wort und Bild".

„Landschaften zu — schreiben" — so begann der Redner — „Portraits zu erzählen, Erzählungen zu — malen und Gedichte zu — zeichnen, das ist an der Tagesordnung, als hätte niemals ein Lessing in seinem Laokoon wenigstens schon die Hauptlinie scharf kartirt von den Reichsgrenzen zwischen der bildenden Kunst und der Poesie. Ja, die Modethorheit, von jedem irgend gangbaren Werke der poetischen Literatur eine illustrirte Ausgabe zu veranstalten, ist so sehr im Schwange, daß es gewinnreich geworden ist, ihre Befriedigung fabrikmäßig zu betreiben."

Darum mag es an der Zeit sein, zu untersuchen, welche Zwischenzone beiden Kunstgattungen zugänglich ist, inwieweit eine die Aufgabe der andern zu übernehmen oder bei deren Lösung mit ihr zusammenzuwirken vermag, zugleich aber die vergessene Markscheide in Erinnerung zu bringen, welche keine von ihnen überschreiten darf, wenn sie nicht ihre eigene Ohnmacht bloßstellen und obendrein die Leistung der anderen Kunst schädigen will. Betrachten wir einige der gegenseitigen Gastrollen und sehen wir, wieweit es Poeten zuweilen gelungen ist, Gemaltes, Gemeißeltes oder auch nur als Bildwerk Gedachtes dichtend vorstellig zu machen. Begleiten wir dann auch einige Bildner auf ihrem Gegenbesuch bei der Poesie.

Großmeister der Poesie haben sich selten auf derartige Wagnisse eingelassen. Berühmt geworden ist eines derselben, das Homers, als er es unternahm, das plastische Bildwerk auf dem Schild des Achilleus erzählend anschaulich zu machen. Streng genommen zeigt

Homer jedoch nur, daß die Aufgabe unlösbar ſei: er verwandelt ſie in eine völlig andere, in ſeinem heterogenen Elemente erfüllbare. Zunächſt hütet er ſich vor dem Fehler, uns vor ein fertiges Kunſtwerk hinzuſtellen. Wir ſchauen dem ſchmiedenden Hephäſtos zu und ſehen, wie er die einzelnen Schildringe nach einander mit Reliefdarſtellungen ausſtattet. Der Dichter gewinnt dadurch den großen Vortheil, daß ein in Kreiszonen umlaufendes Relief nicht nur die allerverſchiedenſten Gruppen, ſondern auch, und das nach dem Herkommen der Plaſtik, Verſchiedenzeitiges darſtellen darf. Der Schmuck des Mittelſchildes iſt kosmiſcher Gattung; die gewählten ſymboliſchen Abbreviaturen brauchen nicht durch Auflöſung in ein Nacheinandergeſchehendes epiſch verſinnlicht zu werden, und es genügt eine Aufzählung der einzelnen Gegenſtände, wie Sonne, Mond und Sterne. Bei den weiteren Kreiſen würde eine derartige trockene Aufzählung ermüden. Der Dichter wählt darum ein anderes Verfahren, das wir erkennen werden, wenn wir aus ſeiner poetiſchen Veranſchaulichung uns dasjenige herausſchälen, was dem Plaſtiker darzuſtellen möglich iſt, und was Homer in Metallarbeit anderswo ausgeführt geſehen haben konnte.

Zwei Städte. Erſte Stadt; erſte Bildgruppe: Andeutung etlicher Häuſer einer Straße. Vor den Thüren Frauen in Neugierhaltung. Brautpaar, geleitet von Fackelträgern, Lautenſpielern, Flötenbläſern und Jünglingen, die als Tänzer zu erkennen ſind. — Zweite Bildgruppe: Agora, angedeutet durch ein Halbrund von Steinbänken, auf dieſen ſitzend Männer im Richterornat; einer derſelben aufgeſtanden, den Stab ergreifend, den ihm ein Herold hinhält. In der Umgebung Herolde, das Volk zurückdrängend. Im Hintergrunde Zuſchauermenge, angedeutet durch Köpfe und geſticulierend erhobene Hände. In der Mitte auf einem Steintiſch zwei Barren Gold. Hinter einer Schranke der Angeklagte, etwa die Hand zum Schwur erhoben; ihm gegenüber der Kläger, etwa durch Kopfhaltung und Ablehnungsgeſte Widerſpruch ausdrückend. Und nun leſe man den Text (Ilias XVIII, 490 ff.). Nichts ſteht ſtill; alles iſt in geſchichtlichen Fluß gekommen; wir vernehmen vollſtändige Erzählungen. Gleichwohl muthet uns der Dichter nicht zu, uns bewegliche und ſich bewegende Automaten vorzuſtellen, welche die

angedeuteten Handlungen wirklich ausführten. Er setzt bei seinen Hörern Verstand genug voraus zu jener oben gemachten Ausscheidung des stofflich Ausscheidbaren von seiner poetischen Darstellung nach der episch allein möglichen Methode, mit den Ohren *sehen* zu lassen. Sein Verfahren besteht darin: nach einem schlichten Titelvers für jede Bildgruppe eine erfundene Geschichte vorzutragen von derjenigen Reihe von Handlungen, die sich beim Beschauen solcher Gebilde seiner Dichterphantasie ergeben hatten als dem dargestellten Momente voraufgehend, ihn und die Haltung der Figuren herbeiführend und, da die Erzählung auch eines Abschlusses bedarf, als auf diesen Moment folgend.

Homer weiß also ganz genau, daß die Poesie, wo sie einmal ausnahmsweise plastisch wirken soll, dies nur vermag, indem sie sich gänzlich lossagt von der Momentstarre der Plastik und mit ihrer Darstellung zurückkehrt zum *Nacheinander*.

Sehr viel schlimmer, darum aber auch um so lehrreicher ausgefallen ist die Jugendsünde, welche ein Weltgrande der Poesie begangen hat mit dem Versuch einer Gastrolle auf der Bühne der Malerei — das Gemälde von dem Untergange Trojas, das *Shakespeare* in dem erzählenden Gedicht The Rape of Lucrece darzustellen versucht. Der Dichter läßt seine entehrte Heldin vor das Bild treten und an dasselbe anknüpfend mit dem Thema „Und all dies Leid um Eines Mannes Lust" einen langen Monolog über ihr Geschick halten. Man sieht auf dem Bilde hier das Heer der Griechen, dort die Zinnen und Thürme Trojas, zugleich den Fluß Simoeis und wie in diesen das in der Schlacht vergossene Blut hinabströmt. In den Schießscharten der Mauern sind nicht etwa nur die Augen der Troer, sondern sogar der Ausdruck der Angst und Trauer in diesen Augen erkennbar. Ja, der Dichter *rühmt* es noch als sweet observance in this work, daß auf so große Entfernung dergleichen Feinheiten zu erkennen seien. Derartige Einzelheiten kommen noch mehr vor, bei den Griechen Nestor, wie er eine Rede hält, auf den Wällen Trojas die Mütter, wie sie ihren ins Feld ziehenden Söhnen nachschauen. „Wie Flecke auf glänzenden Gegenständen" lassen ihre Geberden die Freude untermischt mit banger Angst erscheinen. Gleichzeitig steht da, als von Lucretia

eigens geſucht, ein Bild des äußerſten Schmerzes, die alte Hekuba. Trotz ihres Platzes im fernen Hintergrunde oben auf der Mauer hat der angebliche Maler ihr Portrait ausgeführt mit der Miniaturgenauigkeit jener holländiſchen Schule, welche ſelbſt das mittelſte Härchen auf einer Warze nicht ausließ. — Dabei ſtarrt ſie auf den verblutend unter den Füßen des Pyrrhus liegenden Priamos. Das von Hektor vertheidigte Troja iſt alſo gleichwohl ſchon erobert und eine der letzten Scenen während des Unterganges der Stadt ſichtbar. Volle fünfzehn Strophen weiter iſt aber derſelbe Priamos wieder lebendig und weint über die erheuchelten Klagen und Zähren des betrügeriſchen Sinon Thränen thörichten Mitgefühls. Denn auch der Betrug dieſes Sinon, wie er ſich von Hirten gefeſſelt auffinden und in die Stadt bringen läßt, iſt bereits ausgeführt, und der Ausdruck der Argliſt in ſeinem Portrait wird als beſondere Meiſterleiſtung des Malers hervorgehoben.

Das angebliche Gemälde wimmelt alſo von Darſtellungen theils des überhaupt für das Auge Undarſtellbaren, theils ſolcher Objekte, deren Sichtbarkeit wenigſtens unter den gewählten Vorausſetzungen phyſiſch unmöglich iſt. Ueberdies vereinigt es alſo auf einer und derſelben Tafel Scenen einer längeren Geſchichte, die Monate und Jahre weit auseinander liegen. Während es der Erzbildnerei wiederholt gelungen iſt, Achillesſchilde nach den homeriſchen Motiven befriedigend auszuführen, müßte jeder Maler, dem es das Würdegefühl ſeiner Kunſt verbietet, ſeinen Pinſel herzugeben zu Hallucinationen à la Höllenbreughel, die Zumuthung, die perſpectiviſchen Unmöglichkeiten und der Zeit nach unverträglichen Scenen dieſer ſhakeſpeariſchen Vorlage auf eine und dieſelbe Leinwand zu bringen, mit ſtummem Achſelzucken als unſinnig zurückweiſen.

Von Phidias heißt es, daß er die berühmteſte ſeiner Schöpfungen, den olympiſchen Zeus, nach einigen Verſen der Ilias geſtaltet habe. Allein in dieſer Schärfe iſt die Behauptung eine mißverſtändliche Uebertreibung der betreffenden Zeugniſſe, z. B. Strabos. Dichter und Bildhauer ſind vollſtändig ſelbſtändig vorgegangen und weichen in ihrer Darſtellung von einander ab. Bei Homer (Ilias, 530 ff.) ſitzt Zeus auf dem oberſten Gipfel des Olympos, während Thetis mit der Rechten ſein Knie umfaſſend, mit der Linken ſein

Knie berührend, ihm ihre Bitte vorträgt, durch Beſtrafung Agamemnons ihr Kind Achilleus wieder zu Ehren zu bringen. Nach Aeußerung einiger Bedenken verſichert Zeus, daß unfehlbar geſchehe, was er durch Nicken mit dem Haupte zuſage. Es folgen dann die berühmten Verſe.

Nach den erhaltenen Beſchreibungen erinnert in der Darſtellung des Phidias nichts an dieſe Scene, der Bildhauer ſchuf eine Statue und nicht eine Gruppe — Zeus, auf goldenem Throne ſitzend, auf der rechten Hand eine Nike, in der linken das Scepter mit dem Adler. So nach der Schilderung des Pauſanias und Münzen auf Elis. Auch das Zeugniß Strabos kommt lediglich darauf hinaus, daß die erhabene Vorſtellung, welche jene homeriſchen Verſe wecken, den Phidias zu jener Compoſition begeiſtert hätten. Der an ſich unfaßlichen und unvorſtellbaren, überſinnlichen Majeſtät der Allmacht einen ſtellvertretenden ſinnlichen Ausdruck zu geben, ſind beide, der Dichter und der Meißler, beſtrebt geweſen. Aber die gänzlich verſchiedenen Mittel der Poeſie und Skulptur haben ihnen auch zwei gänzlich verſchiedene Löſungen der gleichen Aufgabe geboten. Der Dichter bewirkt in der Phantaſie des Hörers eine Ahnung der unbegreiflichen Allmacht durch das erzählte Wunder, wie eine geringe Bewegung des gewichtloſeſten Körpertheils, der Haare, mit der Wucht eines Erdbebens ein ganzes Gebirge ins Wanken verſetzt. Der Bildhauer gebraucht zur Verſinnlichung des gleichen Gedankens zwei Mittel, einmal das koloſſaliſche Körpermaaß, das uns die übermenſchliche Erhabenheit des ruhenden Götterkönigs andeutet, und dann den äußerſt intenſiven Ausdruck des Geiſtigen, der übermenſchlichen Intelligenz, den er in die Geſichtszüge legt, indem er den Geſichtswinkel über neunzig Grad hinausſpannt.

Goethes Mignon iſt mehrfach gemalt, gemeißelt und in Erz gegoſſen worden. Trotz der oft vorzüglichen Technik geben die Darſtellungen durchweg eine beklagenswerthe Verirrung in der Wahl des Vorwurfs zu erkennen. Mignon iſt eines der eigenartigſten und wunderſamſten Poetengebilde. Ein Großmeiſter der Sprachkunſt läßt ſie auf theils düſterem, theils ſonnig hellem Hintergrunde, mit Myrthen- und Orangenhainen und Marmorpaläſten am Horizont, erwachſen in unſerer Vorſtellung durch Erzählung einer Reihe von

Handlungen, Charakterzügen und künſtleriſchen Leiſtungen, durch Klage- und Heimathlieder von unnachahmlicher Schönheit und Tiefe. Durch eine flüſterleiſe, aber deshalb um ſo wirkſamere Andeutung endlich, daß es verpönte Herkunft ſei, was in die Seele dieſes ſeltſam reizenden Dämmerungsgeſchöpfes einen Schwermuthſchatten geworfen habe. Wie ſoll dieſes mit Meiſterſchaft entworfene vielſcenige Wandel- und Werdebild in eine andersſprachige Kunſt überſetzt werden, ohne daß ſeine Weſenheit verloren geht? Durch das Tamburin, das die Figur in der Hand hält, als ſei ſie im Begriff den Eiertanz auszuführen, und durch den ſchwärmeriſchen und ſchwermüthigen Blick, den der Maler der ſchwarzhaarigen Mädchengeſtalt verleiht, kann er andeuten, daß ſein Werk eine Miguon ſein ſoll; faſt für alles Weitere iſt er auf den Katalog angewieſen. Ein italieniſcher Hintergrund mit fruchttragenden Orangebäumen (er iſt vorgekommen), der an das Lied „Kennſt Du das Land?“ erinnern ſoll, iſt von abenteuerlicher, komiſcher Wirkung — eine zum Tanzboden verwirklichte Viſion. Noch ſchlimmer dran iſt der Plaſtiker, der nicht über den Zauber der Farbe verfügt. Unter den gemeißelten und gegoſſenen Figuren kann man ſich ohne die Eier neben den Füßen oder die am Piedeſtal angebrachten, auf Wilhelm Meiſter bezüglichen Reliefs in der Regel alles Andere ebenſo gut denken als eine Mignon. Dazu kommt, daß Goethe ſeine Mignon bei allem Anmuthszauber, den er über ſie ausgegoſſen hat, doch zugleich als ein klein wenig angekränkelt ſchauen laſſen will, während die Skulptur mehr als eine andere Kunſt auf Geſtalten in der Fülle der Geſundheit angewieſen iſt.

Illuſtrationen, die ſich in den richtigen Schranken halten, wie das meiſtens in unſeren illuſtrirten Zeitungen, Landſchilderungen, Reiſewerken, Kunſtgeſchichten und wiſſenſchaftlichen Büchern geſchieht, haben gewiß ihren Werth. Wenn aber die Illuſtration den Boden der Wirklichkeit verläßt und es unternimmt, die beweglichen Geſtalten der Dichterphantaſie in der Starre des Moments auf Papier zu befeſtigen, dann verurtheilt ſie ſich ſelbſt zu Ohnmachtbeweiſen. Sehr oft, ſo hob der Redner hervor, ſei an ihn ſelbſt der Wunſch gelangt, eine illuſtrirte Ausgabe ſeiner Nibelungendichtung zu veranſtalten, er habe aber ſtets erklärt, daß er ein derartiges Werk nie zu fördern

geneigt, vielmehr entſchloſſen ſei, es nach Kräften zu hindern. Da man ihn wunderlichen Eigenſinns geziehen, wolle er ſich näher über die Gründe ſeiner Weigerung erklären. Zu großem Theile würden ſie einleuchten aus einem Stücke Correſpondenz mit einem namhaften Maler. Aus dem ſehr bezeichnenden Schriftwechſel ſei die Stelle aus einem Briefe des Redners hervorgehoben:

„Sie als Maler können auf der Leinwand mit den Farben ſowohl den landſchaftlichen oder architektoniſchen Schauplatz mit allem Zubehör an Dingen, Pflanzen, Thieren, als auch eine zahlreiche Gruppe von Menſchengeſtalten in ihrem Coſtüme bleibend feſt ſo darſtellen, wie alles gleichzeitig in dem einen Augenblick geweſen ſein mag, in welchem die dramatiſche Handlung den maleriſch denkbarſten Gipfel der Spannung und plaſtiſchen Erſcheinung erreicht hatte. Wie die hunderterlei Gegenſtände und Weſen in dem einen Momente erſcheinen, ſo bleiben ſie für immer auf dem Gemälde neben einander befeſtigt und gleichzeitig anſchaubar. — Dieſe Art Malerei iſt mir, dem Poeten, durchaus unerreichbar. Wer ſie auch nur verſucht, wie das freilich unſere Romanſchreiber mit ſeltenen Ausnahmen faſt auf jeder Seite thun, der verſteht gar nichts von den Mitteln und Schranken der Poeſie, inſoweit auch ſie eine bildende Kunſt für die Einbildungskraft zu ſein vermag. — Umgekehrt aber ſind auch gerade die allerhöchſten maleriſchen Leiſtungen des Poeten, nämlich alle die Scenen, in denen ſeine Darſtellung durch Worte vollendete Anſchaulichkeit erreicht, für Ihren Griffel nicht von fern zu erreichen, ja ſchlechterdings unnachahmbar.“

Als Beiſpiel citirt der Briefſchreiber hier die bekannte Stelle ſeiner Nibelungendichtung von dem Streite der Königinnen während ihres Bades im Rheine, die als Muſter gelungener Wortmalerei gelten kann. Dann fährt er fort:

„Wie, frage ich, wollen Sie dieſem Fluß von Wortbildern mit dem Griffel und ſelbſt mit dem Pinſel von vollſter Palette auch nur annähernd beikommen? — Sie können malen ein ſchönes nacktes Weib mit langem goldblondem Ringelhaar und im Waſſer ſtehend, entweder nachdem die Strömung dies Haar, geneigt wie ein Zeltdach um ſie herumhängend, fortgezogen hat, oder wann Krimhilde eben im Begriff iſt, es mit beiden Händen hinter ſich zu

werfen. Aber nicht malen können Sie, wie die Wellen mit dieſen Locken hin und her ſpielen und die Flechtbiegungen ausziehen. Sie können nicht das Entflechten der Zöpfe und das Fortſchwimmen und die Mantel- und Zeltſtellung und das Rückwärtswerfen zeichnen, weil Sie eben nur einen Moment darzuſtellen vermögen, weil Sie, wie ich kein Nebeneinander, kein Nacheinander haben, weil Ihnen die Concentration auf nur einen Augenblick unweigerlich unterſagt iſt, während ich den höchſten Grad der Anſchaulichkeit nur durch die Stillſtandloſigkeit der Handlnng, durch die ineinander fließende Reihenfolge vieler verſchiedener Momente erzielen kann. Kurz, Ihr Element iſt der momentane Stillſtand der dramatiſchen Handlung, mein Element die raſtloſe, Ihnen gänzlich verſagte Bewegung."

Dennoch, ſo etwa ſetzt der Redner ſeine Ausführungen fort, wird zuweilen auch für den bildenden Künſtler darſtellbar, was der Dichter mit Worten veranſchaulicht. Wo nach erreichtem Gipfel einer Hauptſcene die Handlung ausruht und die Poſe der Geſtalten für einige Augenblicke unverändert dieſelbe bleibt, da iſt für Griffel und Pinſel und zuweilen ſelbſt für den Meißel die Möglichkeit gegeben, das von der Erzählung gemalte Bild in bleibende Sichtbarkeit zu überſetzen.

Aus eigener Erfahrung glaubte der Redner auf eine Darſtellung aus ſeinen Nibelungen hinweiſen zu können. In Hamburg habe eine kunſtſinnige Freundin ſeiner Poeſie in einem ſchönen Villenhauſe den Hauptſaal eigens bauen laſſen für die Beſtimmung, die Wände mit einer ringsum laufenden Binde von etwa zwanzig Relieftafeln nach Motiven ſeiner Nibelungen zu ſchmücken, die von dem Bildhauer Fritz Neuber ausgeführt ſeien. Ueber die erfreuliche Geſammtwirkung und die meiſten Tafeln ſeien nur günſtige Urtheile laut geworden. Solle er ſeine eigene Empfindung ausdrücken, ſo müſſe er der Ueberzeugung Raum geben, daß ſich die Plaſtik überhaupt beſſer mit der Poeſie vertrage als die Malerei. Ihre farbenlos ruhigen Geſtalten ſchienen die Phantaſiebilder, welche der Dichter wecke, nicht ſo auslöſchend zu bedecken, wie Gemälde mit ihren aufregenden Farben und ſelbſt Zeichnungen mit ihren Konturen und Lichtunterſchieden.

Noch kaum hat ſich ein in der Kunſtgeſchichte als Meiſter erſten Ranges anerkannter Maler damit befaßt, nach dem Wortlaut eines Dichters zu malen. Ebenſowenig dürfte ſich ein Verſuch, die Scene einer Dichtung auf die Leinwand zu bringen, bereits die dauernde Anerkennung eines ächten, die Zeiten durchdauernden Meiſterwerkes erworben haben. — Der wirklich begabte und beſonnene bildende Künſtler, der mit ſelbſt gefundenem Vorwurf nicht minder mächtig zu wirken vermag, weiß ſich dem Dramatiker und Epiker gegenüber viel zu ſehr im Nachtheil, als daß er es wagen ſollte, den Einzelmoment ſeiner lediglich für die Augen beſtimmten Darſtellung aus ihren gelungenen und darum allbekannten Werken zu wählen, um in hoffnungsloſer Concurrenz herauszufordern zum Vergleich der von ihm fixirten Secunde mit der Fülle von Erinnerungsgebilden, die der Beſchauer aus Vorträgen des Rhapſoden oder aus dem Theater mitgebracht hat. — Nur Talente zweiten und dritten Ranges verſuchen mit ſolchen Anleihen die Schwächen ihrer Findigkeit zu bemänteln. Das Genie hat ſich niemals hergegeben zur Reproduction der Werke heterogener Kunſt.

Dieſen ſcharfen Satz ſcheint ein Gemälde zu widerlegen, das, von europäiſcher Berühmtheit, eine Leiſtung erſten Ranges genannt zu werden verdient und gleichwohl nach den Motiven einer Dichtung geſchaffen worden iſt, inſoweit ſogar zur Ehrenrettung der ſehr fragwürdigen Zwittergattung der Illuſtration angeführt werden könnte, als ſein Schöpfer es einer Reihe von Cartons zur Odyſſee einverleibt hat — Prellers Leukothea. Der Widerſpruch iſt nur ein ſcheinbarer, wie die Vergleichung des Bildes mit dem homeriſchen Texte zeigen wird. Nach Odyſſee V, 337 ſetzt ſich Ino Leukothea auf den noch unzerſtörten Nothkahn des Odyſſeus (ſo hat der Redner zum erſten Male, allerdings erſt nach Erſcheinen des Prellerſchen Bildes, das Wort σχεδίη gedeutet, das bis dahin unrichtig mit „Floß" überſetzt wurde), um dieſem ihren Rath zu ertheilen und ihren Rettung ſichernden Schleier einzuhändigen. Dann taucht ſie ſogleich zurück in die ſchäumende Woge und verſchwindet im Dunkel der Tiefe. Odyſſeus folgt indeß nicht ſogleich dem Rathe der Göttin, die Kleider auszuziehen, den Kahn zu verlaſſen und ſich ſchwimmend an das Land zu retten. Vielmehr

beſchließt er, auf ſeinem Fahrzeuge auszuharren, ſo lang es noch zuſammenhalte. Erſt wann die Wogen es zerſchmettert, will er ſein Heil ſchwimmend ſuchen (354—64). Dann folgt die prächtige Schilderung, wie Poſeidon mit einer hohen Sturzwoge das Gebälk des Kahns auseinanderreißt. Nun erſt ſchwingt ſich Odyſſeus rittlings auf eines der Schiffshölzer, entkleidet ſich, gürtet den Schleier der Göttin um und wirft ſich, die Arme zum Schwimmen ausbreitend, in die Fluth.

Ganz anders erzählt Prellers Bild. Schon *vor* Erſcheinen der Göttin iſt der Kahn zerſchellt worden. Im Vordergrunde links ragt ſchräg aus der empörten Fluth ein zerbrochenes Rundholz, als Maſt gekennzeichnet. Rechts, ein anderes Holzſtück umklammernd, den Schleier um die Hüften, Odyſſeus. Leukothea, den Blick auf ihn gerichtet, mit der erhobenen Linken die Lage des Phäakenlands andeutend, gibt ihm offenbar jetzt einen Rath, während ſie nach dem homeriſchen Texte längſt in der Tiefe verſchwunden iſt. Ihr Gewand, in windgeblähten Falten hinter ihr ausgebreitet, nichts von ihrem nackten Leibe verdeckend, nur von der Rechten über dem Kopf gehalten, erſcheint wie eine Fortſetzung der bis zum Ueberſchlagen emporgebeugten Rieſenwoge. Von dieſem dunkeln Mantel hinter ihr hebt ſich die anmuthsvoll ſchwebende Geſtalt der Göttin hellweiß ab, wie von der grünen Knoſpenhülle eine eben aufbrechende Lilie. So läßt uns der Maler — und das veranlaßt unſer bewunderndes Staunen beim erſten Anblicke des Bildes — in dieſer Leukothea gleichſam die Blüthe der Woge, den zur Frau vermenſchlichten Schaumkamm der vom Sturm emporgewölbten Meeresfluth ſchauen.

Der Maler iſt alſo zwar angeregt worden von der homeriſchen Erzählung, hat aber deren Zeitfolge, deren Anordnung oder Dinge und Geſtalten vollſtändig verlaſſen, die Situation weſentlich anders gewählt und eine dieſer Situation angemeſſene, glückliche, aber doch *ureigne*, vom Poeten gar nicht berührte, höchſtens etwa im Namen der „Weiß-Göttin“ anklingende Idee hineinerfunden. Das iſt nicht Widerlegung, ſondern Beſtätigung unſerer Regel. Zu dem oben geſchilderten Verfahren Homers gegenüber plaſtiſchen Vorlagen und zu dem Verfahren des Phidias bei Geſtaltung des olympiſchen Zeus tritt Prellers Leukothea als ein glänzendes und ebenbürtiges drittes

Beiſpiel, wie bildende Kunſt und Poeſie zuweilen Motive von einander leihen und dennoch ſelbſtändig ausſchaffen können.

Nicht nur deshalb, weil die Malerei gezwungen iſt, in der Verkoppelung mit der Poeſie Vieles zu unternehmen, was ihr mißlingen muß, kann der Dichter die graſſirende Mode ſolcher Werke nur als eine beklagenswerthe Verirrung bekämpfen. Weit ſchlimmer iſt für ihn der Schaden, der angerichtet wird in demjenigen Theile, welcher dem Zeichner gelingen kann. Die geprieſenen Hauptmeiſter dieſer Afterkunſt, die Kaulbach und Doré, werden um ſo ärgere Schädiger der poetiſchen Schöpfung, je beſtechender ſie dieſelbe dort, wo es möglich iſt, in ihre Formenſprache überſetzen. Gerade die beſtmögliche Bilderbegleitung hat der Poet alle Urſache ſich ernſtlich zu verbitten als Lähmung und oft unheilbare Zerſtörung der Bildwirkung ſeiner Kunſt.

Wir können uns wohl alle noch im ſpätern Alter des Entzückens erinnern, mit dem wir beim erſten, zweiten und dritten Leſen des Werther die Butterbrode vertheilende Lotte, von ihren jüngeren Geſchwiſtern umringt, leibhaft ſchauten. Der junge Goethe befand ſich nicht auf dem durch ſeine Worte in unſerm Innern entſtehenden Bilde. Denn der Dichter hatte durch die Kunſt ſeiner Darſtellung erſtens ſich in den Werther, zweitens aber uns in dieſen und ſo in Ihn, den Dichter ſelbſt, verwandelt. Er hatte uns ſelbſt ſeine Augen eingeſetzt. Wir ſelbſt waren der eben von der erſten Liebesregung ergriffene Jüngling geworden. Aus der Sammlung in unſerm Gedächtnißarchiv leuchten von den einſt irgendwo wirklich geſchauten Kindern die paſſlichſten rothwangigen Buben und Dirndel auf, um die begehrlichen Geſchwiſterchen zu ſpielen. Die uns geliehene Jünglingsphantaſie ſetzte uns auf einen Zauberſchlag aus unſern Verliebnißerinnerungen eine Lotte zuſammen, die uns wunderſam bekannt und hinreißend anlächelte; denn die Laura, die Agnes, die Emilie, die Mathilde unſerer erſten, zweiten, dritten und vierten Liebe waren in ihr lebendig verſchmolzen.

Jetzt aber, wenn wir die Stelle wieder leſen, iſt alle Anſtrengung unſerer Phantaſie, uns jenen Eindruck auch nur annähernd wieder zurückzurufen vergeblich. Seiner Gewalt können wir uns entziehen; das Phantaſiebild aber iſt unwiederbringlich ausgelöſcht,

unſere Lotte gänzlich zugedeckt von einer andern, die uns durchaus kalt läßt.

Und wer trägt die Schuld? Kaulbach mit ſeinem allbekannten Bilde.

Zugegeben, daß an kunſtmäßiger Geſtaltung und Schönheit ſeine Lotte die unſrige, wenn wir dieſe daneben photographiren könnten, vermuthlich weit übertreffen würde, ſo iſt ſie dennoch eine uns aufgedrungene, nicht mehr die für uns wirkſamſte und abſolut beſte der Welt, weil nicht mehr die aus eigenen Erlebniſſen und Erliebniſſen mit der vom großen Dichter auf uns übertragenen magiſchen Allmacht ſelbſtgeſchaffene. Ueberdies ſteht der Werther mit jugendlichem Goethegeſicht mit auf dem Bilde! Statt die Gruppe mit ſeinen Augen zu erblicken wie zuvor, wo wir Er waren, ſind wir durch ſein Erſcheinen hinaus geworfen und haben ſtatt der warmen Empfindung eines Erlebniſſes nur noch die kühle Anerkennung eines Gemäldebeſchauers. Der Zauber, mit welchem die Poetenfeder unſere einbildſamen Kräfte zwang, die Scene als fühlender Mitſpieler verwirklicht zu ſehen, iſt vernichtet vom aufdringlichen Griffel. Der ſtereoſkopiſche Spiegel in unſerm Gehirn, welcher die Dichterſchrift in Anſchauung überſetzte, iſt ſtockblind geworden durch das aufgenöthigte Bild, Goethes wundervolles Wortgemälde rettungslos übertüncht von Kaulbach. Seine Zeichnung, weil ſie wirklich Darſtellbares gewählt hat und in ihrer Ausführung meiſterhaft ſiegreich iſt, wird eben dadurch zum Raub an der Phantaſie der Nation und ſo zu einer unverzeihlichen künſtleriſchen Sünde.

Nachdem der Redner an der Hand der gewonnenen Reſultate noch einmal die Thätigkeit des Dichters beleuchtet und dabei als Beiſpiel die Geſtalt der Krimhild in ſeinen Nibelungen angezogen hatte, ſchloß er mit folgenden Worten:

Es iſt ein Hauptſtück der epiſchen Kunſt, Hörer und Leſer anzuregen zu einer eigenen Phantaſiethätigkeit, vermöge deren ſie die Geſtalten der Dichtung wie leibhaftig hinſchreiten ſehen über eine nicht vorhandene und doch mit allem Zubehör ihnen vorſchwebende Bühne. Gerade dieſe Kraft aber, gehörte und geleſene Worte mit Erinnerungsfarben und Formen in Bilder zu überſetzen, würde der Illuſtrator deſto vollſtändiger lähmen, je beſſer ihm ſeine Zeichnungen

gelängen, geradeſo, wie mir Kaulbach meine Lotte im Werther unwiederbringlich verſcheucht hat.

Um dieſe Ueberblendung zu verhüten, die es meiner Poeſie unmöglich machen würde, „die Ohren in Augen zu verwandeln," bin ich entſchloſſen, ſo lang ich lebe jeder Illuſtration meiner Nibelunge zu wehren.

Wann einſt auch meine Erben nicht mehr in der Lage ſein werden, ſie zu verbieten, dann dürfte das erfreuliche Wachsthum des Kunſtverſtandes hoffentlich weit genug gediehen ſein, um keine gewinnverheißende Kundſchaft mehr übrig zu laſſen für das alberne und eitle Kinderſpiel: Dichterwerke zu verwandeln in Bilderbücher zum Begucken, die mit ihrer unhandlichen Größe und Schwere das Leſen zu leiblich ermüdender Anſtrengung machen, mit ihren Zeichnungen von der Vertiefung in die Poeſie nur abſperren, die Einbildungskraft mit aufgenöthigter Trägheit lahm legen und die Freude an der Dichtung verderben, indem ſie gleichſam vorgekäut einlöffeln, was aus mitgetheilten Worten mit eigener Geiſtesarbeit in Schaukoſt umzuſetzen der Hauptgenuß ihrer Leſer ſein ſoll.

Die zehnte öffentliche Sitzung fand am 17. Juni im Goethehauſe unter dem Vorſitze des Obmannes Herrn Juſtizrath Dr. Berg ſtatt.

Nach einigen Mittheilungen geſchäftlicher Natur gelangte der Rechnungs-Reviſionsbericht der Herren Gegenrechner zur Verleſung. Der Vorſitzende ſprach den Reviſoren den Dank der Verſammlung aus, worauf letztere Decharge ertheilte.

Hierauf hielt Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend den angekündigten Vortrag: „Zur Geſchichte der Gregorianiſchen Kalenderreform". Das Nähere hierüber übergehen wir einſtweilen und geben die Skizze des Vortrags zuſammen mit der Fortſetzung deſſelben in der Berichterſtattung über die zwölfte öffentliche Sitzung.

Die elfte öffentliche Sitzung wurde am 15. Juli im Goethehauſe unter dem Vorſitze des Herrn Dr. Grotefend gehalten.

Nach Erledigung des geſchäftlichen Theils ſchritt zunächſt Herr

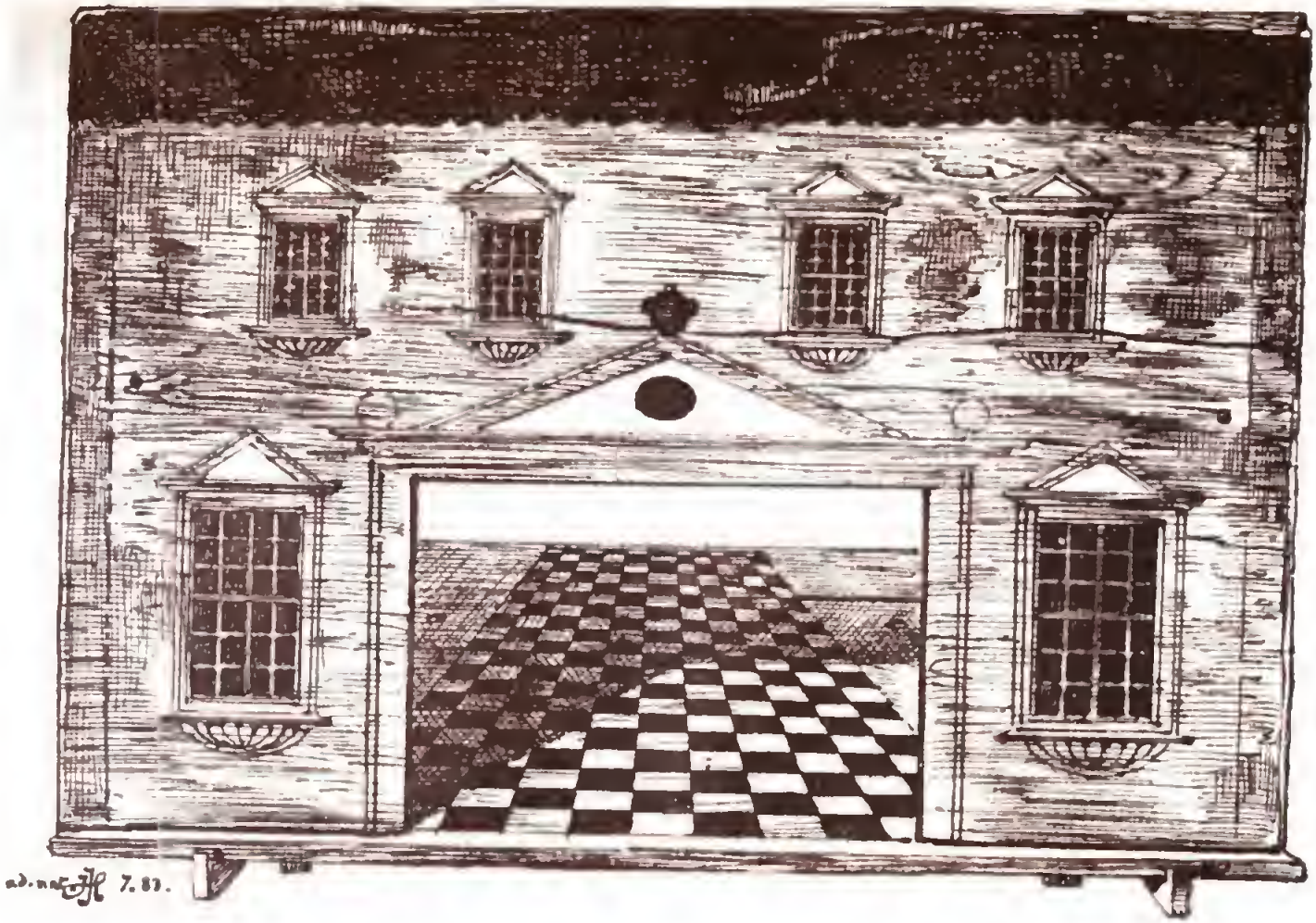
Dr. L. Holthof zur Erläuterung der im Sitzungssaale ausgestellten Ueberreste des Goethe'schen Puppentheaters.

Das, was sich von dem vielbesprochenen Puppentheater erhalten hat, sind die wenigen Bretter, die jetzt, nach achtundachtzig Jahren zum ersten Male wieder an ihre alte Heimstätte zurückgekehrt sind. Sie befinden sich zur Zeit im hiesigen städtischen Museum; früher wurden sie auf der Stadtbibliothek aufbewahrt, der sie im Jahre 1841 von Frau Sophie Bansa übergeben wurden. Letztere hatte sie von ihrer Freundin der Frau Rath Goethe zum Geschenk erhalten. Man spricht jetzt in der Regel von den „Fragmenten" dieser Miniaturbühne — gleichwohl dürfte das Vorhandene den wesentlichsten Theil des Bühnengerüstes repräsentiren, wie es ehemals vorhanden war, vielleicht bis auf einen oder zwei der zum Befestigen der Prospekte bestimmten Rahmen, die Brettchen oder kleineren Rähmchen für die Coulissen und etwa zwei Seitenleisten, welche die erwähnten Rahmen mit der Vorderwand verbinden mochten.

Sehen wir uns das Erhaltene näher an.

Die Vorderwand ist ein ziemlich einfaches, nicht einmal ganz glatt gehobeltes Brett, das 102 cm. in der Breite und 62 in der Höhe mißt. Die lichte Bühnenöffnung beträgt 42×28 cm. Die Ausschmückung ist eine dürftige und sehr ursprüngliche, dabei aber entschieden originell. Das Ganze ist in dem Umrisse einer in Erd- und Obergeschoß gegliederten Hausfaçade mit weiter Portalöffnung gehalten. Letztere, von dem nothdürftigen Lineament eines antiken Tempelaufrisses umrahmt, ist zugleich Bühnenöffnung. Rechts und links davon ein größeres Fenster, vier kleinere im Obergeschosse, das mit einer kurzen Dachbemalung abschließt. Wie von kundiger Seite versichert wird, soll sich in dieser Zeichnung eine auffallende Aehnlichkeit mit der Façade des alten Theaters in Bayreuth kundgeben. Die sämmtlichen Linien sind mit einem starken Bleistifte — offenbar einem sogenannten Zimmermannsstifte — gezogen und schimmern jetzt noch, ohne daß sie je mit einer Farbe gedeckt worden wären, durch den Anstrich in Leimfarbe und den darüber gelegten Firniß durch. Der Grundton ist eine ziemlich lichte Holzfarbe, die Füllung in dem Giebelfelde des Proscheniums und den kleinen Giebelfeldchen der Fenster ist mit deckendem Weiß belegt. Auf der First-

Das Goethe'sche Puppentheater.



ſpitze des Proſceniums zeigt ſich eine rothe Urne, das rundliche Schildchen in der Füllung des Giebelfeldes iſt von ſchwarzer Farbe.

Das Podium beſteht aus zwei Brettern, einem größern und einem kleinern, die durch Leiſten von unten riegelartig mit einander verbunden ſind. Das größere hat eine Tiefe von 64, das kleinere von 22 cm. Ueber beide zieht ſich eine perſpectiviſch ſich verjüngende Bemalung hin, einen ſchwarz und weißen Plattenbelag darſtellend, die vorne 61, hinten 34 cm. in der Breite mißt. Rechts und links hatte die Bühne je vier Couliſſenſtellungen, noch deutlich erkennbar an den Löchern, in welche die Stifte der Brettchen oder Rähmchen eingriffen. Größere, länglich viereckige Oeffnungen markiren hinter der dritten Couliſſe am Ende des erſten Brettes und ebenſo hinter der vierten am Ende des Anſatzes die Stellen, wo die Zapfen der Proſpektrahmen eingriffen. Mit ihren beiden Proſpekten (dem vorderen und dem inneren Schauplatze) würde demnach unſer Puppentheater genau die Einrichtung der deutſchen Wanderbühne repräſentiren, wie dieſe ſich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geſtaltet hatte. Die beiden Proſpekt-Vorrichtungen des Goethe'ſchen Puppentheaters verdanken indeß nur einem Zufalle ihre Entſtehung.

Die beiden Bretter des Podiums ſind nämlich von ungleichem Alter, das vordere hat, bevor es mit dem hinteren verbunden ward, augenſcheinlich ſchon zu Bühnenzwecken gedient, denn es ſtellt ſich uns als einen urſprünglich ſelbſtändigen Bühnenboden dar, der ſeine eigene Vorrichtung zur Anbringung des Proſpektes hatte. Den beiden Oeffnungen für die Einlaſſung des Rahmens entſprechen rechts und links die Spuren einer dreifachen Couliſſenſtellung; die kleinen Löcher zur Aufnahme der Stifte oder Zäpfchen der Couliſſenrähmchen ſind zwar ſorgfältig verſtopft, aber ſo deutlich noch erkennbar, daß wir daraus ganz genau erſehen, wie die Couliſſen der älteren Bühne erheblich breiter als die der neuen waren (ſie hatten vier, die der neuen nur drei Zäpfchen). Zudem zeigen ſich auf dem alten Podium unzweideutige Spuren einer früheren ſelbſtändigen Bemalung von dunkeler (grüner) Färbung, die ſich quadratiſch und nicht in perſpectiviſcher Verjüngung über die Fläche deſſelben erſtreckte.

Ueber die Schickſale des Puppentheaters hat Goethe ſelbſt uns berichtet, ziemlich kurz in „Wahrheit und Dichtung", ausführlicher

in „Wilhelm Meiſter“. In letzterem Werke hüllt der Erzähler ſeinen Bericht in den Schleier der Dichtuug, allein das Gewebe deſſelben iſt ſo locker gehalten, das wir deutlich die Wirklichkeit des Lebens unter ihm erkennen und namentlich wahrnehmen können, wo faktiſche Verhältniſſe mit fingirten vertauſcht werden, wie es u. a. der Fall an einer Stelle iſt, wo in der Dichtung anſtatt des Vaters der Großvater genannt wird. Was Wilhelm Meiſter ſeiner geliebten Marianne erzählt, iſt von wenigen dichteriſchen Zuthaten abgeſehen, das, was der junge Wolfgang ſelbſt erlebt hat.

Nach „Wahrheit und Dichtung“ erhielten die Goethe'ſchen Kinder — neben Wolfgang war damals noch ein Schweſterchen und ein Brüderchen vorhanden — das erſte Puppenſpiel von der Großmutter zu Weihnachten 1753 beſcheert. Das Haus auf dem Hirſchgraben hatte zu jener Zeit noch nicht die Geſtalt angenommen, in der wir es heute kennen, es reichte in ſeinem vorderen Theile von der ſüdlichen Brandmauer nur wenige Schritte über den jetzigen Hauseingang hinaus und umſchloß in dem Erdgeſchoſſe außer Hausflur und Treppenraum bloß die nach der Straße zu gelegene Küche und eine daran ſtoßende geräumige Hinterſtube. In dieſer hauſte Frau Cornelia, die gute Großmutter, die ehemalige Gaſthalterin zum „Weidenhof“, und in ihr zeigte ſich jedenfalls den darüber nicht wenig ſtaunenden Kindern zum erſten Male die Herrlichkeit des Puppenſpiels, die „in dem alten Hauſe eine neue Welt ſchuf“. Mehr als einmal werden ſie ſich an demſelben ſchwerlich ergötzt haben; die Großmutter, ohnehin ſchon leidend, begann mehr und mehr zu kränkeln und ſchloß wenige Monate nach dem erwähnten Weihnachtsfeſte ihre Augen für immer. Außer dem ungewöhnlich lebhaften Eindrucke, welchen die Vorſtellung auf das Kindesgemüth machte, ſcheinen ſich bei Goethe keine beſonders zuverläſſigen Erinnerungen an das Puppenſpiel von 1753 erhalten zu haben. Alles, was wir aus „Wilhelm Meiſter“ erfahren, bezieht ſich auf die ſpätere Wiederholung des Schauſpiels im neuen Hauſe. Soviel ſteht indeß feſt, daß das zur Aufführung gebrachte Theaterſtückchen die Geſchichte von David und Goliath behandelte, und die ganze Bühne nur für dieſe einzige Aufführung eingerichtet war.

Das Jahr 1755 brachte den Umbau des Hauſes, und ein

weiteres Jahr mochte vergehen, bis die Familie ſich vollſtändig in den neuen Verhältniſſen eingelebt hatte. Um Weihnachten 1756 dachte die Frau Rath daran, den Kindern das Puppenſpiel der Großmutter zu erneuern, und ein Freund des Hauſes, der junge „Lieutenant von der (bürgerlichen) Artillerie", wie er im Wilhelm Meiſter genannt wird, der dem Vater ſchon bei dem Umbau viele weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, trat ihr dabei helfend zur Seite. Er „baute, ſchnitzte und malte" in ſeinen müßigen Stunden, bis das fertig eingerichtete Theater vor ihm ſtand, über deſſen weiteres Geſchick wir in ausführlicher Weiſe durch Wilhelm Meiſters Mund Kunde erhalten.

Wir müſſen demnach, wenn wir von dem Goethe'ſchen Puppentheater ſprechen, zwiſchen zwei Bühnen unterſcheiden, der der Großmutter und der des Lieutenants, wie ſie genannt ſein mögen. Beide hatten das miteinander gemein, daß ſie zunächſt nur für die Darſtellung eines einzigen Stückes, des ſchon erwähnten Spieles von David und Goliath, eingerichtet waren, wie denn auf beiden jedenfalls die gleichen kleinen Akteurs aufgetreten ſind. Von der erſteren unterſchied ſich die letztere durch größere Dimenſionen, das neue Proſcenium und die neugemalten Decorationen. In den ſogenannten Fragmenten haben ſich Beſtandtheile von beiden Bühnen erhalten. Das vordere Podium iſt ſichtlich das urſprüngliche der Großmutter, den Anſatz hat der Lieutenant bei der Umgeſtaltung und Erweiterung der Bühne zugefügt. Von letzterem rührt auch die jetzige Bühnenwand her, aus deren Aufriß der „Bürgerlieutenant von der Artillerie" zu uns ſpricht, als ob er vor unſern Augen leibte und lebte. Von der Bühneneinrichtung, deren vergänglicher Stoff ein Menſchenalter ſchwerlich überdauern konnte, iſt nichts auf uns gekommen. An der Rückwand des Proſceniums deutet über der Bühnenöffnung nur eine Reihe kleiner Drahtſtiftchen darauf hin, daß ein Zeugvorhang die Oeffnung abſchloß; von der Vorrichtung zum Aufziehen deſſelben haben ſich zwei Rollen und ein Stückchen Schnur erhalten.

Was den Ort der Aufführung von 1756 betrifft, ſo dürfen wir denſelben nicht, wie es bisher geſchehen iſt, in den vorderen Zimmern des erſten Stockwerkes ſuchen. Die Chriſtbeſcheerungen

kannten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankfurt noch nicht den lichterſtrahlenden Tannenbaum und athmeten überhaupt einen ſo ſchlichten Charakter, daß ſelbſt in vornehmen Häuſern die Prunk- und Staatsgemächer ſchwerlich je dazu benutzt worden ſind. Schauplatz der Beſcheerung wie der Puppenſpiel-Aufführung ſind zweifellos die eigentlichen Familienzimmer des zweiten Stockwerks geweſen, und hier entſprechen die Thüröffnungen auch genau der Breite der Bühnenwand, während im erſten Stockwerke die weiten Flügelthüren rechts und links neben der Bühne einen nicht unbeträchtlichen freien Raum gelaſſen haben würden.

Ein eigenthümliches Gefühl beſchleicht uns, wenn wir uns angeſichts der erhaltenen Ueberreſte das vergegenwärtigen, was der Dichter uns erzählt. Das erneuete Puppenſpiel brachte dem jungen Wolfgang die erſten vergnügten Augenblicke in dem neuen leeren Hauſe. Der heilige Abend des Jahres 1756 war gekommen. Nach Empfang der gewöhnlichen Chriſtgeſchenke hieß man die Kinder vor einer Thür niederſitzen, die in die große Wohnſtube des zweiten Stockwerkes aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete ſich, allein nicht wie ſonſt zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt. Es baute ſich ein Portal in die Höhe, das von einem myſtiſchen Vorhang verdeckt war. Erſt ſtanden die Kleinen von ferne, und wie die Neugierde größer ward, um zu ſehen, was wohl Blinkendes und Raſſelndes ſich hinter der halbdurchſichtigen Hülle (dem erwähnten Zeugvorhange) verbergen möchte, und wie die Neugierde größer ward, wies man jedem ſein Stühlchen an und gebot allen, in Geduld zu warten. So ſaß nun alles und war ſtill; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnden wunderlichen Stimmen erfüllten die kleinen Zuſchauer mit dem Gefühle höchſter Ehrfurcht. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Mit ihm athmete das junge Auditorium auf, als der zwerggeſtaltete Sohn Iſai mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder hervorhüpfte und ſprach: „Großmächtigſter König

und Herr Herr! Es entfalle Keinem der Muth um deswillen. Wenn Ihro Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten." — — So ſpielte in zwei Akten die wunderſame Hiſtorie ſich getreu nach der bibliſchen Erzählung ab, bis endlich der Rieſe fiel und damit „der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag gab." Die Jungfrauen ſangen: „Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend!" Der Kopf des Ungeheuers wurde vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen, der nunmehr die ſchöne Königstochter zur Gemahlin erhielt.

Und nun denke man ſich die kleinen Schauſpieler! Nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, die beiden Hauptperſonen recht charakteriſtiſch zu machen, ſodaß es den jungen Wolfgang verdroß, ſeinen Glücksprinzen ſo zwergmäßig geſtaltet zu ſehen. König Saul erſchien ſteif und pedantiſch im ſchwarzen Sammtrocke, Jonathan mit glattem Kinn in gelb- und rothem Kleide, den Kopf mit dem Turban bedeckt, der Prophet Samuel wies das charakteriſtiſche Bruſtſchildchen auf und trug einen Leibrock aus Schillertafft, der von einem alten Kleide der Großmutter genommen war.

Des mächtig angeregten Knaben einziger Wunſch war es nunmehr, eine zweite Aufführung des Stückes zu ſehen. Er lag der Mutter an, und dieſe ſuchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein ſeltenes Vergnügen könne bei den Menſchen einen Werth haben; Kinder und Alte wüßten nicht zu ſchätzen, was ihnen Gutes täglich begegne. Die jungen Theater-Enthuſiaſten hätten noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten warten müſſen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauſpiels ſelbſt Luſt gefühlt, die Vorſtellung zu wiederholen und dabei in einem Nachſpiele einen ganz friſch fertig gewordenen Hanswurſt zu produciren. Ihm ward nicht ſchwer, den Vater zu überreden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugeſtand, was er ſeinen Kindern aus Ueberzeugung abgeſchlagen hatte. Das Theater wurde wieder aufgeſtellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte der junge Wolfgang das erſte Mal die Freude der Ueberraſchung und des Staunens, ſo war zum zweiten Male die

Wolluſt des Aufmerkens und Forſchens groß. Wie das zugehe, war jetzt ſein Anliegen. Daß die Puppen nicht ſelbſt redeten, hatte er ſich das erſte Mal ſchon geſagt; daß ſie ſich nicht von ſelbſt bewegen konnten, vermuthete er auch; aber warum das alles doch ſo hübſch war, und es doch ſo ausſah, als wenn ſie ſelbſt redeten und ſich bewegten, und wo die Lichter und die Leute ſein möchten — dieſe Räthſel beunruhigten ihn um deſto mehr, je mehr er wünſchte, unter den Bezauberten und Zauberern zu ſein, zugleich ſeine Hände im Spiel zu haben und als Zuſchauer die Freude der Illuſion zu genießen.

Die Pauſe zwiſchen der Hauptaktion und dem Nachſpiele, während welcher die Zuſchauer umherſtanden und ſchwatzten, ſollte dem neugierigen Knaben den erſehnten Einblick in die Zauberwelt gewähren. Er drängte ſich an die Thüre, hob den unteren Teppich auf und guckte zwiſchen dem Geſtelle durch. Die Mutter bemerkte es und zog ihn zurück, allein er hatte doch ſo viel geſehen, daß man Freund und Feind in einen Schiebkaſten packte — und ſo erhielt ſeine halb befriedigte Neugierde friſche Nahrung. Das nun folgende Spiel vermochte ihn, ſo ſehr auch der neue Hanswurſt mit ſeinen Abſätzen klappern mochte, nicht zu unterhalten. Er verlor ſich in tiefes Nachdenken und war nach der gemachten Entdeckung unruhiger als vorher. Nachdem er etwas erfahren, kam es ihm vor, als ob er gar nichts wiſſe, und nach ſeinem eigenen Geſtändniß in ſpäterer Zeit hatte er Recht, denn es fehlte ihm der Zuſammenhang, „und darauf kommt doch eigentlich Alles an."

Aeußere Eindrücke prägen ſich dem Kindesgemüthe tief ein, allein, ſo nachhaltig ſie ſein mögen, ſie verwiſchen ſich, wenn ihnen andere von gleicher Stärke folgen. Das ſollte auch der junge Wolfgang erfahren. So ſehr der Reiz des Theatergeheimniſſes ihn feſſeln mochte, blieb er doch ein Kind, wie Kinder ſind. Neben der Thür, welche das geheimnißvolle Bühnengerüſt verſchloß, gab es eine andere, auf die ſeine Sinne mit beſonderer Schärfe gerichtet waren — diejenige, die zu ſeiner Mutter Speiſekammer führte. Wenige ahnungsvolle Freuden, ſo geſteht er ſelbſt, glichen der Empfindung, wenn ihn die Mutter manchmal hereinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen und er dann einige gedörrte Pflaumen „entweder ihrer

Güte oder ſeiner Liſt" zu verdanken hatte. Die angehäuften Schätze übereinander umfingen die junge Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und ſelbſt der wunderliche Geruch, den ſo manche Spezereien durcheinander aushauchten, hatte eine ſo verlockende Wirkung, daß Wolfgang es niemals verſäumte, ſo oft er in der Nähe war, ſich wenigſtens an der eröffneten Atmoſphäre zu weiden. Eines Sonntagsmorgens war der merkwürdige Schlüſſel ſtecken geblieben — die Mutter war von dem Geläute überraſcht worden, und das ganze Haus lag in tiefer Sabbathruhe. Im Nu war der lebhafte Knabe in ſeinem Heiligthum, und er verſäumte nicht, ſich die gebotene Gelegenheit zu Nutze zu machen, wenn ihm auch die Wahl unter den verſchiedenen Koſtbarkeiten ſchwer fallen mochte. Reich mit Beute beladen, ſchickte er ſich zum vorſichtigen Rückzug an, als ſein Blick auf ein paar neben einander ſtehende Kaſten fiel, aus deren einem Drähte, oben mit Haken verſehen, durch den übel verſchloſſenen Schieber heraushingen. Ahnungsvoll fiel er darüber her, und mit welcher überirdiſchen Freude entdeckte er, daß darin ſeine Helden- und Freudenwelt übereinander gepackt ſei. Kaum hatte er Zeit, ſeinen Fund zu muſtern — in der anſtoßenden Küche machte die Köchin ſich bemerkbar — aber Eines wenigſtens konnt er ſich aneignen, das geſchriebene Büchelchen, worin die Geſchichte von David und Goliath aufgezeichnet war. Mit dieſem Schatze — der die Beute an getrockneten Pflaumen, dürren Aepfeln und eingemachten Pomeranzenſchalen bei weitem überwog — eilte er hinauf in ſein Giebelzimmer. — Und nun ging es an ein Studieren und Perorieren! Alle verſtohlenen und einſamen Stunden wurden auf das wiederholte Leſen des Schauſpiels verwandt, das ſich bald der Phantaſie des Knaben einprägte und mit dieſer ſo vollſtändig verwuchs, daß Tag und Nacht ſein David und Goliath vor ihm ſtanden. Wenn er die Reden der Helden vor ſich hermurmelte, gab niemand darauf Acht als der Vater, der dann bei ſich das Gedächtniß des Knaben pries, der von ſo wenigem Zuhören ſo Mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward er immer verwegener und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor ſeiner Mutter, indem er ſich einen David und Goliath aus Wachsklümpchen bildete, die er gegen einander auftreten ließ, bis er ſelbſt endlich dem Rieſen den

Stoß gab und das unförmliche Haupt deſſelben auf einer Stecknadel aufgeſpießt dem kleinen David in die Hand klebte. Die Mutter horchte auf, drang in ihn und er geſtand. Nun ſah die gute Mutter, die ſich übrigens durch das Gedächtniß und das oratoriſche Talent des Sohnes nicht wenig geſchmeichelt fand, ein, daß es vergeblich ſein würde, wenn man dem Knaben das erſehnte Spielzeug vorenthalten wolle. Auch der Lieutenant hatte um dieſe Zeit den Wunſch geäußert, Wolfgang in ſeine Geheimniſſe einzuweihen, und vom Vater ſtand kein Widerſpruch zu erwarten, da ihm ſelbſt daran gelegen war, in der immer unruhiger ſich geſtaltenden Zeit — der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Preußen hatte begonnen — die Kinder möglichſt an das Haus zu feſſeln.

So wurde denn jetzt das Puppentheater den Kindern zu eigenem Gebrauch überlaſſen und ſtändig in dem Manſardeſtock aufgeſchlagen. Den Zuſchauerraum bildete Wolfgangs Giebelzimmer, während das Proſcenium in die Thüröffnung eines anſtoßenden Zimmers zu ſtehen kam, welches den ſpielenden und dirigirenden Perſonen eingeräumt ward. Zitternd vor Freude trat Wolfgang ſein neues Amt an; er betrachtete ſorgfältig die Puppen, die auf beiden Seiten des Geſtells in der Ordnung, in welcher ſie auftreten ſollten, aufgehängt waren, und ſtieg auf den Tritt, ſodaß er nun über der kleinen Welt ſchwebte. Nicht ohne Ehrfurcht ſah er zwiſchen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimniſſe er eingeweiht ſei, ihn erfaßte.

Am andern Tage fand die erſte Vorſtellung vor einer Geſellſchaft geladener Geſpielen ſtatt, und es folgte nun Vorſtellung auf Vorſtellung, anfänglich immer noch mit dem Hauptdrama, wozu Theater und Schauſpieler geſchaffen und geſtempelt waren, ſpäter aber, als die beſtändige Wiederholung ermüdete, mit andern Stücken. Aus der Bibliothek des Vaters waren dem jungen Bühnenleiter die „Deutſche Schaubühne" und verſchiedene italieniſch-deutſche Opern in die Hände gefallen, in die er ſich ſehr vertiefte, jedesmal zunächſt die Perſonen überſchlagend und dann ſofort zur Inſcenirung des Werkes ſchreitend. Da mußte nun König Saul in ſeinem ſchwarzen Sammtkleide Helden aller Art darſtellen, wobei zu

bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistens nur die fünften Akte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden. Auch war es natürlich, daß die Operntexte mit ihren mannigfachen Abenteuern und Veränderungen bevorzugt wurden. Da gab es stürmische Meere, Götter, die in den Wolken herabkamen, und, was besonders imponirte, Blitz und Donner. Auch gab es in den Opern mehr Gelegenheit, den David und Goliath anzubringen, welches im gewöhnlichen Drama gar nicht angehen wollte. Für die passenden Decorationen sorgte der junge Künstler selbst, der trefflich mit Farbe, Pappe und Papier umzugehen wußte und längst schon die Handhabung des Zirkels und Lineals verstand. Die Figuren wurden vor und nach mit beweglichen Kleidern versehen. Für die Vervollständigung der Theatergarderobe mußten die Puppen der Schwester herhalten, auch wurde aus den Ersparnissen hier ein Flitter, da ein neues Band angeschafft, oder ein Stückchen Tafft erbettelt, sodaß schließlich die Ausstattung für das größte Stück vorhanden war.

Wie lange die Lust am Schauspiel gedauert haben mag, ist nicht zu bestimmen, sie fand aber wie jede Kinderlust ihr Ende, als neue Reize zu wirken begannen. Der Dichter klagt selbst in seinen Lebenserinnerungen, wie die Qualität seiner Zuschauer sich bald verschlechtert habe. Die Gespielen die anfangs die Zulassung als eine Gunst betrachteten, blieben nicht lange ruhige Zuschauer, sie verfielen auf die gewöhnliche Kinderunart und störten das Spiel. Es mußte ein jüngeres Publikum ausgesucht werden, das allenfalls noch durch Ammen und Kindermädchen im Zaum gehalten werden konnte, und damit war das natürliche Ende des Vergnügens gekommen, für das ohnehin der Sinn aufhören mußte, als die Zeit sich immer ernster gestaltete.

Es ist gewiß, daß Goethe's gewaltiger Dichtergenius sich der Bühne zugewandt haben würde, auch wenn das Puppenspiel ihm nicht in den ersten Knabenjahren schon die mächtige Anregung gegeben hätte. Als Zufall dürfen wir es jedoch keineswegs betrachten, daß das erste Kunstwerk, mit welchem er vor die Oeffentlichkeit trat, ein dramatisches war. Er selbst hat in nachdrücklicher Weise auf den Eindruck hingewiesen, den das von der Mutter erneuete Geschenk der Großmutter auf sein erwachendes Gestaltungsvermögen gemacht

hat. Für uns ist es jedenfalls von hohem Interesse, daß wir mit eigenen Augen das eigenthümliche pädagogische Instrument anzuschauen vermögen, an dessen Hand der junge Wolfgang den ersten Einblick in die magische Bühnenwelt erhielt, in welcher ihm eine so bedeutungsvolle Rolle beschieden sein sollte.

Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend setzte hierauf seinen in der vorigen Sitzung begonnenen Vortrag „Zur Geschichte der Gregorianischen Kalenderreform" fort. Der Bericht über beide Theile möge hier seine Stelle finden.

Redner begann den ersten der beiden Vorträge mit der Mittheilung, daß am 4. September dieses Jahres 300 Jahre verflossen seien, seitdem Kaiser Rudolf II den Ständen des deutschen Reichs durch ein kaiserliches Decret habe anzeigen lassen, daß er entschlossen sei, das neue Kalendarium sowohl als römischer Kaiser im Reich deutscher Nation als in seinen Erbkönigreichen und Landen mit dem kommenden Oktober anzunehmen. Eine Erinnerung an diesen Tag sei auch in Hochstiftskreisen angezeigt, und indem Redner sich dieser Ehrenpflicht entledige, wolle er der Frage der Nothwendigkeit der kalendarischen Reform und der Vorgeschichte derselben näher treten.

Redner bemerkte, daß er um so lieber dieser Aufgabe sich widme, als seine eigenen früheren Forschungen sich mit den neueren des Wiener Forschers Ferd. Kaltenbrunner *) deckten, ja in vielen Punkten durch dieselben an liebevollem Eingehen namentlich auf die astronomischen Details übertroffen würden.

Der aller mittelalterlichen Kalenderberechnung zu Grunde liegende Osterkanon beruht auf den Voraussetzungen, daß das tropische Jahr (d. h. der Zeitraum des Umlaufs der Sonne von der Frühlingsnachtgleiche zu derselben zurück oder der Wiederkehr des Aufgangs der Sonne im Ostpunkte unserer Himmelsäquatorlinie) 365 Tage 6 Stunden enthalte und daß der Cyclus von 235 synodischen Mondmonaten gerade 19 Julianischen Jahren mit 6939 Tagen 18 Stunden gleichkomme. Beide Voraussetzungen sind irrig. Das tropische Jahr ist 11 Minuten und 12—15 Secunden kürzer,

*) Die Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform. Wien 1876.

die Nachtgleichen entfernen ſich alſo in etwa 128 Jahren je um einen Tag von der im Cyclus ihnen angewieſenen Stelle; die 235 ſynodiſchen Monate enthalten aber 1 Stunde 28 Minuten 15 Secunden weniger als 19 julianiſche Jahre. Die Neumonde treten daher alle 308 Jahre einen Tag früher ein, als der Cyclus ſie angiebt. Daß dieſes nicht früher ſchon bemerkt wurde, hat einestheils an dem mangelnden Drange nach aſtronomiſchen Beobachtungen, ſowie an der Idee, daß eine cycliſche Berechnung als auf Mittelwerthen beruhend an ſich ſchon Abweichungen mit ſich bringe, anderntheils aber an dem beſtimmten kirchlichen Verbote des Concils von Nicaea gelegen, bei Strafe des Kirchenbannes irgend etwas am Kalender zu verändern.

Erſt um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts wird man ſich des Fehlers klarer bewußt. Man ſucht nach einer genügenden Erklärung der entgegentretenden Erſcheinungen.

Ein Magiſter Conrad, ein ſonſt unbekannter Computiſt, oder wie wir heute ſagen würden „Kalendermann" macht auf die Fehler aufmerkſam, allein nur für den einen findet er eine aſtronomiſche Erklärung, die der Wirklichkeit nahe kommt. Die Abweichung der Mondphaſen erklärt er ſehr naiv dadurch, daß Gott den Mond am vierten, Adam am ſechsten Tage erſchaffen habe. Adam habe nun dem damals 3 Tage alten Monde das Alter 1 beigelegt und dieſer Fehler ſei noch nicht ausgeglichen.

Johannes Halifax (a Sacro Bosco) war der erſte, der (1232) die Autorität der alten Kirche der Kritik der empiriſchen Wahrnehmung zu unterziehen wagte, indem er an der Hand von Beobachtungen die bisherige Annahme von der Länge des tropiſchen Jahres eines Irrthums zieh. Daß die von ihm benutzte Beobachtung (des Ptolemäus nämlich) eine falſche war, ändert an dieſem wahrhaften Fortſchritt nichts. Um ſo auffallender iſt dabei, daß er die Irrthümlichkeit der Mondphaſen zwar offen anerkennt, aber gleich das kirchliche Verbot der Veränderung in Kalenderſachen als einer Verbeſſerung im Wege ſtehend anführt.

Der auch dem 12. Jahrhundert angehörige Computus des Johannes Campanus iſt der erſte der neben dem Ptolemäus auch arabiſche Aſtronomen benutzte. Daneben iſt nur noch Groſſeteſte

(Robert Grandhead von Lincoln, der Regenerator der Univerſität von Oxford) als hervorragend zu erwähnen, der erſte der auch tabellariſch die wahren Mondumläufe feſtzulegen ſuchte.

Der erſte der die Frage der Kalenderverbeſſerung vor das Forum des römiſchen Stuhles brachte, war Roger Bacon, der zu ſeinen Lebzeiten vielgeſchmähte und verfolgte, nachher aber faſt noch mehr geehrte und als doctor mirabilis bewunderte Humaniſt des 13. Jahrhunderts. Er ſieht in den Fehlern des Kalenders nur Folgen der Mißachtung der Kirche gegen die Aſtronomie. Man hüte ſich aus Furcht vor dem kirchlichem Verbote, ernſthaft an die Verbeſſerung des Kalenders heranzugehen. Clemens IV. ſolle das Beiſpiel ſeiner Vorgänger Leo I. und Hilarius nachahmen, und mit Hülfe tüchtiger Aſtronomen eine Verbeſſerung herbeiführen, „die nach ihrer Vollendung als eines der größten, beſten und ſchönſten Werke geprieſen werden würde, die je in der Kirche Chriſti vollbracht worden ſind".

Die größere Genauigkeit in den aſtronomiſchen Grundelementen der Kirchenrechnung, welche Bacon noch 1267 von der Zukunft erhoffte, war bereits 15 Jahre zuvor durch des caſtiliſchen Königs (desſelben der den deutſchen Königsthron erſtrebte) Alphons des X. Aſtronomen erreicht und in den ſ. g. alphonſiniſchen Tafeln niedergelegt worden.

Auf dieſen fußten von nun an die kalendariſchen Problematiker. So auch Johannes de Muris und Firminus de Bellavalle, welche 1345 für den Papſt Clemens VI. zu Avignon einen Tractat über Kalenderverbeſſerung ſchrieben. Sie verlangen vor Allem eine Ausſchaltung, ſchlagen aber eine allmähliche vor, um Unordnungen vorzubeugen. Wie ſehr ſie recht hierin hatten, zeigte das Jahr 1583. Ihre Vorſchläge betreffs der Regulirung des Mondkalenders waren mehrfache aber alle unpractiſch, weßhalb auch Clemens ſich noch anderwärts weitere Belehrung ſuchte. Der damit Beauftragte Johannes de Thermis konnte erſt dem päpſtlichen Nachfolger ſein Werk überreichen.

Das fünfzehnte Jahrhundert gab der Wiſſenſchaft hinreichende Gelegenheit, ſich an Concile mit Vorſchlägen behufs Kalenderverbeſſerung zu wenden. Schon für das auf 1412 nach Rom von

Johann dem XXIII einberufene Concil hatte der Cardinal Pierre d'Ailly (Petrus de Alliaco), ein Mann von eben ſo reichem theologiſchen wie aſtronomiſchen Wiſſen, einen Tractat über dieſe Frage geſchrieben. Sechs Jahre ſpäter trug er dann ſelbſt dieſe ſeine Arbeit und die darüber mit dem Papſte gewechſelten Briefe dem Conſtanzer Concile vor.

Aus demſelben ging hervor, daß Johann XXIII, als Peter ihm ſeine Arbeit 1411 überreicht hatte, auf ſeine Vorſchläge eingegangen war, und nur die Beſeitigung des Schismas abwarten wollte. Nach dem reſultatloſen Verlauf des Römiſchen Concils 1412 ſtand Peter wieder am Anfange ſeiner Mühen. Das Conſtanzer Concil ging auf ſeine Anträge nicht ein, wohl wegen des unannehmbaren Vorſchlages, die Jahres- und Monatszählung der Araber zu adoptiren. Hierzu wurde Peter dadurch gedrängt, daß durch ſeine Schaltungsvorſchläge einerſeits dem lunaren Jahre zu viel, andererſeits dem ſolaren Jahre zu wenig geſchah uud daß er deshalb als drittes Moment vorſchlug, die Beſtimmung der Nachtgleichen und Neumonde nach aſtronomiſchen Tafeln vorzunehmen, wobei er als eventuelles Hülfsmittel auf die arabiſche Jahresform verfiel.

Mehr, wenn auch nur ſozuſagen akademiſchen Erfolg hatte die Kalenderfrage auf dem Baſeler Concil.

Ein Deutſcher Ciſtercienſermönch Hermann von Soeſt hatte bereits im Jahre 1432 einen Tractat geſchrieben, der zur Kalenderverbeſſerung aufforderte, und vermuthlich derſelbe war, der im Jahre 1434 auf dem Baſeler Concil zur Verleſung kam. Nach dem darin enthaltenen Vorſchlage des Autors wurde eine Commiſſion zur Specialberathung niedergeſetzt, und dieſer gehörte neben dem Hermann von Soeſt, auch der aus Cues an der Moſel gebürtigte Cardinal Nicolaus (de Cuſa) an. Der Bericht dieſer Commiſſion, der im März 1437 von dem genannten Cardinal erſtattet wurde, iſt wohl weſentlich ein Compromiß zwiſchen den Anſichten der beiden genannten Gelehrten. Nicolaus mußte bald darauf das Concil verlaſſen, die Commiſſion arbeitete aber noch das zu erlaſſende Decret aus. Die Spaltung des Concils gab Veranlaſſung durch Aufrühren dieſer Frage nicht noch neuen Hader zu ſäen und ſo blieb Bericht wie Decret als ſchätzbares Material für ſpätere ungewiſſe Zeit liegen.

Schon die Schrift des Hermann von Soeſt hatte geklagt, daß infolge der fehlerhaften cycliſchen Angaben der Kalender viele Chriſten ihre Kalender der Mondphaſen der Wahrheit gemäß ſich einrichteten. Aſtronomie, Aſtrologie, Medicin und Aberglauben reichten ſich damals die Hand zur Herſtellung der Kalender und alle dieſe Wiſſenſchaften bedurften der wahren Mondangaben, nur die Kirche konnte ſich mit den cycliſchen begnügen.

Von ſolchen Kalendern mit veränderten Mondphaſen ſind namentlich als Vorbilder und Hauptrepräſentanten die des Johann von Gmünden und die des Schülers ſeines Schülers (Georg's von Pauerbach) des Johann von Königsberg in Franken zu nennen. Namentlich die des letzteren wurden durch den inzwiſchen erfundenen Buchdruck in zahlreichen Exemplaren und Ausgaben verbreitet. Johannes Regiomontanus ſelbſt, von Papſt Sixtus IV. 1476 nach Rom zur Verbeſſerung des Kalenders berufen, ſtarb daſelbſt plötzlich.

Mit ſeinem Tode verſtummte der Ruf nach Kalenderreform, bis zu Leo X. Das von dieſem auf 1511 berufene Lateranenſiſche Concil ſollte ſich wieder damit befaſſen und der Titularbiſchof von Foſſombrone, Paul von Middelburg, Lehrer der Aſtronomie zu Padua hatte für dieſen Zweck ein dickleibiges Buch geſchrieben, in welchem er neben dem Beweiſe, daß nicht nur ein Concil ſondern jeder Papſt ohne Concil den Kalender verbeſſern könne, auch poſitive Vorſchläge für die Reform unter Zurückweiſung der bisher gemachten beibrachte.

Die Verhandlung wurde der 10. Sitzung des Concils am 1. December 1514 vorbehalten, vorher ſuchte Leo X. noch im October 1514 durch Vermittlung des Kaiſers Maximilian gutachtliche Aeußerungen verſchiedener Univerſitäten (Wien, Tübingen und Löwen) einzuholen.

Von Wien (Stiborius und Tannſtetter) ſowie von Tübingen (Stöffler) langten rechtzeitig Gutachten ein. Beide ſind nicht für einmalige Ausſchaltung zur Regulirung der Nachtgleichen. Beide wollen ſie in erſter Linie auf dem 10. März fixirt wiſſen, die Wiener ſchlagen eventuell den 25. März als Fixpunkt vor; Stöffler will den 21. März beibehalten aber durch Siſtirung der vierjährigen Schaltung erreicht wiſſen. Für Correctur des Mondkalenders ſchlagen

beide Gutachten aſtronomiſche Beſtimmung desſelben und zwar einheitliche in Angaben nach dem Meridiane von Rom vor.

Dieſe Gutachten wurden nochmals zur Prüfung an andere Univerſitäten verſandt, hierüber verſtrich die Zeit und endlich ſchloß man die Acten des Lateranenſiſchen Concils, ohne von den Verhandlungen dieſerhalb etwas zu erwähnen.

Das Gutachten der Univerſität Löwen ſollte im Jahre 1514 von Albertus Pighius ausgearbeitet werden. Dieſer gründliche Gelehrte hatte denn auch bis 1518 einen großen Tractat über die Jahrpunkte fertig geſtellt, und kam dann im Jahre 1520 dazu ſeine Vorſchläge über die Reform dem Papſte Leo X. zu überſenden. Wenn auch der ſachliche Theil derſelben von einem ganz falſchem Grundgedanken aus geht,*) ſo iſt doch des Pighius Arbeit ein weſentlicher Factor für die Folgezeit geworden, dadurch daß ſie zuerſt wieder auf die cycliſche Berechnung zurückgreift, anſtatt der Beſtimmung durch aſtronomiſche Tafeln, und daß ſie ſodann die Möglichkeit der gleichzeitigen Anwendung der ſolaren und lunaren Correctur für die Folgezeit ins Auge faßt. Nur bei einer geeigneten Combination der beiden Correcturen war die Beibehaltung der cycliſchen Berechnung möglich. War ſomit der Gregorianiſchen Reform auch die rettende That noch vorbehalten, der Gedanke daran reifte ſchon in dem Pighius'ſchen Vorſchlage der Ausführung entgegen.

Die Sturm- und Drang-Jahre der Reformation konnten ſelbſtverſtändlich der ruhigen Betrachtung einer ſo akademiſchen Frage, wie die Kalenderverbeſſerung war, nicht günſtig ſein. Vor den viel wichtigeren ſich neu erhebenden Streitpunkten mußte dieſe Frage in den Hintergrund treten.

So war denn auch das 1545 zuſammen getretene Concil von Trident nicht zu bewegen geweſen, ſich mit der Sache zu befaſſen, obſchon mehrere Schriften direct zur Prüfung aufforderten. So auch des Petrus Pitatus ſchon 1539 verfaßtes Werk, das gleich bei der Eröffnung des Concils bei demſelben eingereicht wurde

*) Pighius hatte ſchon in ſeinem Tractate angenommen, der bisherigen Berechnung läge das ſideriſche Jahr (d. h. den Umlauf der Sonne von einem Punkte der Ekliptik zu demſelben zurück) zu Grunde, während es doch das tropiſche Jahr war und auch ſein muß.

aber niemals zur Vorlage in ordentlicher Sitzung kam. Pitatus ließ darum 1564 nach Schluß des Concils ſeinen Verbeſſerungsvorſchlag im Druck erſcheinen, ihn dem Papſte Pius IV. widmend, in der Hoffnung, daß derſelbe ihn mit dem Cardinalscollegium prüfen und eventuell ausführen laſſen würde.

Pitatus wagte dieſe letztere Hoffnung zu begründen durch den Beſchluß der letzten Sitzung des Tridentiner Concils am 4. October 1563, der dem Papſte den Auftrag gab Brevier und Meßbuch zu reformiren. War nicht in beiden auch der Kalender enthalten und innig damit verknüpft? Konnte daher nicht mit Fug und Recht der ertheilte Auftrag auch auf dieſen Beſtandtheil bezogen werden?

Man nahm denn auch in der That von Seiten des päpſtlichen Hofes den Auftrag des Concils zum Ausgangspunkte der weiteren Verhandlungen.

Für die denſelben zu Grunde zu legende wiſſenſchaftliche Arbeit war genügendes ſchätzbares Material vorhanden.

Dazu hatte 1543 das Copernikaniſche Werk de revolutionibus orbium coelestium auch eine Revolution auf dem Gebiete der aſtronomiſch-mathematiſchen Forſchungen zu Wege gebracht. Die auf Grund ſeiner Berechnungen und Beobachtungen von Erasmus Reinhold im Jahre 1554 vollendeten ſ. g. Prutenifchen Tafeln leiſteten das ſeiner Zeit denkbar Genaueſte. Alle Zweifel, die durch die empiriſch beobachteten Mängel der ehemaligen (alfonſiniſchen) Tafeln, in den Werken der früheren Kalenderreformen zurückgeblieben waren, mußten vor der Zuverläſſigkeit der neuen Tafeln zurücktreten. Man konnte mit friſchem Muthe und ohne auf jedem Schritte einem mehr oder weniger berechtigten Mißtrauen zu begegnen auf Grund der neuen Tafeln an die Kalenderreform herangehen.

Papſt Gregor XIII., der als Cardinal Hugo Buoncampagno und Biſchof von Veſti, dem Tridentiner Concile beigewohnt hatte, fühlte ſich zu dem Unternehmen durch den letzten Beſchluß des Tridentiner Concils nicht nur autoriſirt ſondern geradezu verpflichtet.

Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahre 1572 hat Gregor die Kalenderverbeſſerung ſich vorgenommen, um damit das Werk ſeines Vorgängers, Pius V. zu krönen, der bereits Brevier uud Miſſale ihrem liturgiſchen Inhalte nach einer Reviſion unterzogen hatte.

Da wurde ihm von dem Arzte Antonius Lilius ein Werk übergeben das einſt deſſen wohl ſchon verſtorbener Bruder Aloyſius verfaßt hatte, und das den bisherigen ſchwerfälligen und dabei ungenauen Verbeſſerungsweiſen gegenüber auf ſtaunenswerth einfache und überſichtliche Weiſe die für die dauernde Kalenderverbeſſerung nothwendigen kalendariſchen Manipulationen auf mechaniſchem, weil cycliſch angeordnetem Wege vornehmen ließ.

Da die Vorzüge des Lilianiſchen Werkes ſehr einleuchtende waren ſetzte Gregor nicht nur eine Commiſſion zu Rom ſelbſt ein, die ſich mit der Prüfung desſelben beſchäftigen ſollte, ſondern ſandte dasſelbe auch im Jahre 1577 an alle katholiſchen Fürſten und Univerſitäten, um deren Einverſtändniß einzuholen.

Ueber das Reſultat dieſer Enquete iſt nichts überliefert, ſie ſcheint, wenn überhaupt, nur günſtige Reſultate ergeben zu haben, da wir am 24. Februar 1582 den Papſt die bekannte Bulle inter gravissimas pastoralis officii nostri curas erlaſſen ſahen, die mit ihren Beilagen den Canones in calendarium perpetuum die Grundlagen des neuen Kalenders entwickelte. Wir dürfen die Einzelheiten der getroffenen Anordnungen hier als bekannt vorausſetzen.

Es iſt natürlich, daß die päpſtlichen Vorſchläge bei der augenblicklich tief einſchneidenden Wirkung der Ausſchaltung von 10 Tagen nur in Ländern ſofort Eingang finden konnten, die wegen ihres ſtrengen Katholicismus den Befehlen des Papſtes keinerlei Bedenken entgegenzuſtellen gewohnt waren. Italien mit Ausnahme einiger kleiner Republiken des Nordens, Spanien und Portugal waren es allein, die ſich zur Annahme des neuen Kalenders nach der Norm der päpſtlichen Bulle d. h. vom 4. bis 15. October 1582 entſchließen konnten. Frankreich und die ſpaniſchen Niederlande hinkten im December 1582 nach. Deutſchland's Beherrſcher Kaiſer Rudolf der II., obſchon in der päpſtlichen Bulle direkt und an erſter Stelle zur Annahme des neuen Kalenders aufgefordert, ließ die Sache ſehr an ſich herankommen. Auf dem Reichstag zu Augsburg überreichte Cardinal Madruzzi gegen Ende der Verhandlungen, als noch immer nicht die von ihm erſehnte Vorlage auf der Tagesordnung erſcheinen wollte, den Kalender dem Kaiſer, um ſolchen anzunehmen und einzuführen, wie dieſes die anderen Könige der Chriſtenheit ebenfalls

zugeſagt hätten. Rudolf erwiderte, er wolle das mit den Ständen des Reichs in Erwägung ziehen, und forderte zunächſt, um gleich der Proteſtantiſchen Fürſten Stimmung zu ſondiren, das Gutachten des Kurfürſten von Sachſen ein.

Dieſes Gutachten war ein wenig in die Sache ſelbſt eingehendes, aber es war wohl geeignet, die Fürſten und den Kaiſer vorſichtig zu machen. Es gipfelte in dem Bedenken, daß die Annahme dieſes allein vom Papſte ausgehenden Werks dem Papſte eine vorher ungebräuchliche Jurisdiction und Gewalt, dem Kaiſer und dem Reiche etwas zu gebieten, einräume. Man möge die Sache auf dem nächſten Reichstage vorbringen.

Damit wäre die Sache, da für die nächſten Jahre ein Reichstag nicht in Ausſicht ſtand, ad Kalendas graecas verſchoben geweſen. Rudolf legte ſich daher das Gutachten des ſächſiſchen Kurfürſten auf ſeine Weiſe zurecht.

Unter ausdrücklicher Betonung des Umſtandes, daß der Papſt nicht allein, ſondern mit ſeinem, des Kaiſers, Vorwiſſen und unter Beihülfe ſeiner wie anderer Potentaten Mathematiker den neuen Kalender eingerichtet hätte, zeigt er, wie ſchon Eingangs des erſten Vortrags geſagt wurde, am 4. Sept. 1583 den deutſchen Reichs-Ständen an, daß er in ſeinen Erblanden den neuen Kalender einführen werde, und fordert ſie auf, dieſem Beiſpiele zu folgen. Die katholiſchen Fürſten, voran die geiſtlichen, leiſten dem kaiſerlichen Gebote getreue Folge. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte dagegen weigern ſich nach wie vor. Mit allem Aufgebote theologiſchen Wiſſens wehren ſich die verſchiedenen Gutachten der theologiſchen Fakultäten und Predigerconvente gegen die neue Einrichtung, die ſie (lediglich von ihrem confeſſionell-beſchränkten Standpunkte aus beurtheilend) als Satanswerk, Gewiſſenszwang, heuchleriſches Einſchleichen des Katholicismus bezeichnen.

„Da ſie wüßten“, ſo ſchreiben die Tübinger Theologen in ihrem Gutachten, „daß der Papſt nicht ein Hirt in der evangeliſchen Kirche, ſondern der Antichriſt ſelber ſei, ſo müſſe man ſich auch ſeines Kalenders erwehren“. Und weiter:

„Dieſer Kalender ſei nichts anders als der erſte Buchſtabe im A B C. Lernen wir den erſten, ſo muß man nach und nach mit den andern auch fort.“

„Der Satan ist (Gott sei ewig Lob und Dank) mit seiner Abgötterei aus unseren christlichen Kirchen ausgetrieben, den sollen wir durch seinen Statthalter nicht wiederum eindringen und einschleichen lassen, sondern Thür und Thor vor ihm verschließen."

Wie wenig stimmte diese Ansicht mit derjenigen überein, die Luther etwa 40 Jahre zuvor in seiner Schrift „Von den Concilien und Kirchen" über die Kalenderverbesserung documentirt hatte.

Er ist sowenig der Ansicht, daß der Kalender mit dem Glauben etwas zu schaffen habe, daß er sogar von den weltlichen Fürsten, denen er allein das Recht der Aenderung des Kalenders einräumen will, verlangt, sie sollten das Osterfest, (das Schuckelfest wie er es nennt, weil es im Jahre hin und her schuckelt) einträchtiglich auf einen festen Monatstag legen, wie Weihnachten auch so fiele.

Keplers, (des freisinnigen aber eifrigen Protestanten) scharfes Urtheil über die Herrschsucht der Geistlichkeit jener Zeit ist nur zu wahr!

„Das Uebel, welches Deutschland drückt," so schreibt er an den Markgrafen Ernst Friedrich von Baden, „rührt größtentheils von dem Uebermuthe einiger Geistlicher her, welche lieber regieren als lehren. Manche Doctoren möchten lieber Bischöfe sein, sie suchen in ihrem unzeitigen Eifer alles umzukehren und verleiten ihre Fürsten zu übereilten Schritten. Der Geist der Einigkeit und wechselseitigen Liebe wird vermißt."

Kepler, dieser bedeutende Astronom, den später Rudolf II. trotz seines Protestantismus an seinen Hof berief, gerieth wegen dieser seiner freien Gesinnungen auch gleich 1593, nachdem er nach Beendigung seiner Studien nach Graz in Steiermark als Lehrer der Mathematik gerufen worden war mit seinem Tübinger Lehrer dem Astronomen Maestlin in heftigen Streit über die von den Protestanten so hartnäckig verweigerte Annahme des neuen Kalenders.

„Was treibt das halbe Deutschland? Wie lange will es noch von der anderen Hälfte des Reichs und von dem ganzen europäischen Festlande getrennt bleiben? Schon seit anderthalb Jahrhunderten fordert die Astronomie die Verbesserung der Zeitrechnung. Wollen wir es verbieten? Worauf wollen wir warten? Bis etwa ein Deus ex machina die protestantischen Obrigkeiten erleuchtet? Es sind zwar mancherlei Verbesserungen vorgeschlagen worden, es

iſt jedoch diejenige, welche der Papſt eingeführt hat, die beſte ... Es iſt eine Schande für Deutſchland, wenn es allein derjenigen Verbeſſerung, welche die Wiſſenſchaft fordert, entbehrt."

So dachte und ſchrieb ein durch die Wiſſenſchaft geklärter Geiſt, der große Haufe aber dachte, ſo wie Mäſtlin in theologiſch befangenem Sinne ſeinem ehemaligen Schüler antwortete:

„Da in dieſer Sache die Theologen neben den Aſtronomen ſtreiten, ſo gereicht es dieſen nicht zur Unehre, wenn ſie demjenigen, was der Religion nachtheilig werden könnte, nicht beipflichten."

Das war die Loſung, welche die Geiſtlichkeit auf der ganzen Front der Kämpfenden ausgegeben hatte. Dieſes Wort erſcholl an den Höfen der Fürſten, die für den alten Kalender eintraten, es tönte aus dem Munde der Bürgerſchaft der Städte die ſich des neuen Kalenders erwehren wollten, und ſollte es ſelbſt wie hier in Frankfurt ein paar blutige Köpfe und die Fenſterſcheiben der mißliebigen Mönche koſten oder wie in Augsburg einige Abſetzungen und Austreibungen von geſinnungstüchtigen Geiſtlichen.

In Augsburg, das ringsum umgeben war mit Anhängern des neuen Kalenders, unterlag die Sache des alten Kalenders. In Frankfurt aber konnte trotz der Verſuche der katholiſchen Geiſtlichkeit der neue Kalender keinen dauernden Boden gewinnen. Der Rath war, wie ſeine Nachbaren, taub gegen die für den neuen Kalender ſprechenden Gründe.

So war allüberall Deutſchland geſpalten in zwei Heerlager, und wie einſt im alten Teſtamente das Schibolet völkertrennend wirkte, ſo ließ jetzt das Datum eine tiefe Kluft zwiſchen Proteſtanten und Katholiken aufgähnen. Indeß die Zeit der ſchroffen Confeſſionalität verging; nach dem 30jährigen Kriege kam ein erneuter Aufſchwung der Wiſſenſchaften und nicht mehr die ſtarre Orthodoxie war es, die die Herrſchaft gewann, Philoſophie auf der einen Seite, innere Vertiefung des religiöſen Bewußtſeins auf der anderen ſchafften einen Boden, auf dem eine Einigung über dieſe verhältnißmäßig doch nur äußerliche Frage erwachſen konnte.

Waren ſomit auch die früheren Verhandlungen z. B. 1648 bei dem weſtphäliſchen Frieden, 1654 bei dem Regensburger Reichstage noch fruchtlos geweſen, ſo konnte man doch am Ende des XVII.

Jahrhunderts, beſonders auf Betreiben des großen Leibnitz und unter Vermittlung des nicht minder berühmten Jenaer Mathematikers Erhard Weigel wagen, mit einem Antrage auf Annahme des neuen Kalenders an die evangeliſchen Stände heranzutreten.

Am 23. September 1699 faßten dieſelben denn auch den Beſchluß, vom 19. Februar 1700 ab gleich auf den 1. März überzugehen und damit den neuen Kalender Gregors XIII. anzunehmen: nur *eines* geſtattete den Ständen ihr evangeliſches Gewiſſen oder ihr Starrſinn nicht. Die Kepler'ſchen rudolfiniſchen Tafeln hatten die pruteniſchen Tafeln des Erasmus Reinhold corrigirt. Der gregorianiſche Epaktencyclus der ſich auf des Reinhold Tafeln ſtützte, hatte dadurch an Anſehen verloren. Man konnte ihm einen, wenn auch noch ſo kleinen Fehler nachweiſen, und mit einer erklärlichen Haſt und übertriebenen Gewiſſenhaftigkeit klammerte man ſich an dieſes Fehlerchen, gleich als wolle man damit die frühere Halsſtarrigkeit entſchuldigen.

Schon früh, ja ſelbſt ſchon von der Commiſſion zur Berechnung des Kalenders war ein Fehler der Rechnung erkannt worden, man hatte aber auch ſchon gleich die praktiſche Unerheblichkeit des Fehlers erkannt, und ſelbſt Kepler hatte, in Fortſetzung der oben citirten Worte an Mäſtlin, geſagt:

„Wenn man auch eine beſſere erfindet, ſo kann ſie nicht in Gang gebracht werden, ohne Unordnung zu verurſachen, nachdem dieſe nun einmal in Uebung iſt. Für die nächſten Jahrhunderte iſt ſie hinreichend, für die entfernteren wollen wir nicht ſorgen."

Die vorausgeſagte Unordnung traf denn auch ein, nachdem einmal die Proteſtanten ſich vorbehalten hatten, abweichend von der cycliſchen Oſterberechnung der Katholiken nach den wahren Neumonden der rudolfiniſchen Tafeln ihr Oſterfeſt zu berechnen. 1724 wie auch 1744 feierten die Evangeliſchen das Oſterfeſt beidemale 8 Tage vor den Katholiken und ebenſo würde es 1778 und 1798 eingetreten ſein, wenn nicht auf Betreiben Friedrich's des Großen die evangeliſchen Stände des Reichs am 13. December 1775 den heilſamen Beſchluß gefaßt hätten, die cycliſche Oſterberechnung ebenfalls zu adoptiren, und ihre Gewiſſens-Bedenken ſchwinden zu laſſen.

Aber nicht etwa reinen Gründen der Vernunft gebührt das

Verdienſt, in dem Kampfe gegen den Starrſinn der Proteſtanten zuerſt obgeſiegt zu haben. Es war eine andere zufällige Urſache, die bereits vor Annahme des principiellen Beſchluſſes die Proteſtanten veranlaßte, von ihrer Berechnung für dieſes Mal abzuſehen und Oſtern 8 Tage ſpäter, alſo mit den Katholiken zu feiern.

Das proteſtantiſche Oſterfeſt am 12. April 1775 wäre nämlich — entgegen den Beſchlüſſen des nicäniſchen Concils — mit dem erſten Paſſahtage des jüdiſchen Oſterfeſts zuſammengefallen, und man war noch ungebildet genug, dieſes als ein Sacrileg zu betrachten, das man coûte qu'il coûte vermeiden müſſe.

So biß man zunächſt in den ſauern Apfel des einmaligen ſcheinbaren Abgehens von der vorgeſetzten Regel, war aber danach um ſo geneigter, für immer die Aufgabe des doch einmal durchlöcherten Princips zu concediren.

Doch nicht als Gregorianiſchen Kalender nahmen die evangeliſchen Reichsſtände den neuen Kalender an, der päpſtliche Urſprung hatte bei der theilweiſen Annahme 1700 auch aus dem Namen verſchwinden müſſen und nur als verbeſſerten Kalender hatten ſie ſich die Neuerung gefallen laſſen. Dieſe berechtigte Eigenthümlichkeit der Bezeichnung zu wahren, war auch 1775 das Beſtreben der proteſtantiſchen Stände geweſen, und der Name Verbeſſerter Reichskalender, den der neue Kalender in Deutſchland von nun an führte, konnte Zeugniß ablegen von den ſchweren Kämpfen unter denen die ſo bezeichnete Einrichtung durch Compromiſſe nach und nach zu Stande gekommen war.

Wie ſchon bemerkt hielten die Väter des neuen Werkes ihr Erzeugniß von vornherein nicht für fehlerfrei. Clavius, ein Mitglied der Commiſſion, der das officielle Werk darüber herauszugeben berufen war, giebt ſelbſt den Fehler an, der ſich nach ihm alle 26,800 Jahre zu einem Tage anhäufen würde.

Auch Kepler kannte den Fehler vollkommen, aber — gleich ſeinem Vorgänger Clavius — überließ er es den Nachkommen, für die Abhülfe gegen dieſen erſt in ſo entfernten Zeiten eintretenden Fehler ſelber aufzukommen. Nun iſt inzwiſchen der Fehler in bedeutend nähere Zeiten gerückt.

Schon Lalande berechnete vor nunmehr 100 Jahren, daß die

ignorirte Differenz zwiſchen der wahren tropiſchen Jahreslänge und der Annahme des Gregorianiſchen Kalenders in 3000 Jahren zu einem Tage anwachſe. Die zunehmende Genauigkeit in den aſtronomiſchen Beobachtungen und Berechnungen hat den Unterſchied etwas kleiner dargeſtellt, ſo daß nunmehr nach Lehmann's und Mädler's Rechnungen die Differenz erſt in 3200 Jahren zu einem vollen Tage anwachſen muß.

Es ſind nunmehr 20 Jahre, daß auf Anregung ſeines früheren Obmannes das Hochſtift den Beſchluß faßte, ſeinerſeits die Initiative zu ergreifen, um durch internationale Verabredungen der verſchiedenen Regierungen eine Verbeſſerung der Schaltung des Gregorianiſchen Kalenders herbeizuführen und gleichzeitig einen Druck auf die ruſſiſche Regierung auszuüben, daß ſie den Julianiſchen Kalender mit dem Gregorianiſchen vertauſchen möge.

Die Vorſchläge waren gut gemeint, allein die Art, wie ſie den Regierungen entgegen gebracht wurden, war eine ſo ungewöhnliche, daß von vornherein ſich jeder Verſtändige ſagen mußte, daß alle auf ihre weitere Verfolgung verwendete Mühe ebenſoviel verlorene Liebesmühe war.

Der die Schaltung betreffende, aus einer Denkſchrift des Profeſſor Dr. Mädler über die projectirte Verbeſſerung hervorgegangene Vorſchlag des Profeſſors Dr. Heis in Münſter (nämlich im Jahre 3200, abweichend von der Gregorianiſchen Regel, den Schalttag wegzulaſſen und dieſes dann alle 3200 Jahr zu wiederholen) iſt an ſich ſehr lobenswerth und annehmbar, er bewirkt, daß die Abweichung der cycliſchen Monde von den wahren nie einen halben Tag überſchreitet. Man kann aber wohl auch hierüber nach dem Vorgange von Clavius und Kepler die Sorge der Nachkommenden überlaſſen. Wo wäre heute die Macht, welche Geſetze für das Jahr 3200 zu erlaſſen ſich erkühnen dürfte, und wo wäre die Macht, welche die Garantie der Ausführung übernehmen möchte, damit es nicht wiederum in noch erhöhterem Maße verlorene Liebesmühe wäre.

IV. Einsendungen.

No.

557. Carl Engel in Dresden: „Johannes Faust“ ein allegorisches Drama 1775. Oldenburg Schulz'sche Hofbuchhandlung.

561. B. Sulze, Stadtorganist, Weimar: 2 Orgelcompositionen von B. Sulze nach Motiven von Richard Wagners „Lohengrin“ a) Gebet, b) kleine Phantasie. 6 desgleichen über Lieder von Georg Neumark a) Am Morgen, b) Am Abend, c) Bitte, d) Trost, e) Bitte, f) Lob göttlichen Worts.

566. Rudolf König, Schauspieler, Potsdam: „Berliner Tageblatt“ No. 171, 173 und 183, „Allerlei über Goethe“.

567. C. A. Dohrn in Stettin: Cefalo und Pocris, Burleske, No hay burlas con el amor, Lustspiel von Pedro Calderon de la Barca, übersetzt von C. A. Dohrn, Stettin. Stettin bei Henke & Lebeling 1879 und 1880, 8°.

571. A. Rudolf, Saarlouis: Separatabzüge aus verschiedenen Zeitschriften: a) Agilo, Aliruna und Aruwentil, Gottheiten und Heilige im Rhein- und Mosel-Gaue, b) Eine Götterstätte im Eifellande, c) „Die ungleichen Hausgenossen“ Singspiel von Goethe, d) 3 Abhandlungen zur Faust-Literatur. 1) Meister Hephästus-Lucifer, 2) Theophilus-Faust und Mephistopheles 3) Eutychianos-Faustus senior und junior.

578. Hofrath Dr. med. F. W. Pauli, Lübeck: Die Insel Chios in geographischer, geologischer, ethnologischer und kommerzieller Hinsicht. (Vortrag gehalten von Hofrath Dr. med. F. W. Pauli in der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 5. Mai 1881) 8°.

581. C. Asch & Sons, Berlin: Lehrbuch der Zahnärztlichen Chirurgie und Pathologie von Prof. A. Coleman, Berlin, C. Asch & Sons 1883 8°.

589. C. W. Peter, Schulvorsteher in Cassel: „Wie kann die Pflicht des Thierschutzes bei der Jugend geweckt und von ihr geübt werden?“ Dresden, Verlag des Vereins zum Schutze der Thiere 1883. 8°.

591. Gustav Hempel, Berlin: Goethes Briefe bearbeitet von Fr. Strehlke 14., 15. und 16. Lieferung. Berlin, G. Hempel 1883. 8°.

595. Verein für Naturkunde in Cassel: 29. und 30. Bericht der Vereinsjahre 18. April 1881—1883. Cassel, L. Döll 1883. 8°.

597. Dr. Adolf Brodbeck, Docent, Stuttgart: Die physischen Grundfragen der Musik-Wissenschaft, methodisch zusammengestellt von Dr. Adolph Brodbeck. Stuttgart, C. A. Zumsteeg's Musikhdlg. 1883, 8°.

607. Fr. Seidel, Lehrer in Weimar: Kindergarten-Zeitung No. 5. Verlag C. Pichler's Wwe. & Sohn. Wien.

608. Hermann Ruete, Seminardirektor und Oberpfarrer in Neuzelle: Der Unterricht in Lesen und Litteratur, eine historisch-methodologische Abhandlung. Leipzig Dürr'sche Buchhandlung 1883 8° geb. Ludwig Heinr. Christoph Hölty. Sein Leben und Dichten. Guben, Eduard Bergen 1883. 8°.

610. J. Lintz in London: Pall Mall Gazette No. 5691 und 5692. („Wisdome of Goethe“).

612. G. Keyl, Bockenheim: Haftpflicht, Unfallversicherung und Normalarbeitstag von Dr. K. Fleisch, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M. München, Georg Pollner 1883. 8°.

615. Dr. Max Schmidt, Director des zoologischen Gartens in Frankfurt a. M.: Die Hausthiere der alten Aegypter, Separat-Abrücke aus „Kosmos“ 1882 und 1883.

617. Karl Merker, Augsburg: Zur Erinnerung an die Eröffnung der neuerbauten Erziehungsanstalt in Augsburg. 16°.

618. Naval Observatory, Washington: The parallax of α Lyrae and 61 Cygni. Washington, Government Printing Off. 1882. 4°.

No.

620. J. H. Krelage, Haarlem: Gelbe Hyacinthen. Sonderabdruck aus der Berliner Gartenzeitung. Berlin, Paul Parey 1883. 8°.

624. Fried. Aug. Kienaſt, Admont: Admont. Touriſtenbüchlein für das untere Ennsthal und ſeine Umgebung. Von Fried. Aug. Kienaſt. Mit Illuſtrationen. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria" 1883. 8°.

634. Rudolf König, Schauſpieler, Potsdam: Potsdamer Zeitung No. 23. „Affenmenſchen" Voßiſche Zeitung No. 141. „Shylock" Voßiſche Zeitung No. 219. „Schiller und Körner".

635. Ludwig Jung in München: Aus der Schule in's Leben von Ludwig Jung, München. München bei Gg. Franz'ſche Hofbuchhandlung 1883. 8°.

638 Dr. theol. u. phil. A. Dammann, Eiſenach: Kulturkämpfe in Alt-England. Geſchichtliche Darſtellung. Von Dr theol. und phil. A. Dammann, Eiſenach. Leipzig bei E. Baenſch Verlag 1883. 8°.

640. Langenſcheidt'ſche Verlagsbuchhandlung, Berlin: Lehrbuch der deutſchen Sprache für Schulen. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. 1. Stufe die Redetheile, 2. Stufe Flexion der Redetheile, 3. Stufe a) Rektion, b) Sätze und Satzverbindungen. Berlin, Langenſcheidt 1883. 8°.

642. Friedr. Seidel Lehrer, Weimar: Friedr. Fröbels Pädagogiſche Schriften, herausgegeben und mit Einleitung verſehen von Friedr. Seidel. 1. Band: Menſchen-Erziehung. 2. Band: Das Kindergortenweſen. Wien und Leipzig, A. Pichler's Wwe. & Sohn.

643. Naturforſchende Geſellſchaft, Emden: 27. Jahresbericht 1881/82. Emden, Th. Hahn Wwe. 1883. 8°.

648. Wetterauiſche Geſellſchaft für die geſammte Naturkunde zu Hanau. Bericht vom Januar 1879 bis 31. December 1882. Hanau, Waiſenhaus-Druckerei 1883. 8°.

652. Bureau of Education, Washington: Circulars of Information 1881, 1882, 1883. Washington, Government Printing Office.

655 Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen, Prag: Mittheilungen No. 1, 2, 3 und 4. 21. Jahrgang Mitgliederverzeichniß und Regiſter zu Band 1—20. Prag, Selbſtverlag, Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus 1882 und 1883. 8°.

658. Naturforſchende Geſellſchaft, Bern: Mittheilungen aus dem Jahre 1882, 1 Heft. Bern, Huber & Cie. 1882 8°.

659. Société Imperiale des Naturalistes Moscou: Bulletin No. 3. 1882. Moscou, Alexandre Laug, Libraire 1883. 8°.

660. Aachener Geſchichts-Verein, Aachen: Zeitſchrift mit Abbildungen 5 Bd. 1. u. 2. Heft. Aachen, Benrath u. Vogelſang 1883. 8°.

661. Lehmann & Lutz, Buchhandlung Hier: Zeitſchrift „Iris" No. 12 vom Jahre 1825, mit Zeichnung zu einem Standbilde Goethe's.

662. Hans Feller, Hofbuchhändler, Karlsbad: Feſt-Nummer des „Fremdenblattes für die böhmiſchen Kurorte", zur Enthüllung des Goethe-Denkmals am 5. Juli 1883. Mit Illuſtrationen.

664. Prof. Dr. Ludwig Büchner, Darmſtadt: Kraft und Stoff. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. 15. vollſtändig umgearbeitete und durch 5 neue Kapitel vermehrte Auflage. Leipzig, Theod. Thomas 1883. 8°.

667. Dr. Wilh. Hübner, Zielenzig: Die Diphteritis heilbar. Weſen und Behandlung dieſer Krankheit. Von Dr. Wilh. Hübner. Verlag des Verfaſſers 1883. 8°.

668. Verein für Geſchichte der Stadt Meißen: Mittheilungen. 1. Band 2. Heft 1882. Meißen, 1883, Louis Moſche.

676. Ludwig Stark, Regensburg: Feſtſpiel, aufgeführt beim Armbruſtſchießen der Geſellſchaft zum großen Stahl. Regensburg im Juli 1883. Von Ludw. Stark, Regensburg.

No.

677. Rudolf König, Schauspieler, Potsdam: „Berliner Tageblatt“ No. 309, 311, 313 und 317. „Enthüllung des Goethe-Denkmals in Karlsbad“ und div. Goethe-Artikel.

686. Siebenbürgischer Karpathen-Verein, Hermannstadt: Jahrbuch. 3. Jahrgang 1883.

688. Prof. Dr. Stern, Göttingen: 72 Dissertationen zur Erlangung der Doctorwürde bei der Universität Göttingen.

693. G. L. Daube & Cie. Hier: Frankfurt a. M. und seine Umgebungen. Handbuch von E. Hartenfels. 8°. Frankfurt a. M., G. L. Daube & Cie.

Außer vorstehend verzeichneten Büchern und Schriften gingen in fortlaufender Lieferung ein:

„Helvetia“ durch R. Weber in Basel.
„Der Irrenfreund“ und „Memorabilien“ durch Fried. Betz in Heilbronn.
„Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst“ durch E. A. Seemann in Leipzig.
„Vom Fels zum Meer“ durch Prof. Kürschner in Stuttgart.
„Ueber Land und Meer“ durch denselben.
„Kindergarten-Zeitung“ durch F. Seidel in Weimar.
„Gesundheit“ durch Prof. Dr. Reclam in Leipzig.
„Leopoldina,“ Organ der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher.
„Mittheilungen“ des k. k. Steiermärkischen Gartenbau-Vereins in Graz.
„Vereinsblatt“ des Haide-Cultur-Vereins für Schleswig-Holstein.
„Monatliche Uebersicht der Witterung“ durch die Deutsche Seewarte.
„Der Zoologische Garten“ durch die Zoolog. Gesellschaft in Frankfurt a. M.
„Frankfurter Zeitung.“
„Frankfurter Journal.“
„Frankfurter Beobachter.“
„Frankfurter Latern.“
„Die kleine Chronik“, Frankfurter Wochenschrift.
„Wochenrundschau.“
„Oeffentliches Coursblatt des Wechselmakler-Syndikats.“

Lektionskataloge, bezw. Programme und Mittheilungen sandten ein die Universitäten Freiburg i. B., Leipzig und Jena, die Technischen Hochschulen in Braunschweig und Wien sowie die Handelsakademie in Prag.

Lagerverzeichnisse schickten ein die Antiquarischen Buchhandlungen J. Baer & Cie., Isaac St Goar und H. Th. Völcker hier und W. H. Kühl in Berlin.

Mit dieser Lieferung wird ausgegeben: Eine autographische Zeichnung „Das Goethe'sche Puppentheater“.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1882/83. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 4.

Inhalt: I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. S. 141. — II. Oeffentliche Sitzungen. S. 142. — „Die Bauer-Hofmann-Stiftung". S. 142. — „Der Königslieutenant Graf Thorane". S. 155. — „Das Tagebuch des Stadtschultheißen J. W. Textor". S. 159. — III. Einsendungen.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Während der Monate August, September und October wurden vier Verwaltungssitzungen abgehalten, und zwar am 13. August, 10. September, 8. und 22. October. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat einmal, am 15. October, zusammen.

Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 143 Eingänge zu verzeichnen, denen 151 Ausgänge gegenüberstehen. Ausgeschieden sind 8 seitherige Genossen, eingetreten ist ein neues Mitglied; durch den Tod verloren wir 3 Genossen:

Bernhard Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, gestorben 10. August in Klobenstein.

Hendrik Conscience, Professor und Museumsdirektor, gestorben 9. September in Antwerpen.

F. E. Rößler, Münzwardein, gestorben 9. October hierselbst.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die zwölfte öffentliche Sitzung wurde am 19. Auguſt im Goethehauſe unter dem Vorſitze des Obmannes, Herrn Juſtizraths Dr. Berg abgehalten. Der einzige Gegenſtand der Tagesordnung war ein von der Verwaltung eingebrachter, auf Auflöſung der Bauer-Hofmann-Stiftung zu Gunſten der in Noth gerathenen Wittwe des Stifters, Wilhelm Bauer, gerichteter Antrag.

Nachdem der vorſitzende Obmann ſich kurz über die Ziele verbreitet, welche die Verwaltung bei Einbringung des Antrags geleitet, verlas der Verwaltungsſchreiber, Herr Dr. Ludwig Holthof, den Wortlaut deſſelben:

„Die Verwaltung des Freien Deutſchen Hochſtiftes erſucht die „in heutiger Sitzung verſammelten Genoſſen, ſie wollen —

in Erwägung, daß

1) die Nothlage, in welche die Wittwe unſeres hoch verdienten verſtorbenen Ehrenmitgliedes Wilhelm Bauer gerathen iſt, die Ergreifung beſonderer Entſchließungen und Maßnahmen bedingt,
2) die Zwecke, welche bei Begründung der Bauer-Hofmann-Stiftung ins Auge gefaßt wurden, ſich ſchwerlich je mit den zu Gebote ſtehenden oder noch zu erhoffenden Mitteln werde erreichen laſſen, die Stiftung ſomit, ohne daß ſie jemanden Vortheil gewährte oder einen erſprießlichen Zweck erfüllte, ſich für das Hochſtift ſtets nur als eine Laſt erweiſen wird,
3) bei einer gerichtlichen oder behördlichen Anfechtung der Stiftung Obſieg auf unſerer Seite nicht zu erwarten ſteht, dagegen uns in dieſem Falle ſchwere und gehäſſige Anfeindungen nicht zu erſparen ſind,
4) Dr. Friedrich Hofmann als Mitbegründer der Stiftung eine Stimme hat, die nicht ungehört bleiben darf,
5) von der Münchener Zweiggenoſſenſchaft zu erwarten ſteht, ſie werde bei einer etwaigen Auflöſung der Stiftung ebenſoſehr unſer Intereſſe wie das der Wittwe Bauer wahren,

„ſich darüber ſchlüſſig machen, ob das ſeither unter dem Namen

„Bauer-Hofmann-Stiftung" vom Hochstifte verwaltete „Kapital unter den obwaltenden Umständen an Frau Bauer zu„rückzugeben und in diesem Falle die Münchener Zweiggenossen„schaft um Mitwirkung zu ersuchen sei,"

und schritt sodann im Namen der Verwaltung zur Erläuterung und Begründung des Antrags.

Angeregt, so führte er aus, sei derselbe bereits vor einer Reihe von Monaten worden durch den noch lebenden Mitbegründer der Stiftung, Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig, sodann neuerdings durch direktes Ersuchen der Frau Bauer. Grund des Antrags sei die überaus traurige Lage, in welch letztere ohne ihr Verschulden gerathen.

Ueber Wilhelm Bauer und sein „Erfinderschicksal", so fuhr dann der Redner fort, ist es kaum nöthig, ein Wort zu verlieren. Es erging ihm, wie es schon so mancher genialen Kraft seines Schlages in Deutschland und anderwärts ergangen ist: sein aus einer endlosen Kette von Entbehrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen sich zusammensetzendes Leben gestaltete sich besonders düster in seinem letzten Abschnitte. Unheilbares Siechthum warf den rastlos strebenden Mann mitten in seiner Thätigkeit auf das Schmerzenslager und ließ ihn fast volle sechs Jahre die endlich am 10. Juni 1875 erfolgte Auflösung voraussehen. Da, im Angesichte des unvermeidlich ihm bevorstehenden Schicksales, entschloß er sich — es war im Frühjahre 1875 — zu einer That, durch die er glaubte, dem deutschen Volke den Antheil, den dieses an seinen Bestrebungen zur Hebung des Dampfers „Ludwig" auf dem Bodensee genommen, vergelten zu können. Er wollte die Beiträge, die ihm durch die, von der „Gartenlaube" angeregte und auf das Nachdrücklichste unterstützte nationale Sammlung zur Durchführung seines Unternehmens zu Theil geworden waren, der Nation wiederum zurückerstatten, und plante zu diesem Zwecke eine Stiftung, welche „ein ewiger Sporn für Erfinder werden und der deutschen Industrie eine nicht unbedeutende Förderung zuführen sollte." Nach den erhaltenen Andeutungen war der ursprüngliche Gedanke Bauers etwa folgender. Die Stiftung sollte das Andenken an den Mann und die Vereinigung, von welcher ihm zuerst Förderung und Ermuthigung bei seinen

Beſtrebungen zu Theil geworden war, d. h. an den Redakteur der „Gartenlaube", Dr. Friedrich Hofmann, und das Freie Deutſche Hochſtift erhalten, darum den Namen Bauer-Hofmann-Stiftung tragen und der Verwaltung des Freien Deutſchen Hochſtiftes unterſtellt werden. Als Stiftungskapital wurde ein Betrag von 5—6000 Gulden vorgeſehen, aus deſſen Zinserträgniß, ſobald ſolches eine Höhe von 1000 Mark erreicht habe, ein Preis für die beſte Löſung einer techniſchen Aufgabe ausgeſchrieben werden ſollte. Die Verwaltung des Stiftungskapitales ſollte das Hochſtift übernehmen und die Ausſchreibung der Preisaufgabe durch die techniſchen Vereine zunächſt von Frankfurt a. M., dann von Nürnberg, Stettin, Kiel*) und Bremen erfolgen. Das Kapital, ſo fügt Bauer der erſten Mittheilung, die uns über ſein Vorhaben erhalten iſt, hinzu, könne er zunächſt noch nicht zur Verfügung ſtellen, ſelbſt nach ſeinem Ableben ſolle es ſeiner Frau zum Zinsgenuſſe überlaſſen bleiben, letztere habe ſich indeß bereit erklärt, ſeinem Wunſche zu entſprechen und nach ihrem Ableben nicht nur das bezeichnete Kapital, ſondern auch noch etwaigen Ueberſchuß auszuantworten. Weiter äußert ſich Bauer, daß der Preisgekrönte vom Hochſtifte eine Ehrenurkunde erhalten ſolle, die er, auch wenn ſeine Erfindung in einzelnen Staaten oder international patentirt werde, jedenfalls als höchſte Ehrenmarke betrachten müſſe.

Ueber den Plan, wie er vorſtehend angedeutet iſt, trat Bauer, wie es ſcheint, im März 1875, mit dem Obmann, beziehungsweiſe mit der Verwaltung des Hochſtiftes in Schriftwechſel. Aus dem Protokolle über die Verwaltungſitzung vom 11. April erhellt, daß Verhandlungen über die zu errichtende Stiftung in der Verwaltung wie in der Meiſterſchaft ſtattgefunden hatten. Es erging einſtimmiger Beſchluß, in der am gleichen Tage ſtattfindenden öffentlichen Sitzung den Genoſſen die Annahme der „Bauer-Hofmann-Stiftung" zu empfehlen.

In der erwähnten öffentlichen Sitzung berichtete der Obmann namens der Verwaltung über die zu begründende „Bauer-Hofmann-

*) Bei den einleitenden Schritten zur erſten Ausſchreibung ſtellte ſich heraus, daß dort ein derartiger Verein nicht vorhanden war.

Stiftung" im Sinne des angedeuteten Bauer'ſchen Planes, hieran die Mittheilung knüpfend, daß eine Dame B. K. aus C. ſich erboten habe, 1000 Mark zu ſchenken, um ſofort und noch ehe das Stiftungskapital, geſchweige denn ein Zinserträgniß aus demſelben zur Verfügung ſtehe, ein Preisausſchreiben, wie die Stiftungsidee es vorſehe, erlaſſen zu können. Die Verſammlung erklärte ſich mit Annahme der Stiftung und der Schenkung von 1000 Mark einverſtanden und beſchloß, dem Stifter gegenüber die Bitte auszuſprechen, er möge die Statuten derart formulieren, daß, wie bei der Palmſonntag-Stiftung, eine ſachgemäße von den Zeitumſtänden gebotene Aenderung möglich ſei.

In der Verwaltungsſitzung vom 3. Mai 1875 zeigte der Vorſitzende an, daß Bauer ſich mit dem Vorſchlage bezüglich Formulierung der Statuten einverſtanden erklärt und daß er die Werthpapiere zur Flüſſigmachung der von Frau B. K. aus C. geſchenkten Summe von 1000 Mark eingeſandt habe. Es wurde ſodann ein Statutenentwurf für die „Bauer-Hofmann-Stiftung" berathen, und beſchloſſen, in der auf den 9. Mai anberaumten öffentlichen Sitzung den Genoſſen Annahme zu empfehlen, damit die Stiftung ſofort ins Leben trete.

In der öffentlichen Sitzung vom 9. Mai erklärten die Genoſſen ſich mit den Vorſchlägen der Verwaltung einverſtanden und genehmigten die Schritte, welche von letzterer zur Verwirklichung des erſten Preisausſchreibens vorgeſchlagen wurden.

Das Preisausſchreiben wurde in unmittelbarem Anſchluſſe hieran erlaſſen, blieb jedoch, wie auch ein zweites im Jahre 1877, reſultatlos, ſo daß bisher das Kapital von 1000 Mark unter dem Namen „Conſtanze-Stiftung" (zur Erinnerung an Bauer's verſtorbenes Kind gleichen Namens) als Beiſtiftung zur „Bauer-Hofmann-Stiftung" verwaltet worden iſt.

Noch bevor indeß alle Einleitungen zum Erlaſſe des erſten Preisausſchreibens getroffen waren, langte die Nachricht von dem am 10. Juni erfolgten Tod Bauers ein, über welchen in der Verwaltungs-Sitzung vom 28. Mittheilung gemacht wurde. Der vorſitzende Obmann ſprach die Befürchtung aus, daß durch dieſes traurige Ereigniß möglicherweiſe der Beſtand der Stiftung gefährdet

werde, da man, falls Bauer eine teſtamentariſche Verfügung nicht hinterlaſſen habe, auf den guten Willen ſeiner Wittwe angewieſen ſei.

In der am 5. Juli folgenden Verwaltungs-Sitzung war jedoch der Obmann in der Lage, mittheilen zu können, er ſei von Frau Bauer in München benachrichtigt worden, ſie ſei geſonnen, das für die Bauer-Hofmann-Stiftung zu hinterlegende Kapital dem Hochſtifte jetzt ſchon einzuſenden, unter der Bedingung, daß ihr davon die ihr gebührenden Zinſen pünktlich zugeſtellt würden.

Am 21. deſſelben Monats noch langte denn auch eine Werthſendung im Betrage von nominal 4500 fl. von Seite der Frau Bauer an. In dem begleitenden Schreiben vom 18. deſſelben Monats ſpecificierte dieſe die einzelnen Werthpapiere, aus denen der Betrag ſich zuſammenſetzte, und erklärte, daß dieſe ſich in einer beſonderen Kaſſette nach dem Ableben ihres Mannes vorgefunden hätten. Gleichzeitig bat ſie, die Verwaltung möge keine Nachricht darüber in die Oeffentlichkeit dringen laſſen, daß das Geld ſich bereits in den Händen des Hochſtifts befinde, da ſie gezwungen ſei, nach dieſer Richtung hin Rückſicht auf noch lebende Verwandte ihres Mannes zu nehmen.

Damit erſchöpfen ſich, abgeſehen von einigen Mittheilungen, die Frau Bauer über die Verwaltung des Kapitales gemacht werden, und einer Auskunft, die ſie in Betreff des Preisausſchreibens von 1875 und 1877 erhält, die Anhaltspunkte, die ſich z. B. in dem Aktenmateriale des Hochſtiftes über die Bauer-Hofmann-Stiftung befinden.

Die beiden Kapitalien, das der Haupt- ſowie das der Beiſtiftung, ſind bisher ſtrenge im Sinne des Stifters verwaltet und die aufgelaufenen Zinſen des letzteren angeſammelt worden.

In dieſem Stande befand ſich die Angelegenheit der Bauer-Hofmann-Stiftung, als die derzeitige Verwaltung in ihr Amt berufen ward.

Da gelangte an den derzeitigen Obmann am 10. April 1883 ein vom 6. gleichen M. datiertes Schreiben des Herrn Dr. Friedr. Hofmann in Leipzig, in welchem dieſer Mittheilung von der überaus traurigen Lage machte, in welcher ſich Frau Bauer befinde. Die betagte Frau, ſo führte er aus, ſei durch wiederholte Schickſalsſchläge um die kleine Habe, die ſie ihr eigen genannt, gebracht worden;

krank und gebrechlich ſchwebe ſie dazu noch in Gefahr, ihr Augenlicht zu verlieren und ſei ſomit nicht mehr in der Lage, auf die Beihilfe zu rechnen, welche ſie ſich bisher durch Anfertigung ſeiner Handarbeiten beſchafft habe. Unter dieſen Umſtänden rechtfertige ſich wohl die Frage, ob es ferner noch geboten erſcheine, die Stiftung aufrecht zu erhalten, die Bauers und ſeinen Namen trage. „Wilhelm Bauer", ſo ſchreibt Dr. Hofmann wörtlich, „hatte bei dem Gedanken an ſeine Stiftung Zweierlei vor Augen. Er wollte der deutſchen Nation, die ihm die Mittel zur Erprobung ſeiner Erfindungen dargebracht, ſeinen Dank, und mir, der ihn in der Preſſe vertreten hatte, eine dauernde Anerkennung damit beweiſen; er wollte aber auch zweitens ſeinen noch unausgeführten Erfindungen die Ausführung durch ſpätere Talente ermöglichen. — Die erſte Abſicht war ehrenwerth, aber unnöthig; für die letztere aber waren die aufzubietenden Mittel unzureichend. Ich weiß am beſten, welche Summen von den Erprobungen der Schiffhebung und des Flugapparates verſchlungen worden ſind, und eben deshalb hat auch Bauer für dieſes ſein Vermächtniß die dauernde Unterſtützung der „Gartenlaube" in Anſpruch genommen. Dem todtkranken Manne durfte ich die Ausſicht auf dieſe Unterſtützung nicht rauben. Aber ſie ſtellte ſich ſehr bald als unmöglich heraus. Nur dadurch, daß wir in der „Gartenlaube" Bauer's Sache als eine patriotiſche behandelten, konnten wir in der großen Blüthezeit des Ringens nach Einheit des Reichs, alſo von 1860 bis 1866, ſo bedeutende Summen für ihn aufbringen. Schon mit Gründung des „Norddeutſchen Bundes" ließ ſich eine Abkühlung gegen Bauer's Unternehmen verſpüren, und nach der Gründung des „Deutſchen Reiches", ſeiner Flotte und den wachſenden Steuern konnte ich nur für Bauer's Perſon noch Theilnahme erregen. — Somit könnte man die ganze Stiftung als ein verfehltes Unternehmen bezeichnen. Ich, für meine Perſon, verzichte gerne auf die beabſichtigte Anerkennung, und für Bauer's dauerndes Andenken bei der Nation weiß ich ebenfalls zu ſorgen. Die Ausführung der Bauer'ſchen Erfindungspläne iſt mit den gebotenen Mitteln unmöglich, und die Unterſtützung, welche alle drei Jahre mit den zu 1000 Mark aufgelaufenen Zinſen jungen Talenten bereitet werden kann, auch nicht hoch anzuſchlagen. Das Schlimmſte

iſt aber, daß um eines ſo fraglichen Zweckes willen die Wittwe des Erfinders in die bitterſte Noth verſinken ſoll."

Dr. Hofmann ließ wenige Tage darauf dieſem ſeinem erſten Schreiben ein zweites ergänzendes folgen, in welchem er ſich näher über den Nothſtand der Frau Bauer verbreitete und zu erwägen anheimgab, ob es ſich nicht empfehlen werde, Frau Bauer den Betrag der ſogenannten Beiſtiftung mit 1000 Mark auszuhändigen, da durch die Erfolgloſigkeit der beiden Ausſchreibungen der Zweck derſelben als total verfehlt betrachtet werden müſſe.

In gleichem Sinne ſchrieb Frau Bauer ſelbſt unter dem 14 April, bittend, man möge ihr, wenn Hülfe in weiterem Umfange nicht gewährt werden könne, die aufgelaufenen Zinſen aus der Beiſtiftung und ſpäter regelmäßig dieſe Zinſen mit denen aus der Hauptſtiftung zukommen laſſen.

Der Verwaltung fiel nunmehr die ſehr heikele Aufgabe zu, einen Ausweg aus Verhältniſſen zu ſuchen, die ſich, je näher ſie ſich zu erkennen gaben, deſto mehr als ſchwierige und verwickelte darſtellten. Der offenbaren Nothlage gegenüber beſchloß ſie, der hart bedrängten Frau zunächſt das zu gewähren, über das freie Verfügung zuſtand, d. d. den Betrag der bis zu 240 Mark aufgelaufenen Zinſen aus der ſog. Beiſtiftung. Sie überſandte dieſelben an den Genoſſen Dr. Englert in München mit der Bitte, Frau Bauer dieſe Summe auszuhändigen und zugleich nähere Ermittelungen über die Lage derſelben anzuſtellen. Mit dankenswertheſter Bereitwilligkeit kam Dr. Englert dem ihm gewordenen Auftrage nach, und leider ſtimmte das, was er zu berichten hatte, zu genau mit dem von Dr. Hofmann bereits Gemeldeten überein.

Auf Bericht Dr. Englert's ließ die Verwaltung ſofort aus flüſſigen Mitteln an Frau Bauer die Summe von 210 Mark abgehen, die einſtweilen als Zinſenvorſchuß regiſtrirt wurde, was auch mit einer ſpäteren Zuſendung von weiteren 200 Mark geſchah, die Frau Bauer ſich zur Tilgung einer auf den 1. Juni laufenden Verbindlichkeit erbeten hatte.

Frau Bauer ließ unterdeß wiederholt die, auch von Dr. Englert unterſtützte Bitte an die Verwaltung gelangen, ihr das in 1000 M. beſtehende Kapital der Beiſtiftung zu verabfolgen, ſtellte indeß ſpäter,

da, wie sie ausführte, ihre Lage sich von Tag zu Tag verschlimmere, das direkte Ersuchen, bei der Genossenschaft Auflösung der Bauer-Hofmann-Stiftung zu beantragen.

Hätte die Verwaltung ihrem Gefühle folgen können, so würde sie der schwer heimgesuchten Wittwe des verdienstvollen Wilhelm Bauer, zumal sich gegen die von Dr. Hofmann geltend gemachten Gründe vom Standpunkte der Vernunft nur in geringem Umfange Einwendungen erheben ließen, gerne alles Erbetene zugestanden haben. Allein abgesehen davon, daß das nicht innerhalb ihrer Machtbefugniß gelegen, ergab sich für sie die unabweisbare Pflicht, in einer Zeit, so kritisch für unsere Genossenschaft wie keine andere je zuvor, mit äußerster Bedachtsamkeit vorzugehen und keinen Schritt zu thun, von dem sich voraussetzen ließe, daß er irgend einer Anfechtung unterworfen werden könne. Es mußte daher zunächst gelten, den Thatbestand der Bauer-Hofmann-Stiftung, soweit das Freie Deutsche Hochstift mit derselben in Verbindung stehe, festzustellen, eine Arbeit, die sich bei dem mangelhaften und unvollständigen Zustande, in welchem die gegenwärtige Verwaltung die Registratur übernehmen mußte, zu einer schwierigen und zeitraubenden gestaltete.

Als Ergebniß derselben mag Folgendes angesehen werden.

Bauer faßte den Plan zu seiner Stiftung und that die ersten Schritte zur Begründung derselben, als er, ein todtkranker Mann, fast jeden Augenblick sein Ende voraussehen mußte. Thatsächlich ist er denn auch mitten in seiner Arbeit vom Tode überrascht worden. So kam es, daß er wichtige und wesentliche Verfügungen unterließ und namentlich keine Bestimmung darüber traf, wie es mit der Bestellung des Kapitales für die zu begründende Bauer-Hofmann-Stiftung gehalten werden solle. Bauer selbst hat ausdrücklich ausgesprochen, daß er in dieser Hinsicht eine testamentarische Verfügung erlassen, beziehungsweise daß er eine Stiftungsurkunde werde errichten lassen. Er hat jedoch keine andere letztwilligen Bestimmungen hinterlassen als das im December 1874 errichtete, im wesentlichen zu Gunsten seiner Wittwe lautende Testament. Ein sogenanter Stiftungsbrief ist nicht vorhanden, ein Mangel, der früher schon empfunden, und auf den in der Verwaltungssitzung vom 28. Juni 1875 von dem damaligen Obmann hingewiesen wurde. Frau Bauer zeigte indeß,

daß sie gesonnen sei, pietätvoll den Willen des von ihr so sehr verehrten und geliebten Mannes zu erfüllen und sandte freiwillig am 11. Juli 1875 bereits die von Bauer zur Begründung der Stiftung bestimmten und von ihm zu diesem Zwecke in einer besondern Kassette aufbewahrten Werthpapiere ein. Unzweifelhaft lag der Frau eine rechtliche Verpflichtung hierzu nicht ob, und moralisch konnte sie zu nichts weiter verbunden erachtet werden, als zu einer sorgfältigen Verwaltung der als dereinstiges Stiftungsvermögen qualificirten Gegenstände, sowie zu einer testamentarischen Verfügung darüber, daß dieselben nach ihrem Tode dem Freien Deutschen Hochstifte zu dem mehrfach bezeichneten Zwecke auszuhändigen seien.

Nicht unerheblich dürfte der Umstand sein, daß Frau Bauer in ihren an die Verwaltung gerichteten Zuschriften die Behauptung aufstellte, die sie sich im Falle eines Rechtsstreites durch Eid und Zeugenerbringung zu beweisen erbot, es habe der Schreiber, dem sie den Begleitbrief zu der Geldsendung in die Feder dictirte, Architekt Lorenz Bauer in München, aus Versehen einen ganz wesentlichen Passus ausgelassen, den nämlich, daß sie sich vorbehalte, für den Fall, daß sie selbst in Noth gerathe, die Verwaltung des übersendeten Kapitales wieder an sich zu nehmen.

Auf Seiten des Freien Deutschen Hochstiftes hat man es mit der ganzen Angelegenheit der Bauer-Hofmann-Stiftung von Anfang an etwas sehr legère genommen: man entwarf Statuten, erließ Preisausschreiben, setzte in umständlichster Weise die Details eines Ehrendiploms und einer Krönungsmarke fest, ohne auch nur je im geringsten zu untersuchen, ob die rechtlichen Voraussetzungen für die als begründet erachtete Stiftung erfüllt seien, und ob materiell die Existenzberechtigung des Unternehmens, das heutzutage ohne Aufbietung allzu großen kritischen Scharfsinnes als ein verfehltes bezeichnet werden darf, als erwiesen gelten könne. Man nahm eben willkommen die Gelegenheit wahr, nach außen ein gewisses Gepränge zu entfalten und mit dem Namen des Hochstiftes vor die Oeffentlichkeit zu treten.

Nach diesen Ermittelungen mußte der derzeitigen Verwaltung vor allem daran gelegen sein, das gesichtete und — so gut es unter den obwaltenden Verhältnissen gehen wollte — geordnete thatsächliche

Material einer Prüfung vom juriſtiſchen Standpunkte zu unterziehen. Zu dieſem Zwecke beſtellte ſie eine Special-Commiſſion, beſtehend aus den Herren Juſtizrath Dr. Berg, Juſtizrath Dr. Euler und Dr. Braunfels, und übergab dieſer die geſammten Aktenſtücke. Die Schlüſſe zu denen die Commiſſion kam, waren gleichlautend und hatten im weſentlichen folgenden Inhalt:

Thatſächlich ſeien die juriſtiſchen Vorausſetzungen zur Begründung der Bauer-Hofmann-Stiftung erfüllt worden. Frau Bauer habe durch die Uebergabe des Kapitales, ſelbſt wenn man in derſelben nichts weiter als Aufgabe einer für ſie läſtigen Vermögensverwaltung erblicken wolle, zu erkennen gegeben, daß ſie die Abſichten ihres verſtorbenen Mannes erfüllen wolle. Das Hochſtift habe durch Annahme der Verwaltung dieſes Kapitales wie durch ſonſtige Kundgebungen den Willen bethätigt, die Stiftung anzunehmen und das Kapital unter den vom Stifter auferlegten Beſchränkungen zum Eigenthum zu acquirieren, wie ſie denn in einem an Frau Bauer gerichteten Schreiben vom 26. December 1875 von Werthgegenſtänden ſpreche, „die in unſerm Vermögen zu Ihrer Nutznießung befindlich geweſen." Selbſt wenn der Frau Bauer das vom Hochſtifte zu einem beſtimmten Zwecke erworbene Kapital wieder ausgehändigt würde, hätte damit Frau Bauer noch nicht das Recht erworben, dieſes Kapital anzugreifen und aufzubrauchen. Ein Recht, Auflöſung der Stiftung zu verlangen, habe ſonach Frau Bauer nicht.

Andrerſeits ſei aber, wenn es feſtſtehe, daß der mit der Bauer-Hofmann-Stiftung beabſichtigte Zweck unter den vorliegenden Verhältniſſen nicht oder nur ſehr mangelhaft erreicht werden könne, die Genoſſenſchaft ſonder Zweifel befugt, dieſe ganze, zwar ſehr gut gemeinte, aber ſehr unpraktiſch angelegte und zudem die Frau Bauer im höchſten Grade in ihrem jetzigen Nothſtande ſchädigende Stiftung wieder aufzuheben und das Hochſtift von einer unnützen Laſt zu befreien. Darum ſei die Verwaltung zu erſuchen, die Entſcheidung darüber der Genoſſenſchaft anheim zu geben.

Auf Grundlage des in obigen Darlegungen enthaltenen Thatbeſtandes hat die Verwaltung ihren Antrag an die Genoſſenſchaft

gelangen lassen. Zur Begründung desselben dürften wenige Worte genügen.

Die Nothlage der Frau Bauer ist eine derartige, daß das Freie Deutsche Hochstift, dem die Verwaltung der Bauer-Hofmann-Stiftung zugefallen ist, dieselbe, wenn es sich nicht den schwersten Anklagen aussetzen will, nicht unbeachtet lassen darf. Das Hochstift wird sich, wenn es sich für vollständige Aufhebung der Stiftung ausspricht, nicht den Vorwurf zuziehen können, daß es leichtsinnig gehandelt habe, denn die Motive, aus denen dies geschehen könnte, sind jedenfalls weit gründlicher in Betracht gezogen worden, als diejenigen, die vor Jahren für die Annahme der Stiftung geltend gemacht wurden. Andrerseits wird die Genossenschaft, wenn sie nicht thatkräftig zu Gunsten der Wittwe Bauer einschreitet, sich in den Augen des Publikums mit einem Makel behaften, von dem sie schwer reinzuwaschen sein dürfte. Dieselben Gegner, die uns wegen Aufhebung der Stiftung des Leichtsinns zeihen möchten, werden nicht verfehlen, im entgegengesetzten Falle zu sagen: Den hochverdienten Bauer, dem auf englischem Boden Ehrendenkmale errichtet sind, hat die deutsche Nation dem „Schicksale der Erfinder" anheimfallen lassen — die Wittwe dieses Mannes hat das Freie Deutsche Hochstift in das Armenhaus geschickt!"

Frau Bauer hat nicht das Recht, Auflösung der Stiftung zu verlangen, wir aber haben die Pflicht, die Wittwe Wilhelm Bauers mit Aufbietung aller unserer Mittel vor der Noth, der sie anheimzufallen droht, zu beschützen. Keinesfalls dürfen uns bei unserer Hilfeleistung Rücksichten auf die Zwecke leiten, die durch die Bauer-Hofmann-Stiftung erreicht werden sollten, denn diese sind im günstigsten Falle — dafür sprechen doch zu laut die negativen Resultate der beiden erlassenen Preisausschreiben — mehr als fragliche, während andrerseits, wie Dr. Friedrich Hofmann in einem seiner Schreiben treffend sagt, der außerordentliche Fall außerordentliche Entschlüsse und Maßregeln erfordert. „Im Geiste Bauer's", fährt der Schreiber wörtlich fort, „wird die Stiftung sicherlich nicht verwaltet, wenn sein einst von ihm so hoch geliebtes Weib das Opfer derselben werden soll. Ich als Mitstifter, wie der Name bezeugt, stimme jeden Augenblick für Auflösung der ganzen Stiftung".

Wenn die Verwaltung beantragt hat, im Falle, daß Auflösung beſchloſſen werden ſollte, die Münchener Zweiggenoſſenſchaft um Vermittlung bei der Rückgabe des Kapitales zu erſuchen, ſo haben ſie dazu Rückſichten auf Frau Bauer und deren leidenden Zuſtand beſtimmt, der ohne eine gewiſſe Beaufſichtigung Erreichung des beabſichtigten Zweckes fraglich erſcheinen läßt. Unſer Genoſſe Dr. Englert in München hat zudem als Vertrauensmann der Verwaltung ſeine Miſſion derart erfüllt, daß bei Faſſung eines Beſchluſſes im Sinne der Verwaltungsvorlage eine günſtige Löſung der ganzen Frage in ſicherer Ausſicht ſteht.

Im Verlaufe einer eingehenden Diskuſſion, die ſich an den obigen Vortrag anſchloß, wurde zunächſt auf Anregung des Herrn A. Geiger der Beſchluß gefaßt:

„Die Berathung über die Beiſtiftung von der über die „Hauptſtiftung zu trennen und zunächſt nur letztere vorzu„nehmen."

An der nun folgenden Debatte betheiligte ſich eine ſehr große Anzahl der in der Sitzung erſchienenen Genoſſen. Bei Erörterung der von der Verwaltung geſtellten Forderung gab ſich allſeitig das Beſtreben kund, der Frau Bauer zu helfen; eine Meinungsverſchiedenheit trat allein über die Frage zu Tage, ob ſich zu dieſem Zwecke eine Aufhebung der Bauer-Hofmann-Stiftung empfehle, doch war es nur eine kleine Minderheit, die der von der Verwaltung vertretenen Anſchauung entgegentrat.

Herr Scheidel ſtellte den Antrag:

„Die erſchienenen Genoſſen wollen unter Ablehnung des „Verwaltungsantrages dahin Beſchluß faſſen, daß der Wittwe „Bauer zu Ehren des Stifters eine einmalige oder jährliche „Unterſtützung aus den Mitteln des Hochſtiftes gewährt werde."

Von mehreren Seiten, namentlich ſehr ſcharf und bündig von der des vorſitzenden Obmannes, wurde darauf hingewieſen, daß mit einem derartigen Antrage geradezu etwas Unmögliches vorgeſchlagen werde, da Mittel, wie der Antragſteller ſie vorſehe, nicht vorhanden ſeien, die Verwaltuug vielmehr immer noch mit einer Schuldenlaſt zu kämpfen habe, die aus früherer Zeit ſtamme.

Die weitere Diskuſſion brachte dann ſehr bald Klarheit über die Sachlage, die nur eine Abſtimmung mit Ja oder Nein über den von der Verwaltung eingebrachten Antrag zulaſſe, da Wohlthätigkeitszwecke, ſofern darunter nicht Anregung zu Sammlungen privaten Charakters unter den Mitgliedern verſtanden würde, ſatzungsgemäß von den von der Genoſſenſchaft zu verfolgenden Beſtrebungen ausgeſchloſſen ſeien.

Auf Grund der gepflogenen Erörterungen gab die Verwaltung ihrem Antrage die nachfolgende genauere Form:

„Die in heutiger Verſammlung erſchienenen Genoſſen wollen „beſchließen, daß das ſeither unter dem Namen der „Bauer-„Hofmann-Stiftung" von dem Freien Deutſchen Hochſtifte ver-„waltete Kapital von urſprünglich 4500 fl. unter den obwal-„tenden Umſtänden der Frau Sophie Bauer in München „zurückgegeben und die Münchener Zweiggenoſſenſchaft um „Vermittlung hierbei, gemäß einer ihr von der Ver-„waltung zu gebenden nähern Inſtruktion, erſucht „werden ſolle."

In dieſer Faſſung wurde der Antrag der Verwaltung mit allen gegen vier Stimmen angenommen, wobei zwei der Abweſenden erklärten, ſich der Abſtimmung zu enthalten.

Eine Abſtimmung über den Antrag des Herrn Scheidel wurde damit hinfällig. Herr Scheidel gab darauf folgende Erklärung zu Protokoll:

„Ich erkläre unter Bezugnahme auf § 50 der Satzungen, daß ich mich gegen die Auflöſung der Bauer-Hofmann-Stiftung, ſowie gegen die Auslieferung des uns anvertrauten Vermögens an die Wittwe Bauer verwahre."

Herr Jäckel trat dieſer Erklärung bei. Hierauf erfolgt Schluß der Sitzung um 12 Uhr 50 Minuten.

Die dreizehnte öffentliche Sitzung fand am 16. September im Goethehauſe unter dem Vorſitze des Obmanns, Herrn Juſtizraths Dr. Berg ſtatt.

Nach Erledigung der wenigen vorliegenden geſchäftlichen Angelegenheiten ergriff Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend das Wort

zu einem Vortrage: „Mittheilungen über den Königslieutenant Grafen Thorane nach den im Frankfurter Stadtarchiv von ihm vorhandenen Correſpondenzen mit dem Rathe der Stadt aus der Zeit ſeines Hierſeins.“ Redner hob hervor, daß man bei Goethe's Schilderung des Charakters desſelben bedenken müßte, daß er bei dem Einrücken der Franzoſen am 2. Januar 1759 als Thorane im Goetheſchen Hauſe einquartirt wurde, m Alter von 9½ Jahren ſtand und Thorane das Haus bereits verlaſſen hatte, als Goethe ſein zehntes Lebensjahr vollendete. Es war Goethe ſomit nur die geringe Zeit von etwa 6 Monaten vergönnt, das Wirken des Königslieutenants aus nächſter Nähe zu beobachten. Um ſo mehr muß man erſtaunen, wie ſehr Goethe's Schilderung mit dem aus den Akten gewonnenen Bilde übereinſtimmt, wie ſich bei dieſem nur alle die bei Goethe angedeuteten feineren Zügen bei weitem ſchärfer ausprägen. Thorane zeigt ſich als ein Mann von ſtreng rechtlichem, dabei formgewandtem, feinem Weſen, als unerſchütterlicher Freund der guten Sitte und der bürgerlichen Ordnung, bei den ihm als Handhaber derſelben vorgelegten Streitfällen unermüdlich in der Erforſchung der Wahrheit, und unerbittlich in der Durchſetzung des einmal für Recht Erkannten.

Die Veranlaſſung zu dem Vortrage gab ein Aufſatz des Hrn. Dr. Martin Schubart in Leipzig in der Neuen Freien Preſſe (vom 10. Auguſt 1883 No. 6808), deſſen weſentlichen Inhalt Redner zum Theil in wörtlicher Vorleſung zur Kenntniß der Anweſenden brachte. Herr Dr. Schubart hatte im Jahre 1876 im hieſigen Stadtarchive Forſchungen über die Perſönlichkeit des Königslieutenants angeſtellt und war Redner dadurch auf die im Stadtarchive befindlichen Akten aufmerkſam geworden. Der vor kurzem in der Frankfurter Zeitung abgedruckte Aufſatz des Herrn E. Sack, wonach er, Redner, der Entdecker der richtigen Schreibweiſe Thorane geweſen ſei, ſei danach zu berichtigen. Der Artikel ſei in des Redners Abweſenheit erſchienen und habe er ihn deshalb nicht zu Geſicht bekommen. Von der ſeinerzeit gegen Herrn Schubart übernommenen Verpflichtung des Stillſchweigens über die Forſchungen desſelben ſei er jetzt, da Schubart ſelbſt damit hervorgetreten, überhoben, und freue er ſich, mittheilen zu können, daß derſelbe auch im hieſigen Stadtarchive die Forſchungen wieder aufnehmen wolle.

Redner wollte deshalb nicht eingehend die Akten des Archives über die französische Occupationszeit, die er seitdem gründlich durchforscht habe, behandeln, sondern hier nur auf einzelne interessante Partien derselben aufmerksam machen. Eine mit Vorliebe gezeichnete Persönlichkeit aus der Umgebung Thoranc's ist der Gevatter Dollmetsch. Goethe sagt, seine Mutter habe demselben ein Kind aus der Taufe gehoben und dieser kleine Umstand zeigt am besten, wie sehr schon dem alternden Goethe die äußerlichen Umstände jener Zeit aus dem Gedächtniß geschwunden waren, und wie seine Schilderung in Wahrheit und Dichtung weniger auf einer Summe einzelner Ereignisse beruhten, die im Gedächtniß hafteten, sondern daß sie mehr als der Wiederschein dessen zu betrachten sind, was aus jener ereignißreichen Zeit in dem Gemüthe des Dichters als Gesammteindruck zurück geblieben war. Der Gevatter des Dollmetschen war nämlich nicht die Mutter, sondern er selbst: Johann Wolfgang, des Herrn Rath J. Casp. Goethe ehelicher Sohn, ist als Taufpathe des am 1. Mai 1759 geborenen, am 24. August 1759 getauften dritten Kindes des Johann Heinrich Diehne in dem Standesregister eingetragen.

Diehne aus Hannöversch-Münden gebürtig, hatte sich, wohl in Privatdiensten, hier niedergelassen, eine Sergeanten-Tochter geheirathet, und bewarb sich im Jahre 1758 mehrmals vergeblich um das Beisassenrecht, das ihm gestattet hätte, selbständig als Lohnlaquai sein Leben zu fristen. Bereits im Januar 1759 wurde er als Interpret dem Herrn von Thoranc beigegeben, der dem treuen, gewissenhaften und strengrechtlichen Manne — so schildert ihn Thoranc in seinen Briefen — sehr gewogen wurde. Er verschafft durch seine Verwendung ihm das Bürgerrecht (als Garn- und Leinwandkrämer), er verhilft ihm endlich durch seine energische Fürsprache zu dem Posten des städtischen Laterneninspektors, als welcher er im Jahre 1786 im 25. Dienstjahre starb. Das städtische Laternenwesen war eine Schöpfung Thoranc's, der überhaupt durch sein energisches Wirken gerade in dem Punkte der äußeren Ordnung in mehrfacher Hinsicht vortheilhaften Einfluß auf den Rath ausgeübt hat. Die heute noch der Grundsteuer-Kataster zu Grunde liegende Häusernumerirung nach Quartieren (Litera und Numero) haben wir der

französischen Einquartierung zu verdanken; die Wohlthat der Gossen und Trottoirs verdankt in Frankfurt Thorane's stetem Andringen ihre erste Entstehung, zu der regelmäßigen Abholung des Kehrsels, jetzt eine lucrative Einnahme der Stadtkasse, mußte der Rath durch eine ganze Reihe der eindringlichsten Briefe Thorane's nahezu mit Androhung der Gewalt gezwungen werden; endlich wie schon gesagt, ist auch die öffentliche Erleuchtung der Stadt auf Thorane's unermüdliches Wirken zurückzuführen.

Das Fremden-Meldewesen erhielt durch die von Thorane geforderten Maßregeln fortan eine feste Einrichtung und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sitte durch Verbot der Spielhäuser und durch Einschränkung des Dirnenwesens war nur Thorane's persönlichem energischen Einschreiten zu verdanken. Begleitet von seinem Adjutanten, dem Frankfurter Lieutenant Antoni, und dem Dollmetsch übernahm Thorane selber von Zeit zu Zeit die Visitation aller Herbergen und Winkel, in denen das Laster seine Zuflucht suchte. Die sanitärische Ordnung in Frankfurt lag ihm gleichfalls am Herzen. Wie schon seine polizeilichen Maßnahmen dieselbe beförderten, so suchte er auch auf die Ordnung des Spitalwesens seinen Einfluß zu verwenden. Bei Seuchen, die im Gefolge des Krieges nicht ausbleiben konnten, sorgte Thorane unnachsichtlich für strenge Durchführung der einmal erlassenen Ge- und Verbote. Seine anatomische Schule, die alle in Frankfurt stationirten Militärchirurgen besuchen mußten, kam auch den einheimischen Aerzten, die ihre Einrichtungen sehr lobten, zu Gute. Kurz es gab keinen Zweig des öffentlichen Lebens, in dem er nicht alle in Paris gemachten und gesammelten Erfahrungen für Frankfurt zu verwerthen suchte. Und der Dank dafür? Der Rath sah in Thorane immer nur den Eindringling, erblickte in allen seinen Maßnahmen, die er wohl oder übel gut heißen mußte, denen er sich aber meist mit passivem Widerstande entgegensetzte, aufgedrungene Polizeiplackereien und Willkürlichkeiten, jedenfalls aber fürchtete er stets Eingriffe in seine Souveränetät, die er höher hielt als die Wohlfahrt der Bürger und des Gemeinwesens. Die bereits am 20. April 1759 ergangene Aufforderung, falls man etwas erführe, was die Regeln oder die in dergleichen Fällen in der Stadt üblichen Gewohnheiten verletzen würde, dem Königslieutenant Nach-

richt davon zu geben, damit er deshalb prompte und nachdrückliche Hülfe leiſten könne, benutzte der Rath faſt nur zu Proteſten und Einreden gegen Vorkehrungen Thoranc's. Das Beiſpiel des Raths ſtärkte natürlich den Widerſtand der einzelnen Bürger, von denen ja eine beträchtliche Anzahl, gleich Goethe's Vater, in den Franzoſen ihre Feinde ſahen, während wiederum andere, namentlich Patrizier, in ihnen nur die läſtigen Störer ihrer behaglichen Ruhe und die Schädiger ihrer meiſt uſurpirten Prärogativen (namentlich der Quartiersfreiheit) bekämpften. So iſt der Herr von Keib, ein Schöffe, ſehr ungehalten, daß man es wagte, ihm in ſeinem Wohnhauſe Einquartierung zuzumuthen. Sein Haus enthielte nur 8 Zimmer, 9 unheizbare Kammern und 3 Vorplätze, ſo daß er ſeine Möbeln zum Theil hätte auf den Boden ſtellen müſſen. Wie könne er da Einquartierung annehmen. Zudem habe man ſeine beiden andern Häuſer genug mit Einquartierung belegt und in dem einen leerſtehenden ſogar die anatomiſche Schule errichtet. Thoranc's Benehmen in derartigen Klagen, ſeine Unparteilichkeit in den Entſcheidungen zwiſchen Bürger und Militär, wovon Redner mehrere flagrante Fälle wörtlich aus den Akten mittheilte, zeigen Thoranc in weit günſtigerem Lichte, als Kriegk's Mittheilung in den deutſchen Culturbildern es vermag. Niemals iſt er brutal gegen den Magiſtrat, ſtets ſucht er durch Güte, durch Ueberredung, ſelbſt durch Bitten zu erreichen, wozu ihm, im Lichte des Kriegsrechts beſehen, die Gewalt mit vollem Recht zur Seite geſtanden hätte. In Allem zeigt er ſich durch die Akten völlig des hellen Lichtes werth, in das unſer größter Dichter ihn in ſeinen Jugenderinnerungen verſetzt hat. Er iſt das Ideal eines ſtrammen und durchweg edlen Soldaten, und das Lob, welches der Prinz Soubiſe am Tage nach dem Einzuge am 3. Januar 1759 bei ſeiner Einſetzung als Königslieutenant ihm ertheilte, indem er dem Rathe erklärte: Si je connoissois dans l'armée que je commande un sujet plus propre que Mr. de Thoranc à faire regner la bonne intelligence entre vos habitans et leur nouveaux hotes, je vous le donnerois. Je compte bien vous prouver, en vous le donnant, combien votre ville m'est chère! es hat ſich vollauf bewährt.

Redner gab zum Schluß eine eingehende Schilderung der

bei der Erwerbung des Reichsgrafenſtandes für Thoranc ſeitens der Stadt vorgefallenen Zwiſchenfälle und ſtattgehabten Verhandlungen, deren Details ein klares Bild von der Verſtändnißloſigkeit des Rathes für die durch Thoranc der Stadt geleiſteten Dienſte geben und zugleich dem Grafen das Zeugniß ausſtellen, daß er dieſer Würde, die er mit dem größten, wenn auch ehrgeizigſten Eifer erſtrebte, dem Adel der Seele nach vollkommen werth war. Umſomehr müſſe man den aus den Familienpapieren geſchöpften Nachrichten Schubart's, die er als in Bälde erſcheinend in Ausſicht geſtellt habe, mit Spannung entgegenſehen.

Herr Dr. L. Holthof ergriff hierauf das Wort, um einige Erläuterungen über das zur Anſicht ausgelegte Tagebuch des Frankfurter Stadtſchultheißen Johann Wolfgang Textor zu geben, das Freiherr Hugo von Bethmann vor ſeiner Ueberſiedlung nach Paris unſerer Genoſſenſchaft zum Geſchenk gemacht. Wir entnehmen den Ausführungen das Nachfolgende.

Die Handſchrift beſteht aus 142 Quartblättern, die bis auf die erſten, von einem Oelflecken ſtark angegriffenen, gut erhalten ſind. Sie ſind nicht alle beſchrieben, mehrere ſogar nicht aufgeſchnitten, weiſen dagegen eine, wahrſcheinlich vom Verfaſſer ſelbſt herrührende Paginirung auf, nach welcher vom erſten bis zum letzten Blatte 200 Seiten zu zählen wären. Der ſich ergebende Ueberſchuß an Blättern ſtammt von Einheftungen her, von denen noch die Rede ſein wird. Die Schriftzüge ſind deutlich und klar und in dem ſteifen, nüchternen Charakter der Aktenſchrift des vorigen Jahrhunderts gehalten.

Der Geiſt des Aktenſtaubes weht uns auch aus dem Inhalte des vergilbten Heftes entgegen. Es ſind weitaus zum größeren Theile Notizen über Vorkommniſſe im Innern des Frankfurter Rathes aus den Jahren 1727 bis 1735. Mit dem letztgenannten Jahre ſchließt das Manuſcript ab. Wenn es auffallend erſcheint, daß mit Durchbrechung der chronologiſchen Reihenfolge einzelne Ereigniſſe aus ſpäteren Jahren in ausführlicher Weiſe dargeſtellt werden, ſo iſt eine Erklärung dieſes Umſtandes unſchwer zu finden. Der Schreiber des Tagebuchs hat beim Zuſammenheften der einzelnen

Bogen, das jedenfalls erſt nach 1735 ſtattgefunden hat, Einſchaltungen gemacht, und zwar in der Weiſe, daß er nachträglich über den weiteren Verlauf einiger früher begonnenen Rechtsſtreitigkeiten berichtete, daher der anſcheinende Widerſpruch in der Paginirung. Auch der Abſchluß des Tagebuchs mit dem Jahre 1735 läßt ſich erklären. Textor ſetzte ſeine Aufzeichnungen über die Rathsſitzungen fort, allein nach dem Jahre 1735 änderte er inſofern ſein Syſtem, als er die Form des Tagebuchs aufgab. Wir wiſſen das aus dem, bereits von Kriegk (Die Brüder Senckenberg, S. 335 f.) ausführlich beſchriebenen Manuſcripte, das ſich zur Zeit auf dem hieſigen Stadtarchiv befindet. Dieſes, gleichfalls zum größeren Theile von Textors Hand herrührend, führt den Titel Repertorium rerum memorabilium in Senatu reipublicae Moeno-Francofurtensis ab anno 1727 usque 1768 peractarum und ſtellt ſich uns als ein alphabetiſches Regiſter über alles dasjenige dar, was innerhalb der bezeichneten Jahre im Frankfurter Rathe vorgekommen iſt. Außerdem ſind noch einige Angaben anderer Art vorhanden. Die beiden Handſchriften ergänzen einander offenbar. So finden ſich in dem Repertorium Hinweiſungen auf eine Autobiographie des Schreibers (Curriculum meum), die, ſoweit ſie zu Stande gekommen, in dem Tagebuche erhalten iſt. Einiges iſt beiden Manuſcripten gemeinſam, ſo die biographiſchen Notizen über den Großvater des Schreibers, der gleichfalls ſchon in Frankfurter Dienſten geſtanden hatte (was bei dem Vater des Stadtſchultheißen nicht der Fall geweſen iſt). Der Zuſammenhang zwiſchen beiden Handſchriften iſt ſonach ein einfacher. Die erſte wurde, offenbar auf Grund bereits gemachter Aufzeichnungen, einige Zeit vor dem Jahre 1735 begonnen, und zwar in der Form einer Autobiographie. Dieſe Form wurde jedoch aufgegeben, als die Darſtellung ſich den Ereigniſſen nach dem Jahre 1727 zuwandte; ſtatt ihrer tritt bei der Redaktion des angeſammelten Materials die des Tagebuchs ein, in einem Uebergange, für den die Erklärung ſich von ſelbſt gibt. Das Tagebuch verfolgte, wie es ſcheint, einen rein praktiſchen Zweck: es ſollte dem Schreiber zur Orientirung bei ſeinen amtlichen Arbeiten dienen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn dieſem Zwecke entſprechend die redaktionelle Form nochmals wechſelt, und ſchließlich das zu Stande kommt, was

in dem Repertorium vorliegt, ein reines Nachſchlagewerk, das nunmehr auch vollſtändig von den Vorarbeiten, wie ſie uns in dem Tagebuche erhalten ſind, getrennt wird.

Werfen wir nun einen Blick auf das biographiſche Material. Der Autor beginnt:

„Anno 1693 den 11. Decembr. bin ich Joh. Wolffgang Textor, U. J. D. kaiſr. Maytt. würklicher Rath und [a] Reichs-Stadt-Gerichts-Schultheiß, allhier zu Frankfurth gebohren worden. Mein Vatter ſel. [b] war H. Chriſtoph Henrich Textor J. U. Lic. et Advocatus ordinarius, wie auch Chur Pfälziſcher Hoff Rath; die Mutter, Frau Maria Catharina Herrn Joh. Nicol. Cappels des Rahts uud Frau Annen Marien einer geborenen Walterin, eheleibliche Tochter. Dieſe meine liebe Eltern haben mich Tags darauf zur heil. Taufe bringen laſſen, wobey mein Großvatter Vätterlicher ſeithen, Hr. Johann Wolffgang Textor, J. C^tus und älteſter Syndicus die Pathenſtelle vertreten und mir ſeinen Vornahmen beygelegt hat.

In meinen gantz jungen Jahren bin ich zu Herrn Sperling Teutſchen Schreib- und Rechenmeiſter in die Schule gegangen.

Anno 1701 iſt mein ſeliger Großvatter, Herr Syndicus Textor 1702 den 20. Februar mein mütterlicher Großvatter . . . Cappel mit dem Tode abgegangen.

Anno 1702 habe ich hieſiges Gymnasium frequentiret und zwar anfänglich bei Herrn Reges * Praeceptore Sextae Classis. Und auf dieſe Weiſe fortgefahren und durch alle Classes gekommen bin. In Quarta Classe war damahlen Herr Magiſter Clauer Praeceptor, dem ich zum Ruhm nachſagen muß, daß Er zwar ein ſcharffer, jedoch auch dabey ein ſehr guther Schulmann geweſen, welcher ſich keiner Mühe dauren laſſen, denen Schülern die Fundamenta Grammatices gründlich und deutlich beyzubringen. Wie ich dann bey Ihm ſo viel gelernt, daß es mir gar leicht gefallen, damahlen ſchon ein Exercitium sine vitiis zu machen.

a. Nach meinem Beſtallungs-Brieff heiſt es: Reichs und Stadt-Gerichts-Schultheiß. Ich habe mich bald Praetor, bald Reichs-Stadtgerichts Schultheiß auch Reich- und Stadtgerichts Schultheiß unterſchrieben.

b. vide Schema Generalogiae ab signo ⊙ in appendice.

* Dieſer war ein gewaltiger Paucker und großer Liebhaber der Ocular Inspection, deren ſehr wenige unter ſeiner Regierung entgangen ſind.

Zu gleicher Zeith da ich hier das Gymnasium frequentiret, habe ich mich dabey im Fechten, Dantzen, der Musik und Frantzösischen Sprache geübt. Auch vor meiner Abreise auf Universitäten, ein Collegium styli privatissimum über die Teutsch und Lateinische Sprache bei dem damahligen Praeceptore primae Classis, und nachmaligen Rectore Gymnasii Herrn Thom. Klumpfh, nebst dem älteren Herrn von Stallburg aus dem Baseler Hoff gehöret.

Anno 1712 gegen Ostern bin ich auf die Stadt Nürnbergische Universität Altdorff gezogen; und bey Herrn Professore Köhler an den Tisch gegangen. Bey demselben habe ich ein Collegium über die Philosophiam Practicam ad ductum Buddei und zu gleicher Zeit eines über die Institutiones Justiniani bei Herrn Professore ordinario Dre Fichtner gehalten; auch einen Anfang in der Italienischen Sprache gemacht. Anfänglich, und zwar eine kurtze Zeith über sind Herr Seyffried von Hohenstein sel. und ich Stubenpursche gewesen, nachgehends aber bin ich über 2 Jahr allein geblieben, biß Herr Friedrich Maximil. v. Lersner nunmehriger Schöff und dermahliger regierender älterer Herr Bürgermeister ebenfallß nach Altdorff studiorum causa sich begeben, von welcher Zeith dann und biß zu meiner erfolgten Abreise von Altdorff wir zusammen in einem Zimmer gewohnet, und allda mit einander gespeiset haben. Welche unter Unß zu Altdorff gepflogene guthe Freundschaft auch noch gegenwärtig alß nunmehrigen Collegen fortdauert.

Zur selbigen Zeit studirten der nunmehr verstorbene Herr Reinhard von Humbracht, Herr Dr. Medicinae Grambs und Herr Dr. Perschenbecker des Raths wie auch der noch lebende Herr Dr. Gerckenrod und Procurator Hollweg ebenfallß zu Altdorff.

Während meines daselbstigen Aufenthaltes nemlich anno*) verstarb mein lieber Vater in Frankfurth."

Am 17. Juni 1717 beschloß er seine Studien nach abgelegter Prüfung mit einer Disputation zur Erlangung des Grades eines Licenciatus Juris. Er vertheidigte dabei eine Inauguralschrift De Feudis Imperii propriis non oblatis annumerandis — Die Reichslehen sind als Eigenlehen und nicht als aufgetragene zu be-

*) Lücke im Original.

handeln —, von der er nicht ohne Stolz hervorhebt, daß er ſie „ohne jemands Beihülffe ſelbſten ausgearbeitet" habe.

Eine Reiſe führte ihn darauf nach den Univerſitäten Jena, Leipzig und Halle. Dann kehrte er nach Hauſe zu ſeiner Mutter zurück und begab ſich nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt nach der Sitte der Zeit an das „höchſtpreißliche kayſerliche Reichs-Cammer-Gericht" zu Wetzlar, anfangs nur in der Abſicht, dort den praktiſchen Juſtizdienſt kennen zu lernen. Bald jedoch entſchloß ſich der junge Praktikant, der bis dahin die Schreibſtube des Procurator ordinarius Dr. Schmidt „frequentiret, auch bei Jhme viele Jahr über an Tiſch gegangen", ſich bei dem Cammer-Gericht zu „etabliren", zu welchem Zwecke er ſich nach Abſolvirung des dazu erforderlichen Examens unter die Zahl der Cameral-Advokaten aufnehmen ließ. Als ſolcher war er nicht nur praktiſch thätig, ſondern las auch den Praktikanten Collegia über den Cameralprozeß. Von ſeinen Schülern führt er an Herrn Lic. Nies aus Franckfurth, Herrn Lic. Schuback, nachmaligen Bürgermeiſter in Hamburg, und Herrn Lic. Langermann ebendaher.

Am 16. December 1717 wurde der Cameral-Advokat Johann Wolfgang Textor in Wetzlar nach erfolgtem Abſterben des Herrn Bartholomäi von Barkhauſen und Beförderung des Herrn Joh. Phil. von Kellner zu der dadurch erledigten Schöffenſtelle vom Rathe der Stadt Frankfurt zu ſeinem Mitgliede gewählt. Nach Erledigung der nothwendigen Formalien wurde der Neugewählte am 23. December beim Rath vereidigt. Die Wahl ſchien in Frankfurt more solito nicht allen Kreiſen zu behagen.

„Am 18. December hat Herr Scabinus et Exconsul von Ochßenſteyn bei Rath ad notitiam angezeiget, Es hätte der Notar Büchtenkirch nahmens der Bürgerlichen Deputirten die Erinnerung gethan, daß demſelben ſehr frembd vorkäme, daß löblicher Magiſtrat bei letzterer Rathswahl Herrn Dr. Textorn, einen frembden, ſo noch nicht allhier verbürgert, auch außwärths bereits Kinder erzeugt, mit zur Wahl gezogen hätte.

„Jſt darauf decretiert worden: „Beruht auf ſich."

Zu dem Paſſus über die Kinder kann der Schreiber ſich nicht enthalten, folgende Randbemerkung zu machen:

„Dieſes war eine unverſchämte Lüge, indem mein erſtes Kind anno 1728 allererſt gebohren worden. Bei der Bürgermeiſterlichen Audienz, wo ich neben denen Bürgerlichen Dreyern (bürgerliches Wahl-Controll-Collegium) mich aufhielte, byß ich in die Rathsſtube zur Ablegung des Eides beruffen wurde, ſagte Herr Dr. Rücker zu mir: Man hätte hier an Graduirten zu Rathsſtellen eben keinen Mangel gehabt; deme ich aber ſogleich verſetzte: Sie ſind auch danach."

Hiermit hören alle Nachrichten perſönlicher Natur auf, bis gegen Ende des Heftes uns der Schreiber einige Daten über ſeinen Großvater Johann Wolfgang Textor d. Aelt. gibt. Die Stelle iſt überſchrieben: „Nachricht von meinem ſeligen Großvatter weyland Herrn Johann Wolffgang Textor Icto et Syndico Primario allhier" und lautet:

„Derſelbe iſt gebohren den 20. Januar 1638 zu Neuenſtein in der Grafſchaft Hohenlohe. Deſſen Vatter war Wolffgang Textor J C^tus und in die 30 Jahr lang geweſener Rath und Cantzlei Director daſelbſt; die Mutter Praxedis, eine gebohrene Enslerin. Sein Vatter iſt Ihme ſehr frühe und da er noch nicht das zwölfte Jahr erreichet, mithin der vätterlichen Treue und Vorſorge am meiſten von nöthen gehabt hätte, nemlich 1650 den 14. Januar durch den zeitlichen Tod entriſſen worden. Nichts deſto weniger hat derſelbe in ſeinem ſtudiren ſich dergeſtalt fleißig verhalten, daß nachdeme Er den Grund im Chriſtenthum, der Latinität und denen Humanioribus in dem Gymnaſio ſeines Vatterlandes gelegt, Er ſich im 15. Jahr ſeines Alters auf die weltberühmte Univerſität Jena begeben und daſelbſten denen Wiſſenſchaften, inſonderheit der Rechtsgelahrtheit mehrere Jahre über obgelegen. Von da er anno 1655 auf die gleichfalls ſehr berühmte Univerſität Strasburg zu ferneren Fortſetzung ſeiner studiorum und darauf anno 1658 an das höchſtpreißliche kayſerliche Reichs-Cammergericht zu Speyer ſich gewendet, in der Cameral-Praxi ſich daſelbſt fleiſſig geübet und die Schreibſtube des berühmten Advocati et Procuratoris Dris. Pauli Gambsii und anderer Herren Procuratoren fleiſig beſuchet, woſelbſt er von dem Hochgebohrenen graffen von Hohenlohe Herrn von Lauenburg Gleichen-Neuenſteiniſcher Linie die Vocation alß Rath und Cancelley Director anno 1661 erhalten

und darauf den 9. April 1663 auf mehrbemeldeter Universität Straßburg unter dem Decanat des weltberühmten J Cti Joh. Rebhan zum doctore utriusque Juris promoviret worden mit allen gewöhnlichen Solennitäten und in höchster Gegenwart des hochwürdigsten durchlauchtigsten Fürstens und Herrn, Herrn Gustav Adolph, Markgrafen zu Baaden und Hochberg, und deren Herren Graffen und Semperfreien von Limburg, Herrn Graffen von Dohna, ingleichen des Herrn Cancellarii Universatis, derer Herrn Scholarchen, des Rectoris Magnifici, derer Herren Decanis (sic!) aller Facultäten und übrigen Professoren und Doctoren.

In diesen Hohenlohischen Diensten ist er einige Jahre verblieben, von da aber von Hochedlem und Hochweisen Rath der Reichs-Stadt Nürnberg anno 1666 zum Consulenten und Professore Pandectorum auf die Universität Altdorff beruffen worden, woselbsten Er sieben Jahre durch mit großem Beyfall die Rechte offentlich biß anno 1673 gelehret, da Er die vom Churfürsten Carl Ludwig von der Pfaltz gnädigst auffgetragene Stelle eines Professoris Juris primarii und Assessoris des Churfürstlichen Hoffgerichts auf der uhralten und damals sehr berühmten Universität Heydelberg angenommen und allda biß zu Ende des Jahrs 1690 in Diensten verblieben, darauf aber dem an Ihn Menso Januar. 1691 von einem Hochedlen und Hochweisen Rath ergangenen Ruff zu einem Syndico Primario gefolget und sich hieher begeben."

Sehen wir von diesen beiden biographischen Darstellungen, einer kurzen Erläuterung der Frankfurter Rathsverfassung und einigen aphoristischen Bemerkungen über die Politik der Patricier ab, gegen welche Textor im Gegensatz zu seinem späteren Verhalten damals noch frondirte, so haben wir es fast nur mit einer trockenen Aufzählung der Aemter und Ehrenstellen zu thun, zu denen der Schreiber im Laufe der Zeit berufen wurde, einer gewissenhaften Verzeichnung aller im Rathe vorkommenden Wahlen und einer Berichterstattung über die einzelnen Rathssitzungen. Nur hier und da fällt ein Streiflicht auf das Parteigetriebe und das Cliquewesen, das im vorigen Jahrhundert in Frankfurt in so üppiger Blüthe stand. Es sind dies aber stets nur kurze Notizen, die von der „jalousie von einigen der Herren Patriciis und denen Herren Kauff-

leuthen im Rath" melden. Stürmiſche Verhandlungen erſchütterten den Frankfurter Rath in den fraglichen Jahren nicht, und wenn es einmal etwas erregt hergehen mochte, konnte es ſich höchſtens um einen Sturm in einem Waſſerglaſe handeln.

Dies war nach den vorhandenen Aufzeichnungen zweimal der Fall, und jedesmal handelte es ſich um einen Regreß der gegen eine gerichtliche oder magiſtratliche Entſcheidung an den kaiſerlichen Reichs-Hofrath genommen wurde, und zwar jedesmal mit Erfolg.

In dem einen Falle kam ein junger kayſerlicher Werbeofficier, der Fähnrich von Löwen in Betracht, der auf dem Stadtwalle Schwalben geſchoſſen und ſich davon durch die Wache nicht hatte abhalten laſſen, weshalb er verhaftet und mehrere Wochen in Arreſt gehalten wurde. Sein Hauptmann, Graf von Würmbrand, beſchwerte ſich darüber beim kaiſerlichen Hofkriegsrath, und dieſer erließ eine äußerſt ſcharfe Verfügung an den Magiſtrat, in welcher nachdrücklich betont wurde, daß Soldaten unter keiner anderen Jurisdiction ſtünden, als der des Kaiſers, der kaiſerlichen Generalität und ihrer vorgeſetzten Officiere und auch in delictis non militaribus von niemand Anderes zur Strafe gezogen werden könnten.

Wichtiger war der andere Fall, weil es ſich bei ihm um die Hohheitsrechte des Magiſtrats handelte. Er betraf den langwierigen Prozeß, der ſeit einer langen Reihe von Jahren bereits bei dem Reichskammergerichte zwiſchen der Stadt und Kur-Mainz (als dem Rechtsnachfolger des gräflichen Hauſes von Hanau und Beſitzer der Dörfer Griesheim) wegen der Höfe Rebſtock nnd Hinkelſtein, ſowie des Dorfes Niederrad obſchwebte. Gegenſtand des Streites war ein Landſtreifen von etwa 3000 Morgen, beziehungsweiſe die Territorialhoheit über und das Jagdrecht auf denſelben. Seit dem Jahre 1732 war die Stadt beſtrebt, dieſen alten Streit auf dem Wege des Vergleichs beizulegen, und es wurden Verhandlungen hierzu eröffnet, die zunächſt zu einem Ergebniß nicht führten. Neue Verhandlungen wurden im Jahre 1736 angebahnt, und es gelang jetzt nach endloſen Mühen die Grundlage zu einem Vergleiche zu finden: 337 Morgen ſollten an Mainz abgetreten, und von dieſem beſondere Conceſſionen wegen des Jagdrechtes gemacht werden. Der Magiſtrat hatte ſich auf die Verhandlungen eingelaſſen, ohne das

Bürgercolleg der Einundfünfziger zu Rathe zu ziehen; letzterem konnte indeß auf die Dauer die Sache nicht verheimlicht werden, und es erhob Einſpruch, indem es ausführte, es handle ſich um eine Abtretung von Staatsgebiet und ſomit um eine Angelegenheit welche die ganze Bürgerſchaft angehe.

Der Magiſtrat, aufgebracht über das Hinderniß, welches der Ausführung ſeiner Pläne ſich entgegenſtelle, wandte ſich mit einer Beſchwerdeſchrift an den Reichshofrath, dieſen erſuchend, das Bürgercolleg zur Ruhe und zur Einhaltung ſeiner Pflicht zu verweiſen. Es handle ſich um eine Jurisdictionsſache, in welcher dem Bürgerausſchuſſe kein Einmiſchungsrecht zuſtehe. Zudem gelte es, durch eine Vergleichshandlung, die ein verhältnißmäßig kleines Opfer erheiſche, einem langwierigen Prozeſſe aus dem Wege zu gehen, deſſen Ausfall ſich gar nicht abſehen laſſe. Das Bürgercolleg beſtehe zumeiſt aus „Krämern und Handwerkern“ und habe in Prozeßſachen kein Einſehen, weßhalb es gar nicht zu beurtheilen vermöge, um was es ſich handle.

Die Entſcheidung aus Wien ſtand lange aus; als ſie aber endlich einlief, lautete ſie durchaus nicht ſo, wie der Magiſtrat es erwarten mochte. Der Reichshofrath beklagte ſich zunächſt um mangelnde Information, erklärte aber ausdrücklich, daß dem Bürgercolleg das Recht zu einer Vorſtellung, wie ſie gemacht worden, nicht zu beſtreiten ſei. Eine Einmiſchung in jurisdictionalia ſei dem Colleg allerdings verboten, doch habe es das Recht, in wichtigen, die allgemeine Wohlfahrt betreffenden Angelegenheiten bei dem Magiſtrate in geziemender Weiſe vorſtellig zu werden, und es beſchränke ſich dieſes Recht nicht einſeitig auf das Rechnungsweſen, vielmehr treffe es durchaus in einer Sache zu, die, wie der abzuſchließende Vergleich, mit den Rechten und Pflichten der Geſammtbürgerſchaft im Zuſammenhange ſtehe.

Darauf erfolgte eine neue Vorſtellung des Rathes, und es langte nunmehr aus Wien ein Concluſum ein, das der Schreiber des Tagebuchs ſich bei aller „ſchuldigen und geziemenden Ehrfurcht“ vor dem höchſten Lenker der Reichsgeſchicke nicht enthalten kann, als ein „denen Juribus ſämbtlicher löblicher Reichsſtädte höchſt nachtheiliges“ zu bezeichnen.

Es hat, so wird in der Verfügung ausgeführt, bei dem früheren Schlusse zu bleiben, denn es besitzt die Bürgerschaft nicht nur das Recht, wie sie es gethan, bei ihrer Behörde vorstellig zu werden, sondern sie ist befugt, wenn ihr kein Gehör geschenkt wird, sich immediate an kaiserliche Majestät zu wenden, „alß welches auch ohne Auftrag die Bürgerschaft in Reichsstädten zu thun befugt ist". Dann aber wird „dem Stadt-Magistrat zu Frankfurth hierdurch stark verwiesen", daß er die der ganzen Stadt Frankfurt nach dem Westphälischen Frieden unstreitig zustehende Landeshoheit einseitig auf sich allein beziehen und die Ständerechte sich anmaßen will, da er doch nichts weiter als die Administration derselben hat, und daher allerdings der Bürgerschaft und des bürgerlichen Ausschusses wohlgemeinte und geziemliche Erinnerung entgegennehmen muß.

Wenn gesagt worden ist, das Tagebuch enthalte, abgesehen von den biographischen Notizen nichts, was sich auf die Person seines Urhebers bezieht, so erleidet dieser Ausspruch doch insoferne eine Einschränkung, als die vorliegenden Aufzeichnungen uns eine persönliche Eigenheit des Mannes bestätigen, von der wir bisher nur durch eine unbestimmte Ueberlieferung etwas wußten. Der als einsilbig und verschlossen verschrieene alte Herr, den uns sein großer Enkel so anschaulich schildert, wie er in dem langen, talarartigen Schlafrocke, auf dem Haupte eine faltige schwarze Sammtmütze, — ein Mittelding zwischen Alcinous und Laertes — zwischen den Blumenbeeten des von ihm sorgfältig gepflegten Gartens einherwandelt, stand in dem Rufe, eine Art von Weissagungsgabe und Traumdeuterei zu besitzen. Schon Kriegk bemerkt, daß Goethe die Eindrücke seiner Jugend unzweifelhaft stark idealisirt habe. Jedenfalls klingt das, was sich in dem erwähnten „Repertorium" über die Traumgesichte des Stadtschultheißen findet, weit nüchterner, als das, was uns Goethe zu berichten weiß. Textor erwähnt in dem „Repertorium" einen Traum, welcher das Schicksal Frankfurts in einer bedenklichen Zeit vorausverkündete. Er hat dort nämlich beim Jahre 1734, in welchem Frankfurt von einer Besetzung durch französische Truppen bedroht war, Folgendes eingeschrieben: „10. Mai 1734 habe ich frühe gegen Morgen, in Ansehung der dermaligen großen Gefahr, welcher hiesige Stadt von der frantzösischen Armee

bevorgeſtanden, einen ſehr merkwürdigen Traum gehabt, welcher, Gott ſeye Dank! auch eingetroffen."

Das „Tagebuch" enthält mehrere ähnliche Stellen, die uns den etwas nüchternen Charakter dieſer Art von „Traumſeherei" ſehr lebendig vor Augen rücken. Die erſte derſelben befindet ſich S. 67 des „Tagebuchs" und lautet, nachdem uns dſe Vorkommniſſe bei der Erwählung zum Schöffen, am 5. October 1731, geſchildert worden ſind:

„Merkwürdig iſt hierbey, daß des Morgends frühe vor dem Wahltage mir geträumt, als wann ich vier verguldete Kugeln ſähe, davon 3 gantz, die vierte aber in der Mitte getheilet wären. Welches vielleicht bedeutet hat, daß, wie ich nachgehends erfahren, ich in der erſten Umfrage mit Herrn von der Birgden paria gehabt, nachgehends aber in der zweiten Umfrage majora erhalten."

Die zweite Stelle fällt in die Schilderung der Ereigniſſe, welche infolge des 1734—1735 unter Karl VI. zwiſchen dem deutſchen Reiche und Frankreich geführten Krieges in Frankfurt Platz griffen. Frankfurt wurde in dieſe Ereigniſſe nicht ſonderlich verſtrickt, es konnte ſich lange Zeit darauf beſchränken, die Geſuche, die von allen in meilenweitem Umkreiſe um ſein Gebiet anſäßigen Reichsſtänden und Herren um Ueberlaſſung von Mörſern, Haubitzen, Feldſtücken ſammt den dazu gehörigen calibermäßigen Geſchoſſen und den nöthigen Artillerie-Bedienten oder Conſtablern „mit Glimpf zu decliniren". Da fing es an, bedrohlicher auszuſehen. Montag 10. Mai 1734 berief der ältere regierende Bürgermeiſter eine außerordentliche Rathsſitzung, wozu auch die Herren Syndici beſchieden wurden, und theilte mit, daß mit der eben eingelaufenen Poſt eine Kriegscontributionsordre von dem franzöſiſchen königlichen Intendanten Ritter von Feydeau aus Elſaß angelangt ſei, und von demſelben verlangt werde, daß unverzüglich zur Regulirung dieſer Angelegenheit Deputirte nach dem Kriegslager abgeordnet würden. Es erging darauf Beſchluß, Herrn Syndicus Franc v. Lichtenſtein und Herrn v. Lersner abzuſchicken, mit der Weiſung, eine leidliche Abfindung in Geld zu erwirken zu ſuchen, und dem Colleg der Neuner ſofort Nachricht hiervon zu geben.

„Hierbei, ſo heißt es nun weiter, iſt merkwürdig, daß in der Nacht zuvor, als dieſes Contributions-Schreiben angelangt, frühe gegen Morgen ich einen ſehr nachdenklichen Traum gehabt. Es träumete mir nähmlich, alß wann alle Grundſäulen des Rathauſes oder Römers dergeſtalt erſchüttert würden, alß wann das gantze Gebäude über Hauffen zu fallen ſcheine; jedoch nach einiger Zeith ſtunden dieſelben wieder feſt und auf Ihrem vorigen Fundament. Dieſer Traum hat auch, Gott ſey dafür gelobt, genau eingetroffen, indeme anfangs die gefahr ſehr groß geſchienen, in kurtzem aber glücklich vorbei gegangen, ob es gleich öffters gefährlich genug ausgeſehen et in urbe tropidatum fuerit."

Dies ſind, ſoweit die Blätter des Tagebuchs in Betracht kommen, die einzigen Einblicke in das Seelenleben des merkwürdigen Mannes, den die frohſinnige, lebenskluge Frau Rath ihren Vater nannte.

Die vierzehnte öffentliche Sitzung fand am 14. October unter dem Vorſitze des ſtellvertretenden Obmannes, Herrn Dr. Grotefend im Goethehauſe ſtatt.

Nach Erledigung der geſchäftlichen Vorlagen ergriff Herr Dr. Ludwig Braunfels das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „Don Quijote und die Zeit des Cervantes."

Da die Ausführungen des Redners ſeither in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des „Don Quijote" (Stuttgart, Speemann, 1884) verwerthet ſind, ſehen wir unter Verweiſung auf das Werk hier von einer Berichterſtattung ab.

III. Einsendungen.

No.

703. Kaiserl. Livländische ökonomische und gemeinnützige Societät in Dorpat, Dorpat: General-Nivellement von Livland von Dr. C. J. v. Seidlitz, mit einer hypsometrischen Karte von Esth- und Livland, 2., 3. u. 4. (Schluß-) Lieferung. 1883. Dorpat, Heinr. Laakmann's Druckerei.

709. Gebrüder Henninger, Heilbronn: Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. 2. Hälfte. Heilbronn. Gebrüder Henninger. 1883.

718. Naturhistorische Gesellschaft, Hannover: 31. u. 32. Jahresbericht für die Geschäftsjahre 1880/82. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.

724. Carl Sylvio Köhler, Halle a. S.: Die Weisheit der Tragiker. Von C. S. Köhler. Halle a. S., Otto Hendel 1883. Geb. gr. 8°.

726. Staatsrath J. B. Iwerson, St. Petersburg: Russische Münzen- und Medaillen-Kunde. 4°. Petersburg, Staatsbuchdruckerei. 1881 u. 1882.

727. Franz Kepler, St. Petersburg: Manifest Sr. Maj. des Kaisers von Rußland, angefertigt für die Krönungsfeier in Moskau. 1883. Staatsbuchdruckerei St. Petersburg.

Die Nri. 726 u. 727 wurden von Herrn G. Scamoni, kais. russ. Beamten in St. Petersburg, persönlich überreicht.

738. Gebrüder Henninger Heilbronn: Ephemerides und Volkslieder von Goethe. Heilbronn, Gebrüder Henninger. 1883.

742. Friedr. Seidel, Weimar: 1. Fröbel's pädagogische Schriften von Fr. Seidel. Mutter- und Kose-Lieder. 8°. Wien und Leipzig, Pichlers Wwe. u. Sohn. 1883.

743. 2. Das Leben Heinrich Langethals von Chr. Ed. Langethal 8°. Wien und Leipzig, Pichlers Wwe u. Sohn. 1883.

750. Director Dr. phil. R. Schomburgk, Adelaide: Report on the Progress and Condition of the Botanic Garden and Government Plantations during the year 1882, by R. Schomburgk Dr. phil. Adelaide, E. Spiller Governm. Printer.

767. Karl Kösting, Schriftsteller, Hier: Der Weg nach Eden, epische Dichtung in 5 Büchern von Karl Kösting. Leipzig, Ernst Günther. 1884.

773. Bruno Topf in Langensalza: Die Traukirche. 12 Choräle für gemischten Chor mit Liedertexten zum Gebrauche bei Trauungen von B. Topf, Langensalza, H. Beyer und Söhne. 1883.

783. Moritz Müller, Pforzheim: Die Fortsetzung unseres Lebens im Jenseits von M. Müller sen. 8°. Halle a. S., E. E. M. Pfeffer. 1884.

808. Société Imperiale des Naturalistes Moscou: Bulletin No. 4. 1882, et Nr. 1. 1883. Moscou, Alexandre Lang, Libraire.

817. Prof. Dr. J. Schneider in Düsseldorf: Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im Deutschen Reiche von Prof. Dr. J. Schneider, Düsseldorf, Fried. Dietz. 1883.

824. Gustav v. Loeper, Geh. Ober-Regierungsrath und vortragender Rath Dr. phil. in Berlin: Goethes Gedichte mit Einleitung und Anmerkungen, von G. v. Loeper. Berlin, Gustav Hempel. 1882.

874. Prem.-Lieutenant Eggers in Bremen: Zeitschrift des Vereins für Hamburg'sche Geschichte. Hamburg, J. A. Meißner 1883. 8°.

877. Derselbe: Hansische Geschichtsblätter: Jahrgang 1882. Leipzig, Dunker und Humblot. 1883.

875. Derselbe: Aus dem Familienkreise der Eggers. 8°.

876. „ Die Haccius. 8°.

No.

878. Dr. Otto Hahn in Reutlingen: Voltaire am Hofe Friedrichs II. Schauſpiel von Dr. Otto Hahn. Stuttgart, Karl Grüninger. 1882. 8°.

879. Fried. Wilh. Fricke, Wiesbaden: Prinzeſſin Ilſe, Ilſenſage und Ilſenſprüche, von Fr. Wilh. Fricke Stuttgart, Guſt. Hohl 1883. 8°.

931. Wilh. Braumüller, Univ.-Buchhandlung Wien: Wilhelm von Braumüller und Heinr. von Cotta, zwei Thüringer Charakterköpfe, von Dr. C. Beyer, Stuttgart. Wien, Wilh. Braumüller, Hof- und Univ.-Buchhandlung. 1881.

Außer den im Bericht No. 3 veröffentlichten Zeitſchriften gingen in fortlaufender Lieferung ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Bildende Kunſt".
„ Prof. Dr. Fr. Zarncke, Leipzig: „Literariſches Centralblatt".
„ v. Selar, Berlin: „Deutſch-öſterr. Theater-Zeitung".
„ Prof. Emil Breslauer, Berlin: „Der Klavierlehrer."
„ K. Schwier, Weimar: „Deutſche Photographenzeitung".
„ Rath Jung, München: „Zeitung für Feuerlöſchweſen".
„ denſelben: „Knabenhort".
„ Emanuel Blau, Wien: „Oeſterreichiſcher Oekonomiſt".
„ Wm. von Freeden, Bonn: „Hanſa".
„ G. Pappenheim: Wien: „Oeſterreichiſches Handelsjournal".
„ denſelben: „Montan- und Metall-Induſtrie".
„ denſelben: „Müller-Zeitung".
„ Dr. F. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform".
„ Richard Leſſer, Hier, „Deutſche Colonial-Zeitung".

Lektionskataloge, bezw. Programme und Mittheilungen ſandten ein die Univerſitäten Göttingen, Czernowitz, Innsbruck, Freiburg und die Techniſche Hochſchule Hannover.

Lagerverzeichniſſe ſchickten ein die Antiquariſchen Buchhandlungen: G. Priewe Berlin, Lehmann u. Lutz Hier, Herſchel & Anheiſer Stuttgart, J. Baer & Cie. Hier, C. Th. Völcker Hier.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in

Frankfurt am Main.

Jahrgang 1883—84

(November 1883 bis Mai 1884).

Frankfurt am Main.

Freies Deutsches Hochstift.

1884.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

An die Genossen 1

Geschäftlicher Verkehr. Personalien 2

Oeffentliche Sitzungen.

„Luther, der Begründer der neuhochdeutschen Sprache" (Dr. L. Holthof) 3

„Jahresbericht für 1882/83" 23

„Ueber einige Eingänge zur Bibliothek des Freien Deutschen Hochstiftes aus dem Gebiete der Geschichte" (Dr. Grotefend) 25

„Die Erfindung und Entwicklung des Telephons" (Hauptmann Holthof) 27

„Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthum. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck" (Dr. L. Holthof) 36

Vorträge und Vorlesungen.

„Die Kunst des Islam" (Hofrath Dr. Schäfer aus Darmstadt) . 48

„Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Idee" (Prof. Dr. L. Büchner aus Darmstadt) 55

„Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne. (1546 bis 1630)" (Frau E. Mentzel) 60

„Klopstocks Bedeutung für die deutsche Literatur" (Prof. Dr. Otto Roquette aus Darmstadt) 85

„Meine erste Begegnung mit Schopenhauer" (Dr. W. Jordan) . 89

Recitation des Herrn Prof. Alexander Strakosch 92

Einsendungen 92

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.

herausgegeben
im Auftrage der Verwaltung.

Jahrgang 1883/84. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1 und 2.

Inhalt: An die Genossen. I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — II. Oeffentliche Sitzungen. — „Luther, der Begründer der neuhochdeutschen Sprache." — „Jahresbericht." — „Die Erfindung und Entwickelung des Telephons." — „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthum. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 20. Febr. 1864.)" — III. Vorträge und Vorlesungen. „Die Kunst des Islam." — „Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Idee." — „Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne (1546—1630)." — „Klopstock's Bedeutung für die deutsche Literatur." — „Meine erste Begegnung mit Schopenhauer." (Jordan.) — IV. Einsendungen.

Hochgeehrte Genossen!

Mit dem vorliegenden Hefte findet die Reihe der bisherigen Berichte ihren Abschluß. Die Form der Doppellieferung ist gewählt worden, weil ein gesonderter Bericht über die drei letzten Monate sich nicht wohl geben ließ. Die Verwaltung hatte während dieser Zeit ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Ueberführung in die neuen Verhältnisse zu richten, wodurch sich naturgemäß eine Beschränkung der in Aussicht genommenen Veranstaltungen ergab. In den neuen Bahnen, in denen sich fortan unsere Genossenschaft zu bewegen hat, wird mit der Ausdehnung der wissenschaftlichen Thätigkeit auch die Berichterstattung über dieselbe eine erweiterte werden. Einstweilen sei an dieser Stelle unseren Genossen der Dank ausgesprochen für die Nachsicht, mit welcher das Gebotene aufgenommen und für die Theilnahme, die demselben allseitig gewidmet worden ist.

Die Verwaltung des Freien Deutschen Hochstiftes.

I. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Mit dem 11. November 1883 wurde das fünfundzwanzigste Verwaltungsjahr eröffnet. Während der ersten Hälfte desselben wurden 9 Verwaltungs-Sitzungen abgehalten, am 28. November und 10. December 1883, 7. und 12. Januar, 11. Februar, 17. März, 7. und 21. April sowie am 5. und 19. Mai 1884. Der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat einmal, am 8. Mai, zusammen. Das Tagebuch des Schriftführeramtes hat 691 Eingänge zu verzeichnen, denen 712 Ausgänge gegenüberstehen. Aufgenommen wurden 28 neue Mitglieder, ihren Austritt erklärten 24 seitherige Genossen; durch den Tod verloren wir 24 Genossen:

Dr. phil. Joachim Barande, gestorben 15. October 1883, Frohsdorf.

Dr. phil. Anton, gestorben 16. October 1883, Naumburg a. S.

Dr. William Siemens, gestorben 18. October 1883, London.

Fräulein Marie Lenz, gestorben 24. November 1883, Dorpat.

Prof. Dr. Franz X. Schmid-Schwarzenberg, gestorben 28. November 1883, Erlangen.

Ferd. Heiß, Garteninspector, gestorben 28. December 1883, hier.

David Haas, gestorben 10. Januar, hier.

Maximilian Droßbach, gestorben 8. Februar 1884, Donauwörth.

Dr. Friedrich Nother, gestorben 15. Febr. 1884, Stuttgart.

Prof. Dr. Heinrich Berghaus, gestorben 18. Februar 1884, Stettin.

Dr. Hermann Presber, gestorben 3. März 1884, hier.

Ritter Carl von Laroche, k. k. Hofschauspieler, gestorben 11. März 1884, Wien.

Prof. Dr. Reinhard Blum, gestorben 13. März 1884, Heidelberg.

Fräulein Clarissa Stockinger, gestorben 14. März 1884, Wien.

Franz Freih. von Bernus, geſtorben 17. März 1884, Stift Neuburg.
Erich Bruno Topf, Rector, geſtorben 17. März 1884, Langenſalza.
Prof. Dr. Auguſt Stöber, geſtorben 19. März 1884, Mülhauſen i. E.
Dr. Friedrich Wichard Lange, geſtorben 23. März 1884, Hamburg.
Prof. Dr. Ludwig Stark, geſtorben 24. März 1884, Stuttgart.
Prof. Guſtav Richter, geſtorben 3. April 1884, Berlin.
Emanuel von Geibel, geſtorben 6. April 1884, Lübeck.
J. H. H. Mühlig, geſtorben 12. April 1884, hier.
G. Kolb, geſtorben 2. Mai 1884, Bayreuth.
Dr. J. W. Sonder, geſtorben 5. Mai 1884, Hamburg.

II. Oeffentliche Sitzungen.

Die erſte derſelben fand am 11. November 1883 zur Eröffnung des Verwaltungsjahres in dem feſtlich geſchmückten Goethehauſe ſtatt. Die Feſtrede hielt Herr Dr. Ludwig Holthof über „Luther, den Begründer der neuhochdeutſchen Sprache". Der Redner entwickelte ſeine Ausführungen in der folgenden Weiſe:

Wer geſtern an den Ufern des Niederrheins geſtanden hätte, da etwa, wo der ſtolze Strom zwiſchen Drachenfels und Rolandseck wie durch ein weites Felſenthor in die niederrheiniſche Ebene tritt, dem würde ein merkwürdiges Schauſpiel ſich dargeboten haben: er würde mit einbrechendem Abende rings um ſich her mächtige Feuer haben emporlodern ſehen, von den bergigen Kuppen und langgeſtreckten Höhenzügen zu Thal grüßend, in den Fluthen des Flußes ſich wiederſpiegelnd, und in dem weiten Flachlande ſich fortſetzend, von Gehöft zu Gehöft, von Ortſchaft zu Ortſchaft, von Gemarkung zu Gemarkung, ſoweit das Auge zu reichen vermag — und um die Flammenſäulen das Glühen und Sprühen eines ſchillernden Funkenregens und in dem Feuer und in

den Funken das Schweben und Weben ſchattenhafter Geſtalten — mit einem Worte: das Bild aus jahrtauſendaltem Grabe wiedererſtandener altgermaniſcher Feuer- und Reigenluſt.

Die Anwohner des Niederrheins begehen an dieſem Abend die Feier des Martinsfeſtes. Der heutige Tag, der 11. November, den die abendländiſche Kirche dem Andenken des h. Martin gewidmet hat, begann in alter Zeit das Jahr, das kirchliche, wie das bürgerliche und bäuerliche, wie er ja in machen Gegenden ſich als Zinstermin für das Landvolk erhalten hat, weshalb Sankt Martin wohl ein „harter Herr" und „ſchlechter Bezahler" geſcholten wird. Der ſchlichte Biſchof von Tours wird als Apoſtel Galliens verehrt, ſein Leben enthüllt uns einen unter Verfolgungen aller Art aufrecht erhaltenen makelloſen, ſtreng rechtlichen Wandel, allein dieſer würde ihm ebenſowenig wie ſein Verdienſt um die Bekehrung der ungläubigen Keltoromanen zu einer derartigen Stellung unter den Mitgliedern der triumphirenden Kirche verholfen haben, daß mit ſeinem Gedächtnißtage das große Kirchenfeſt weltlichen Charakters, das germaniſche Herbſtgelage, hätte verknüpft werden können, wenn nicht andere Einflüſſe im Spiele geweſen wären, und zu der Zeit, da das Germanenthum die Welt zu beherrſchen und umzugeſtalten begann, und die römiſche Kirche ſich ſeine Wirkſamkeit dienſtbar zu machen wußte, der chriſtliche Heilige hätte an die Stelle einer Gottheit der heidniſchen Weltumgeſtalter vorrücken müſſen. Die Bekehrungspolitik der Kirche iſt bekannt: ſie iſt ein getreues Abbild der Unterwerfungspolitik des römiſchen Staates. Wie dieſer eroberten Völkerſchaften ihr Recht und ihre Religion beließ — aber nicht etwa aus Toleranz, ſondern um dieſem Recht und dieſer Religion einen abſolut geltenden höchſten Willen, den der respublica romana zu geben, welcher ſich durch die Auſpicien mit dem ihrer Nationalgottheiten identifeirte — ſo leugnete auch die Kirche den zu bekehrenden Völkern gegenüber nicht das Walten eines Einfluſſes, der bisher als höchſter gegolten hatte, ſondern ſie ſuchte dieſen Einfluß unter ihre Botmäßigkeit zu beugen, ſie degradirte die Gottheiten von ehedem zu Dämonen und Unholden und ließ an ihre Stelle chriſtliche Heilige treten, dabei

aufrecht erhaltend, was an äußeren Sitten und Gebräuchen lange Gewöhnung dem Volksgeiſte lieb und werth gemacht hatte und als geheiligt erſcheinen ließ.

Als der große Völkerſturm, dem der römiſche Weltſtaat erliegen ſollte, die Volksgemeinſchaft der Franken nach den Ufern des Rheines und von dort weiter weſtwärts geführt hatte, vollzog ſich für das fränkiſche Volk auf galliſchem Boden dieſer Ausgleich zwiſchen heidniſchen und chriſtlichen Anſchauungen. Die Stammesgottheit der Franken war Wotan geweſen, deſſen Sieg und Stärke verleihender Mantel an geheiligter Stätte aufbewahrt und den in die Schlacht ziehenden Frankenkönigen vorangetragen wurde. Die Kirche ließ den alten Heidengott zum Dämon herabſinken und ſetzte an ſeine Stelle den Nationalheiligen des Landes, die alten Sitten und Gebräuche aber ſuchte ſie ſorgſam unter ihrem Schutze zu wahren. Schon die Legende des Heiligen bot willkommene Berührungspunkte mit dem Mythus des Gottes dar. Den chriſtlichen Heiligen pflegte man zu bilden, wie man ſich einſt die Gottheit vorgeſtellt, als Reitersmann mit Speer und wallendem Mantel. Selbſt der letztere blieb als Nationalheiligthum unangetaſtet, nur daß er den Segen der Kirche über ſich ſprechen und ſich in die cappa Sancti Martini umwandeln laſſen mußte, die ſtatt von heidniſchen nunmehr von chriſtlichen Prieſtern gehütet ward. Am wenigſten rüttelte man an dem herbſtlichen Wotansfeſte mit der rauſchenden Luſt ſeiner Schmauſereien, ſeiner flackernden Feuer und ſeines wilden Fackeltanzes. Es war nicht nur dem fränkiſchen Stamme eigen, ſondern galt dem ganzen germaniſchen Alterthume als das vornehmſte der drei mit Opfern und den regelmäßigen Volks- und Gerichtsverſammlungen — den ungebotenen Dingen — verbundenen Nationalfeſte. Wenn es bei dem fränkiſchem Volke in beſonderer Ehre ſtand, kam das daher, weil die Gottheit, der es heilig war, als Schirm und Hort der Stammesgemeinſchaft galt. Daher die Erſcheinung, die auf den erſten Blick befremden könnte, daß ſeine Spuren ſich auch außerhalb Deutſchlands nachweiſen laſſen und heute noch die Martinsfeuer, über den Bereich unſerer dermaligen Sprachgrenze hinaus, auflohen, ſoweit

die Hand des Uferfranken das ſiegreiche Schwert in galliſches Land getragen.

Wir ſehen alſo, der Tag, der für den engeren Kreis unſerer Genoſſenſchaft beſondere Bedeutung hat, weil er der Gedenktag der Stiftung derſelben iſt und uns Anlaß zu unſerer feierlichen Jahresverſammlung bietet, iſt ein bedeutſamer auch für unſer ganzes Heimathland und hat eine Geſchichte, die ſich zurück verfolgen läßt bis zu dem ahnungsvollen Dämmer der Vorzeit.

Und durch dieſe Geſchichte zieht ſich in der That etwas von dem geheimnißvollen Walten einer Schutzgottheit unſeres Volkes. Man könnte verſucht ſein zu glauben, es verhalte ſich wirklich ſo, wie es ſeit alter Zeit leiſe von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeflüſtert worden iſt: der alte Herrſcher Aſenheims, der heilige Mantelträger, ſei nicht, wie der Römling es verkündet, in den Schoß der Hölle gefahren — er habe ſich mit ſeinen Getreuen in das Aſyl heimiſcher Berge zurückgezogen und wache dort über das Geſchick ſeines Volkes. Die an ſein Andenken geknüpfte merkwürdige, durch die Nacht des Feuerzaubers mit einander verbundene Tagfolge des 10. und 11. November iſt eine hehre und heilige für den Deutſchen, bis an das Ende aller Zeiten gekennzeichnet durch die Namen Martin Luther und Friedrich Schiller, Namen, in deren Trägern ſich das verkörpern ſollte, was dem Deutſchen ſtets als höchſtes Ziel ſeines Strebens vorſchweben wird, Sammlung und Stärkung zu dem Kampfe um die geiſtige Befreiung der Menſchheit.

Für die Worte der Weihe, die heute an dieſer Stelle zu ſprechen ſind, iſt der Gegenſtand von ſelbſt gegeben. Wir pflegen bei dem Zuſammentreten an unſerm Stiftungstage uns den Tag des kommenden Jahres zu vergegenwärtigen, der als Gedenktag an ein geſchichtliches Ereigniß zu beſonderer Erörterung Anlaß bietet. Durch eine eigenthümliche Fügung fällt diesmal dieſer Memorialtag mit dem unſerer erſten Verſammlung zuſammen: in der Stunde, in welcher wir uns anſchicken, den fünfundzwanzigſten Jahrgang unſeres Genoſſenſchaftslebens zu inauguriren, haben ſich Tauſende und aber Tauſende von Deutſchen zuſammengefunden, um feierlich das Andenken an die vor vierhundert

Jahren erfolgte Geburt des Bergmannssohnes von Eisleben zu begehen.

Wie der Gegenstand, so die Behandlung desselben uns durch das Lebensgesetz unserer Stiftung vorgeschrieben: wir stehen nicht auf dem Boden der Partei und nehmen an Parteibestrebungen, seien sie politische oder kirchliche, nicht Theil; das öffentliche Leben flößt uns nur Theilnahme ein, soweit es sich von der wirklich höheren Warte überschauen läßt, von welcher der Dichter singt — von der Warte, die unserm Auge nicht einseitig nur ein beschränktes Gesichtsfeld eröffnet, sondern dem Blick gestattet, wie in die Weite zu schweifen, so in die Tiefe hinabzudringen und sich zu erheben zu der lichten Höhe des Aethers.

Wir haben nicht zu befürchten, daß durch eine derartige Behandlungsweise der Gegenstand unserer Betrachtung und Erörterung eine Beeinträchtigung erleiden werde. Luther, der Mann der Kirche, wird einem Theile unseres Volkes stets ferne stehen — der Charakter, die deutsche Kernnatur, der Schöpfer unseres Volksbewußtseins und der Begründer unserer modernen Sprache, ist der Liebe und Theilnahme unserer gesammten Volksgemeinschaft gewiß, so lange der Sinn für deutsche Art nicht erstirbt, so lange die Probleme der Menschheit in unserer Sprache erörtert werden, so lange ein deutsches Lied erklingt.

Man verkennt den kühnen Augustinermönch, der am 31. October 1517 seine 95 Thesen gegen Tetzel's Ablaßkram an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug durchaus, wenn man ihn nur mit dem Auge des Kirchengläubigen ansieht, ebenso wie man ihm nicht gerecht zu werden vermag, wenn man ihn im Lichte der oberflächlichen Aufklärungssucht betrachtet, die in unsern Tagen so oft dem wirklichen und ächten Streben nach Freiheit den Weg verlegt. Man muß sich die Eigenart seines Wesens erschließen und sich die Kämpfe vergegenwärtigen, die er hat durchmachen müssen, wenn man beurtheilen will, was er geleistet *hat*, was er hat leisten *wollen* und *können*. Glücklicherweise sind wir Söhne einer Zeit, die soweit das Vorurtheil vergangener Tage bekämpft hat, daß ein geschicht-

lich gerechtes Urtheil möglich ist. Protestanten und Katholiken, sofern beide nicht von den Banden eines dumpfen Köhlerglaubens gefangen gehalten werden, sind heutzutage einig in der Werthschätzung des großen Mannes. Schöner als der Romantiker Eichendorff und wahrer und richtiger als Döllinger — und zwar nicht der gegen Rom frondierende altkatholische Stiftsprobst, sondern der in dem überkommenen Ideenkreise sich bewegende Lehrer der Kirchengeschichte — hat niemand das Bild Luther's gezeichnet. Wenn jener ihn als heldenhafte, durchaus volksmäßige Persönlichkeit darstellt und die ersten protestantischen Kirchenlieder schöne Kriegslieder nennt, mitten im Getümmel der Geisterschlacht oder in Zeiten der Noth auf nächtlicher Runde und Feldwacht erfunden, voll männlicher Zuversicht im Glück und Unglück, und alle ohne Gesang kaum denkbar, so scheut dieser nicht vor dem Satze zurück, daß er der gewaltigste Volksmann und der populärste Charakter gewesen, den Deutschland je besessen. „In dem Geiste dieses Mannes", so sagt er ein andermal, „des größten unter den Deutschen seines Zeitalters, ist die protestantische Doctrin entsprungen. Vor der Ueberlegenheit und schöpferischen Energie dieses Geistes bog damals der aufstrebende, thatkräftige Theil der Nation demuthsvoll und gläubig die Kniee. In ihm, in dieser Verbindung von Kraft und Geist, erkannten sie ihren Meister, von seinem Gedanken lebten sie; er erschien ihnen als der Heros, in welchem die Nation mit allen ihren Eigenthümlichkeiten sich verkörpert habe..... So ist Luthers Name für Deutschland nicht mehr blos der eines ausgezeichneten Mannes, er ist der Kern einer Periode des nationalen Lebens, das Centrum eines neuen Ideenkreises, der kürzeste Ausdruck jener religiösen und ethischen Anschauungsweise, in welcher der deutsche Geist sich bewegte, deren mächtigem Einflusse auch die, welche sie bekämpften, sich nicht ganz zu entziehen vermochten."

Luther war eine jener seltenen Naturen, in denen die intellectuellen und moralischen Fähigkeiten die gleichstarke Anlage verrathen, und in denen Denken und Fühlen, Geist und Gemüth, zu harmonischem Ausgleiche gelangen. In seiner geistigen Kraft-

fülle war er zum Reformator, dem die Maſſen beherrſchenden Vorkämpfer einer neuen Zeit wie geſchaffen. Unter andern Einflüſſen erzogen, würde er, an die Spitze der in dem Bauernaufſtande ſich verkörpernden Volksbewegung geſtellt, vielleicht das Jahrhundert aus den Angeln gehoben und die ganze ſeitherige Ordnung der Dinge über den Haufen geworfen haben. Allein das Schickſal hatte es nicht ſo beſtimmt, es führte ihn vor vollendetem Studienlauf in die Zelle des Auguſtinermönchs, und in dieſer vermag niemand ungeſtraft fünfzehn Jahre zu verweilen. Eine Zeit lang freilich ſchien es anders. Dem jungen Profeſſor der Theologie, der ſo herzhaft und doch ſo beſcheiden gegen die Auswüchſe der kirchlichen Lehre und des kirchlichen Lebens auftrat und ſeinen Weg, unbeirrt um den allerorts hervorbrechenden Zorn ſeiner Gegner, in derſelben feſten, muthigen und maßvollen Weiſe verfolgte, ſchlugen alle Herzen entgegen, die unter dem ſchweren Joche eines ſchwer laſtenden Zeitalters ſich beengt fühlten. Und in der That, der Freund der freiheitlichen Entwicklung der Menſchheit vermag, wenn er die Blätter der Geſchichtsbücher unſeres Volkes umwendet, kein ſchöneres Bild zu finden, als die fortſchreitende Entwicklung Luthers von ſeinem erſten Auftreten bis zu ſeinem mannhaften Verhalten auf dem Reichstage zu Worms.

Ein Biograph des Reformators, Heinrich Lang, ſagt, wenn er auf dieſen Augenblick zu ſprechen kommt: „Das — der 26. Mai des Jahres 1521 — war der ſchönſte Tag im Leben unſeres Helden, ein Tag ſo groß und rein, wie er vielleicht keinem Zweiten zu Theil geworden iſt. Schade, daß zu ſeinem vollen Glanze Eines fehlte: die Märtyrerkrone. Er hatte ſie verdient und mehr als Ein Mal ohne Bangen zu ihr aufgeſchaut. Sie hätte ſein Bild gleich dem des Achilles in dem bezaubernden Reize unverwelklicher Jugend der Einbildungskraft der Nachwelt eingeprägt. Die Stimmung der deutſchen Nation ſchützte den Angefochtenen, und die Vorſorge ſeines Fürſten bot ihm gegen die Pfeile der kaiſerlichen Reichsacht ein Aſyl auf der Wartburg. Jetzt hat die Feder des Biographen in das Buch dieſes Lebens noch 25 Jahre einzuzeichnen, an deren Ende das

lebensmüde Wort ſteht: „es iſt ein Wunder und ſehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen iſt, die Welt immer ärger geworden iſt. Jedermann zieht die chriſtliche Freiheit nur auf fleiſchlichen Muthwillen. Wenn ich es vor meinem Gewiſſen könnte verantworten, ſo würde ich lieber dazu rathen und helfen, daß der Papſt mit allen ſeinen Gräueln wieder über uns kommen möchte, denn ſo will die Welt regiert ſein: mit ſtrengen Geſetzen und mit Aberglauben. Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und den Jammer nicht ſehen laſſe, der über Deutſchland kommen muß.“ Welch ein Abſtand zwiſchen dieſem lebensmüden Wort, dieſer Hoffnungsloſigkeit auf dem Antlitz des Greiſen und jenem feſtlichen Triumphzug von Wittenberg nach Worms und von Worms nach der Wartburg!“

Niemand hat dem deutſchen Volke ein ſchöneres und liebevolleres Lebens- und Charakterbild des großen Mannes entworfen als Guſtav Freitag, und dieſer iſt auch der Erſte geweſen, der auf dem tragiſchen Zug in dieſem Leben hingewieſen hat. Es iſt merkwürdig und wie die Fügung eines geheimnißvoll die Menſchenlooſe ordnenden Verhängniſſes: derſelbe Mann, der zum erſten Male kühn und nachhaltig ſeine Stimme gegen Glaubenswuth und Prieſterübermuth erhoben, vermochte während ſeines ganzen Lebens den Bannkreis nicht zu verlaſſen, den dieſe Wuth und dieſer Uebermuth gezogen — er bekämpfte die alte Kirche und wurde doch immer wieder auf den Boden zurückgeführt, auf dem dieſe errichtet war. Der Reformator ward zum Kirchenſtifter, der Rufer im Streit, der Vorkämpfer der Freiheit, der gekommen war, aus Ketten und Banden zu erlöſen, lieferte, bevor noch die alten geſprengt waren, Stoff und Werkzeug zum Schmieden neuer Feſſeln und führte ſelbſt mit wuchtiger Hand bei dieſer traurigen Hantierung den erſten Schlag auf den Amboß. Die herrliche urſprüngliche Kraftnatur verzehrte ſich während der beſten Mannesjahre in furchtloſem Ringen mit ſich ſelbſt, ſehnte den Tod herbei, bevor ſie noch der Schwelle des Greiſenalters genaht und ſchied kampfesmüde aus der Welt in dem feſten Glauben, daß das Ende aller Dinge nicht mehr

fern sei. Ein Verhängniß fürwahr! Nur dürfen wir den Urgrund desselben nicht in der Sphäre einer mystischen Geisterwelt oder überhaupt in etwas suchen, daß außerhalb unserer eigenen Natur, außerhalb des menschlichen Herzens gelegen wäre, dessen Falten allerdings oftmals schwer zu ergründen sind.

Luthers Schicksal erklärt sich, wie das jedes andern Menschen, aus der Eigenart seines Wesens, und in dieser — und nur in ihr — haben wir den Grund zu suchen für die Wirksamkeit, die er als Reformator, als Erwecker des deutschen Nationalgefühls und als Begründer unserer Schrift- und Verkehrssprache entfaltete.

Ehrliche Ueberzeugung und unbeugsame Willensstärke, dieser mit allen Mitteln und unter allen Umständen zur Bethätigung zu verhelfen, das sind die Grundpfeiler, auf denen sein Charakter sich aufbaut. Ueberzeugungstreue führte ihn in das Kloster und hieß ihn wiederum die Thüre der Mönchszelle sprengen, sie geleitete ihn zum Reichstage gen Worms und rief ihn zurück von dem schützenden Asyl der Wartburg durch die Fährlichkeit des öffentlichen Lebens nach Wittenberg, um den Kampf gegen die Bilderstürmer aufzunehmen; sie half ihm Acht und Bann tragen und blieb seine stete Begleiterin durch das Erdenwallen, wie immer auch dieses sich gestalten mochte. Willensstärke spricht aus jeder Handlung Luthers, sie heißt ihn beständig vorwärts schreiten, auch dann, wenn es sich herausstellt, daß ein Schritt ein irriger und verfehlter gewesen ist. Auf diese Weise erklärt es sich, daß der Charakter etwas selten Geschlossenes annehmen mußte. So milde Luther von Natur aus war, und so menschlich-liebenswürdig er in allen Verhältnissen seines Privatlebens erscheint, so schroff und unnachgiebig, so bis zum Verletzenden scharf und abweisend selbst gegen Freunde giebt sich sein Wesen, sobald es gilt, vor der Öffentlichkeit für das Werk zu zeugen, das er begonnen. Luther hat den öffentlichen Kampf nicht eigentlich gesucht, er ist zu demselben durch die Art seines Wesens, durch seine Ueberzeugungstreue und seine unbeugsame Willensstärke gedrängt worden. Wie bei allen starken Naturen hat sein Entwicklungsgang etwas auf die eigene Persönlichkeit Gerichtetes an sich, das bei schwächeren

Charakteren leicht als ſelbſtſüchtig erſcheinen könnte. Im Grunde genommen hat er nie etwas Anderes gewollt, als den innern Kampf, der ſich in der Kloſterzelle entſponnen, ehrlich und ganz ausfechten, gleichviel, ob er das in ſeinem ſtillen Heim thun könne, oder ob er dadurch genöthigt werde, hinaus auf den lauten Markt des Lebens zu treten. Vor den an letzteren Fall geknüpften Folgen iſt er nie zurückgeſchreckt, allein eigenwillig hat er ſie nicht auf das Ungewiſſe hin heraufbeſchwören wollen. Wenn der Seelenkampf des Mönchs von Wittenberg berufen war, die Welt ins Schwanken zu bringen, ſo lag das einfach daran, daß dieſer Mönch eine jener gewaltigen Naturen war, die mit eherner Sohle durch die Geſchichte ſchreiten, und vor deren Kommen und Gehen donnernd die Zeit erbebt.

Genau auf dieſelbe Weiſe, wie Luther zu ſeiner reformatoriſchen Miſſion gedrängt ward, wurde er berufen, das Nationalgefühl unſeres Volkes wach zu rütteln. Vor ſeinen Tagen dämmerte in den deutſchen Stämmen kaum das Gefühl ihrer Zuſammengehörigkeit. Noch herrſchte die mittelalterliche Anſchauung von der Geſtaltung des öffentlichen Lebens. Die Völker Europas fühlten ſich kaum provinzial von einander geſchieden, und beſonders war das innerhalb der Grenzen des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation der Fall, deſſen Band einſt den größeren Theil der Länder unſeres Erdtheils umfaßt hatte. War auch die alte hierarchiſche Weltmonarchie mit ihrer Agglomeration von Völkern germaniſcher, romaniſcher, ſlaviſcher und finniſcher Zunge morſch und matt geworden, und drohte ſie aus den Fugen zu gehen, um ſich in einzelne dynaſtiſche Monarchien aufzulöſen, ſo friſtete doch der Gedanke von ehedem noch wie ein ſcheues, unheimliches Geſpenſt ſein unbeſtimmtes Daſein. Erſt der Weckruf, der von Wittenberg ausging, gab anderen Vorſtellungen Raum und rief das Bewußtſein der nationalen Sonderart hervor. Luthers Auftreten ſollte in der That den erſten poſitiven Anlaß zur Auflöſung des alten Reiches und zum Uebergang in neue ſtaatliche Verhältniſſe geben. Die lange achtzigjährige Kriegszeit, die der großen Kirchenbewegung folgte und ſich während ihrer letzten dreißig Jahre auf unſer

ſchwer heimgeſuchtes Vaterland concentrirte, ließ nicht viel mehr als den Leichnam des alten Staatsgefüges zurück, der noch ein Jahrhundert lang den Schein des Lebens darbieten ſollte, um dann ſang- und klanglos beſtattet zu werden. Theuer war der Preis, der für das erlangte Gut bezahlt werden mußte — ſo theuer, wie Herzblut ſein kann — zumal die Früchte dieſes Gutes noch nicht genoſſen werden konnten. Deutſchland blieb zerriſſen nach wie vor, aber Eines war doch gewonnen, die Gewißheit, daß die Wiederkehr der alten Zuſtände zur Unmöglichkeit geworden. Es iſt merkwürdig, wie in Deutſchland gerade während der Zeit des unglückſeligen Krieges. die erſten Zeichen des Gefühles nationaler Selbſtändigkeit auftreten, der erſte Spott und Hohn gegen die Jahrhunderte alte Uebung, das Ausland als maßgebend für alle Verhältniſſe der Geſittung anzuſehen.

Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, wie es uns jetzt eigen iſt, ſollte freilich durch die ſtürmiſchen und blutigen Bewegungen nicht erreicht werden; allein es wurde doch der Grund dazu gelegt, und zwar gerade in der Zeit des unheilvollen Bruderkrieges. In den hundert Jahren, die nach Luther's Tod verfloſſen, begann das köſtliche Vermächtniß, das er uns in der unter ſeiner unmittelbaren Einwirkung entſtandenen Schrift- und Verkehrsſprache hinterlaſſen, fruchtbar und ergiebig zu werden. Ohne die gemeinſame Sprache würden wir nie zu einer geiſtigen Einheit vorgedrungen ſein, und ohne dieſe wäre die politiſche entweder eine Unmöglichkeit oder — werthlos.

Man hört vielfach Luther als den Schöpfer unſerer jetzigen Schriftſprache bezeichnen, freilich nicht ohne Anfechtung, und es mag in der That damit zuviel geſagt ſein. Sprachen werden ebenſowenig geſchaffen wie organiſche Naturgebilde; gleich dieſen ſind ſie das Produkt eines allmählich und faſt unbemerkt ſich vollziehenden Werde- und Entwicklungsprozeſſes und äußerer Einwirkung nur ſoweit unterworfen, als ſolche bei einem Naturvorgange möglich iſt. Gleichwohl ſteht der Einfluß Luthers auf das Werden und die Entwicklung unſerer heutigen Sprache in der Geſchichte aller Völker und aller Zeiten als ein Beiſpiel

ohne Gleichen da. Könnten wir, wie die Sage es will, einen Erfinder der Lautzeichen annehmen, so möchte dieser einzig ihm zur Seite zu stellen sein.

Sprachen, so sagten wir, entstehen und nehmen einen Verlauf wie die Gebilde der organischen Natur. Die Wissenschaft unserer Tage ist weiter gegangen, sie hat den Versuch gemacht, die Sprache, oder die Sprachen, unvermittelt den Naturorganismen einzureihen und die Sprachwissenschaft aus der Klasse der historischen Disciplinen in die der naturhistorischen zu verweisen. Das Sprechen ist mit dem Denken gegeben, es ist der lautliche Reflex einer Thätigkeit des menschlichen Gehirns, mag diese nun, nach teleologischer Anschauungsweise, durch ein Aufblitzen des uns innewohnenden göttlichen Funkens oder nach materialistischer durch einen mechanischen Vorgang hervorgebracht werden. Die Sprache ist demnach mit dem Menschen entstanden, und es verschlägt auch hier wieder nichts, welchen Standpunkt der Welt- und Naturanschauung wir einnehmen, ob wir uns den Menschen durch einen Schöpfungsakt des Weltenlenkers oder durch einen langsamen und allmählichen Uebergang aus einer niederen in eine höhere Thierform als in die Wesenheit der Dinge eintretend oder in dieser Stellung nehmend denken. In die Geschichte bringen die Völker ihre Sprache in entwickeltem Zustande mit, die Periode der Sprachbildung liegt hinter der Gränze, bis zu welcher wir mit Hilfe der Wissenschaft bei einem Volke das Dunkel der Vergangenheit zu erhellen vermögen. Nicht selten ist bei dem Eintreten in das Licht der Geschichte der Verfall der sprachlichen Form schon gegeben, die Ueberentwicklung eingetreten, womit dann in der Regel die geistige, die culturelle Bedeutung der Sprache erst beginnt. Die Bewegung im Leben der Sprache dauert fort, und es gehört zu dieser Bewegung namentlich die Spaltung, die Trennung einer Stamm- oder Grundsprache in verschiedene Sprachäste, die sich dann wieder in Zweige und Nebenzweige verästeln und so schließlich auf dem Sprachgebiete eines Volkes die Dialekte oder Mundarten herbeiführen. Anfangs gleichartig und gleichwerthig, beginnen mit der steigenden Cultur die Dialekte eines Volkes mit einander

um den Vorrang zu ſtreiten bis einer die Oberhand gewinnt und ſich zu dem Rang der herrſchenden oder der Culturſprache erhebt. Wohin wir den Blick im Völkerleben wenden, überall gewahren wir auf ſprachlichem Gebiete dieſen Kampf der Mundarten. Im alten Griechenland ſehen wir anfangs drei Dialekte den höheren Culturzwecken dienen, bis ſchließlich der eine die beiden andern verdrängt und ſich zur Sprache des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Verkehrs erhebt. In Italien hatte frühzeitig die Mundart Latiums ſich zur herrſchenden aufgeworfen, und je höher die Macht Roms ſich entwickelte, deſto weiter wurde ihr Geltungsgebiet, bis ſie ſich ſchließlich mit dem römiſchen Weltreiche zur Stufe und zum Range einer Weltſprache erhob.

Die modernen Sprachen ſind in der gleichen Weiſe aus Dialekten erwachſen, und zwar gab auf dem betreffenden Gebiete meiſtens die Sprache des Hofes, an welchem das Culturleben der Nation zur höchſten Blüthe gelangte, die Entſcheidung ab. So entwickelte ſich in Frankreich die Sprache der nördlichen Landſchaften, in Italien das Toskaniſche, in Spanien das Caſtilianiſche zu der für den Verkehr der Gebildeten maßgebenden. In England mußte zweimal die Sprache der Landeseinwohner derjenigen der eindringenden Eroberer weichen, das Keltiſche dem Sächſiſchen und dieſes dem Normanniſchen, in ſoweit wenigſtens, als es normaniſche Elemente in ſich aufnehmen mußte, und ſo den Charakter einer Miſchſprache annahm, die nach längerem Schwanken ihre Norm in derjenigen Form erhielt, welche an dem Hofe der Königin Eliſabeth geſprochen wurde.

Anders lagen ſeit alter Zeit die Verhältniſſe in Deutſchland. Kurz nach ſeinem Eintreten in die Geſchichte weiſt das Germanenthum drei große Sprachgebiete auf, das deutſche, das gotiſche und das nordiſche. Wann ſich dieſe Dreitheilung vollzogen hat, vermag die Wiſſenſchaft nicht zu beſtimmen; von der deutſchen Grundſprache ſind uns nicht einmal dürftige Trümmer erhalten, ſodaß wir uns ihre Formen nur nach dem Geſetze der Analogie erſchließen können. Die Sprachen des gotiſchen Gebietes ſind frühem Untergange anheimgefallen, die des deutſchen und nordiſchen beſtehen jetzt noch nebeneinander. Auf deutſchem

Sprachgebiete vollzog ſich in hiſtoriſcher Zeit eine Scheidung, die in der Geſchichte der Sprachen einzig daſteht, die in das Hoch- und Niederdeutſche, herbeigeführt nach dem Geſetze der ſogenannten Lautverſchiebung, d. h. nach demjenigen Geſetze, nach welchem — es beruht auf einem beſtimmten Wechſel der momentanen Conſonanten — ſich in hiſtoriſch abſolut nicht mehr beſtimmbarer, ja kaum berechenbarer Zeit die Abſcheidung der urverwandten Sprachen des großen indo-germaniſchen Sprachſtammes von einander vollzogen hatte. Das Niederdeutſche, die Sprache des deutſchen Flachlandes, entwickelte ſich nach dieſer Abſonderung nur wenig und langſam weiter, während das Hochdeutſche eine Fülle neuer Formen trieb und uns faſt in jeder geſchichtlich irgendwie bedeutſamen Epoche eine neue Phyſiognomie zeigt. Während der erſten Jahrhunderte des Mittelalters, während der ſogenannten Periode des Althochdeutſchen, d. h. vom 6. bis zum 10. Jahrhundert, finden wir große Dialektgruppen, die ſelbſtändig neben einander beſtehen, ohne daß ein Vorrang zur Geltung käme — wie in der alten Volksgemeinde jeder Mann für ein Haupt gezählt wurde. Anders in den folgenden Jahrhunderten bis zum ausklingenden vierzehnten, während der ſogenannten mittelhochdeutſchen Zeit. Mit der fortſchreitenden Cultur ändert ſich die Sprachform. Zwar die alten Dialekte, das Fränkiſche, Schwäbiſch-Allamanniſche und Baieriſche beſtehen fort, aber innerhalb derſelben geht gleichmäßig eine Veränderung vor. Die volltönigen Vokale weichen, zumal in der auf die Stammſilbe folgenden Silbe, einem mindertönigen e; die Stammſilben ſelbſt behalten ihre alten Vokal- und Tonverhältniſſe bei, nur die Endſilben ſchwächen ſich ab, wodurch die Wortform, bei immer noch reichem vokaliſchen Colorit, biegſamer und geſchmeidiger wird. Das Ohr iſt für die feinſten Unterſcheidungen empfindlich, daher die Kunſt des Versbaues zu nie wieder erreichter Höhe emporſteigt. Aber noch eine andere Umwandlung gegen früher hat ſich vollzogen, die demokratiſche Gleichwerthigkeit der Dialekte iſt geſchwunden und eine beſondere Sprachform als Sprache der Literatur und des höhern Umgangs zu allgemeiner Geltung gelangt, die Sprache der

Fürſtenhöfe und vor allem die Sprache des ſtaufiſchen Kaiſerhofes, die ſchwäbiſche Mundart, das Mittelhochdeutſche im engeren Sinne, das nunmehr auch von denen gebraucht ward, deren heimiſche Mundart es nicht war.

Mit dem 13. Jahrhundert ſchwindet der Einfluß der Fürſtenhöfe, und die höfiſche Sprache beginnt nunmehr wieder der Dialektſprache zu weichen, mit deren Aufkommen der ſprachliche Verfall, die ſprachliche Verwilderung Hand in Hand geht. Erſt mit dem beginnenden Reformationszeitalter läßt ſich wieder eine Norm für die ſprachlichen Verhältniſſe aufſtellen. Der Vokalreichthum hat zu Gunſten des tonloſen e, dem ſich bald auch ein ſtummes beigeſellt, eine größere Einbuße erlitten; die Verflüchtigung der Endſilben iſt fortgeſchritten, geradezu verwirrend ſind die Tonverhältniſſe geworden, da in den Stammſilben der Unterſchied zwiſchen Länge und Kürze geſchwunden und die Eintönigkeit nunmehr wirklich in die Sprache eingedrungen iſt. Das mittelh. maln (auf der Mühle) wird wie mâlen (mit dem Pinſel), tor (Thüre) wie tôr (Narr) geſprochen: der Wortton gilt allein, er macht die Sylbe lang, auf die er fällt, und läßt als Kürze die tonloſe gelten; der organiſche Unterſchied zwiſchen kurz und lang, der dem Mittelhochdeutſchen eine ſo große Mannigfaltigkeit des Klanges verliehen hatte, iſt untergegangen.

Eine neue Erſcheinung des Sprachlebens tritt auf, eine ſogenannte Schriftſprache, eine Sprache, die weder Dialektſprache, noch je geſprochen worden iſt, eine Sprache papierenen Urſprungs, wie man ſie genannt hat, die Sprache der Luther'ſchen Bibelüberſetzung, das Neuhochdeutſche.

Zu dem Mittelhochdeutſchen ſteht dieſe Sprache nicht etwa in demſelben Verhältniſſe, wie dieſes zu dem Althochdeutſchen; zwiſchen ihr und dem Mittelhochdeutſchen liegt eine unüberbrückte Kluft ſprachlicher und literariſcher Verwilderung. Ihrer Form nach nimmt ſie allerdings keine hohe Stufe ein, ſie zeigt eine Entartung, die, gegen die höfiſche Sprache des Mittelalters gehalten, an das Ungeheuerliche ſtreift. „Kein Stamm", ſo ſagt Schleicher in ſeinem vortrefflichen Buche über die deutſche Sprache,

„ſprach oder ſpricht dieſe Sprache, nirgends hört man ſie im Munde des eigentlichen Volkes. Dieſe Eigenthümlichkeit des Neuhochdeutſchen iſt die Urſache ſeiner ſprachlichen Unnatürlichkeit, denn in der That unnatürlich, ja monſtrös iſt in manchen Lauten und Formen unſere neuhochdeutſche Schriftſprache; ſie iſt kein am lebendigen Baum der deutſchen Sprache unbewußt und naturgemäß hervorgeſproßtes Reis, ſondern vielmehr etwas in vielen Stücken durch Einfluß des menſchlichen Willens Zuſammengewürfeltes. Aber eben nur deshalb, weil das Neuhochdeutſche keine Mundart iſt, weil kein einzelner Stamm ein Recht des Eigenthums auf daſſelbe hat, beſitzt es die Fähigkeit, ein gemeinſames Band — leider faſt das einzige — für alle deutſchen Stämme, hochdeutſche und niederdeutſche zu ſein, und ſomit iſt eben das, was die ſprachliche Unvollkommenheit des Neuhochdeutſchen bedingt, die Quelle ſeiner hohen, für die Nation unſchätzbaren Bedeutung. — Die wirkliche Volksſprache eines deutſchen Stammes hätte es dahin nimmer und nimmer bringen können; jeder andere Stamm würde ſich geweigert haben, von ſeiner Mundart zu Gunſten eines Bruderſtammes abzugehen, und Zerſplitterung wäre ſelbſt in der Sprache unſeres Vaterlandes eingetreten. Das aber, was keinem Stamme angehört, und nur das, kann allen gemeinſam ſein, ohne Eiferſucht, ohne Neid zu erregen. So iſt alſo der Werth dieſer Sprache nicht in ihrem Weſen ſelbſt, ſondern in ihrem Gebrauche, ihrer Anwendung zu ſuchen.“

Luther hat dieſe Sprache nicht geſchaffen, allein er hat ihr ihre Bedeutung verliehen. Er ſelbſt giebt uns die Quelle an, woher er ſie für ſein Bibelwerk entnommen. Er ſagt: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache der Deutſchen,“ alſo nicht eine ſpecielle Mundart, „ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland. Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich haben im Römiſchen Reich die deutſchen Sprachen alſo in eine gewiſſe Sprache gezogen.“ Die wiſſenſchaftliche Forſchung hat die Richtigkeit der von Luther

gegebenen Auskunft über die von ihm gebrauchte Sprache bestätigt. Es ist die Sprache, die seit Maximilian in den kaiserlichen Kanzleien zur Anwendung kam und dadurch Eingang in fast die gesammten amtlichen Schreibstuben des deutschen Reiches fand. Sie ist allmählich aus einer Mischung von Mundarten entstanden, die vom Niederdeutschen bis zum Baierisch-Oesterreichischen variiren, im Großen und Ganzen indeß oberdeutschen Lautstand und oberdeutsche Formen zeigen. Aus österreichischen Mundarten ist namentlich eine ganz besondere Eigenart des Vokalstandes erflossen, die sich sonst auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete nicht mehr findet und namentlich allen übrigen Dialekten fremd ist, die Erweiterung des î und û zu ei und au, mîn zu mein, hûs zu Haus, sodaß zwischen Stein und mein, stain und mîn kein vokalischer Unterschied mehr herrscht. Zu nicht geringem Theile beruht die formale Ausbildnng des Neuhochdeutschen übrigens weniger auf den ursprünglichen Eigenschaften als auf dem schriftlichen Gebrauche, der praktischen Verwendung desselben.

Hat Luther diese Sprache nicht geschaffen, so hat er doch für sie etwas geleistet, was nahezu einem schöpferischen Akte gleichkommt. Er hat ihr durch sein Bibelwerk eine Allgemeinheit gegeben, die auf anderm Wege geradezu unmöglich gewesen wäre. Die papierene Sprache der kaiserlichen Kanzlei würde eines ebenso unrühmlichen Todes gestorben sein wie das alte Kaiserreich, wenn der kühne Reformator sie nicht mit genialem Blick für ein Werk dauernden Werthes und weitester Verbreitung ausersehen hätte, wenn diesem Werke nicht eine ganz wesentliche Rolle bei einem die Welt erschütternden Ereignisse vorbehalten gewesen wäre, und es nicht zum Urheber eine Persönlichkeit gehabt hätte, in welcher das geistige Streben eines ganzen Zeitalters sich verkörperte. Die Bedeutung der Luther'schen Bibelübersetzung kennzeichnet sich am deutlichsten in ihrer Geschichte. Nur langsam und allmählich durchbrach sie die niederdeutsche Sprachscheide, sodaß anfangs besondere Uebertragungen in das Niederdeutsche vorgenommen werden mußten; wo sie aber sich Geltung verschaffte — und das war schließlich in dem ganzen

proteſtantiſchen Deutſchland der Fall — da ward ihre Sprache auch die des geiſtigen Verkehrs auf kirchlichem wie auf weltlichem Gebiete. Allein nicht nur durch ſein Bibelwerk wirkte Luther ſprachbildend und ſprachgeſtaltend, er verlieh der für dieſes erkorenen Sprache nach allen Richtungen hin eine Aus- und Durchbildung, die geradezu eine ſtaunenswerthe zu nennen iſt. Wie unter Luthers Händen die deutſche Kanzleiſprache ſich geſtaltete, wurde ſie fähig, jedem literariſchen Zwecke zu dienen, fähig vor allem, dem in der Wiſſenſchaft bis dahin mit ſouverainer Allgewalt herrſchenden Latein als Rivale entgegenzutreten, und zwar als ein glücklicher. Bis zu welchem Grade der Feinheit und Zartheit ſie ausgeſponnen werden konnte, beweiſt der „Von einem hübſchen luſtigen Garten" überſchriebene Brief des Reformators an ſeinen Sohn Johannes; wie glücklich ſie der ſchärfſten Satire und dem jovialſten Humor diente, mag man aus den Briefen an ſeine Tiſchgeſellen erſehen, in welchen von dem „Reichstage der Krähen und Dohlen" und der „Bittſchrift der Vögel" gehandelt wird. Wären von allen Werken Luthers nur dieſe drei Stücke auf unſere Zeit gekommen, ſo müßten wir den Verfaſſer derſelben unſern größern Schriftſtellern zur Seite ſetzen. Aber nicht nur der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Darſtellung machte er die moderne deutſche Sprache zugänglich, ſondern auch — und das iſt vielleicht ſein größtes Verdienſt — der publiciſtiſchen. Luthers Streit- und Gelegenheitsſchriften haben zum durchſchlagenden Erfolge ſeiner Sprache vielleicht ebenſoviel beigetragen wie die Bibelübertragung; in ihnen enthüllt ſich uns der Sprachgewaltige von ſeiner glänzendſten Seite, wie wir denn ruhig eingeſtehen können, daß dieſer manche ſchwache Sache des Reformators und Kirchenſtifters zu einer ſtarken gemacht hat. Vergeſſen wir nicht, daß in dieſen Streit- und Gelegenheitsſchriften eine Seite der ſprachlichen Darſtellung gepflegt wird, die neben der Ausbildung zu ſtiliſtiſcher Feinheit und Leichtigkeit gewiß ihren nicht zu unterſchätzenden Werth hat, die ehrliche Körnigkeit und gute deutſche Grobheit, der zu Zeiten im literariſchen Streite nicht zu entrathen iſt.

Das iſt eine Thatſache von unumſtößlicher Gewißheit:

wenn in den nächsten auf Luther folgenden Jahrhunderten die Früchte der Reformation durch eine Gegenreformation vollständig aufgehoben und vernichtet worden wären, so würde dadurch das einheitliche Band, welches das deutsche Volk sich durch seine gemeinsame Schrift- und Verkehrssprache errungen, nicht auch der Vernichtung anheimgefallen sein. Selbst die gescheiterte und vereitelte Bewegung würde sich in Luthers Sprache ein Denkmal kaum vergänglicher Dauer errichtet haben.

Zu einem deutschen Nationalbewußtsein würden wir ohne das, was Luther für unsere Sprache gethan hat, jedenfalls nur auf einen sehr mühe- und dornenvollen Wege gekommen sein, es sei denn, daß uns ein anderer sprachlicher Reformator erstanden wäre. Aber würden diesem dieselben Vortheile zu Gebote gestanden haben, wie dem genialen Augustinermönch von Wittenberg? Wir fürchten, nein, denn Männer dieses Schlages werden nicht von jedem Jahrhundert geboren, und, wenn sie kommen, müssen sie öfter ihrer Zeit harren, als diese ihnen entgegenkommt. In Luther fanden sich in seltener Begegnung Mann und Zeit zusammen. Anderthalb Jahrhundert nach Luthers Tode brach wieder eine sprachliche und literarische Verwilderung und Verwahrlosung in Deutschland ein, wie sie schon einmal, kurz vor Beginn des Reformationszeitalters, dagewesen war. Allein, als die Tage gekommen waren, die uns ein zweites Blüthezeitalter unserer Literatur bringen sollten, bedurfte es nur eines Zurückgehens auf den Kanon unseres Sprachgefüges, auf Luthers Bibelwerk, und das deutsche Wort konnte sich bilden zu Lessings durchsichtiger Klarheit, zu Goethes ruhiger Schönheit, zu Schillers feuriger Eindringlichkeit.

Von allen Nachgeborenen hat seit Luther vielleicht keiner eine tiefere Einwirkung auf die Gestaltung unserer Sprache ausgeübt als gerade Schiller. Es würde zu weit führen, wenn dieser Satz jetzt näher begründet werden sollte, aber der Beweis für ihn dürfte zu erbringen sein. Vielleicht unternimmt ihn ein kundigerer Meister des Wortes bei anderem Anlasse an dieser Stelle. Einstweilen möge es genügen, den Namen unseres großen

Volksdichters genannt zu haben, dem mit Luther der deutsche Ehrentag des 10. November geweiht bleibt.

Der Geist aber, dem im Lande der Ufersranken an diesem Tage die Ehre der flackernden Feuer gilt, hat sich als einen unserm Vaterlande freundlichen und günstigen erwiesen, mag er in einsamem Bergasyle des großen Weltfriedens harren, mag er segnend sein Volk umschweben. Habe er Dank dafür. Wie er uns durch seine beiden großen Sendboten zum Bewußtsein unserer nationalen Zusammengehörigkeit gebracht, so möge er selbst uns aus den Geisteskämpfen, die unser noch harren, führen durch die Einheit zur Freiheit, durch die Freiheit zum Frieden!

Die zweite öffentliche Sitzung fand am 16. December 1883. unter dem Vorsitze des Obmannes, Herrn Justizrath Dr. Berg, im Goethehause statt.

Nach Erledigung der laufenden geschäftlichen Vorlagen und einem kurzen Nachrufe, den Herr Dr. Ludwig Holthof dem Gedächtnisse des verstorbenen Genossen und Ehrenmitgliedes, Dr. William Siemens, widmete, wurde die Bilanz für das Rechnungsjahr 1882/83 vorgelegt und erläutert. Dieselbe ging zur Prüfung an die Herren Revisoren.

Es gelangte sodann das Budget für das Rechnungsjahr 1883/84 zur Vorlage und nach dem erläuternden Berichte des Herrn Schatzmeisters zur Genehmigung seitens der Versammlung.

Hierauf wurde zum Vortrage des Jahresberichtes geschritten.

Zunächst gab der vorsitzende Obmann Aufklärung über den Stand der noch schwebenden Prozesse. Der wichtigste derselben, der mit Herrn Ponge auf Fiddichow wegen des angeblichen von Kügelgen'schen Goethebildes geführte, sei in zwei Instanzen zu Gunsten des Hochstiftes entschieden worden und harre der endgültigen Entscheidung durch das Reichsgericht. Die Klage des Herrn Jäckel (Forderung der Concursmasse Sachs u. Comp. betreffend) sei in allen Instanzen bis auf eine noch bestrittene Summe von 125 M. (Zinszahlung an Ponge) zurückgewiesen

und werde ihre vollständige Erledigung mit dem Abſchluſſe des vorhin erwähnten Prozeſſes finden. Der Streit mit Herrn Dr. Volger wegen Führung der ſogenannten Stiftsmarke ſowie Herausgabe der Geſchäfts-Journale und der noch in ſeinem Beſitze befindlichen Stifts-Beſtände ſei in zwei Inſtanzen ebenfalls zu Gunſten des Hochſtiftes entſchieden. Die von Herrn Dr. Volger gegen das zuletzt erlaſſene Urtheil angemeldete Reviſion ſei von dieſem zurückgezogen und zwiſchen den ſtreitenden Parteien ein Vergleich wegen wechſelſeitiger Herausgabe der als Eigenthum beanſpruchten Gegenſtände in Ausſicht genommen worden.*)

Was den letzteren Punkt betreffe, ſo beanſpruche nämlich Herr Dr. Volger eine Reihe noch im Goethehauſe befindlicher Gegenſtände (Bücher, Schriften, einzelne Blätter u. ſ. w.), weshalb ein Vergleich wohl angebracht erſcheine. Die Verwaltung ſtelle daher an die Verſammlung das Erſuchen, ſie zum Abſchluſſe des Vergleiches ermächtigen zu wollen und auf dieſe Weiſe ihre Hülfe zur endlichen Erledigung einer ebenſo leidigen wie langwierigen Angelegenheit zu leihen.

Die Verſammlung ertheilte hierauf einſtimmig die nachgeſuchte Ermächtigung.

Der Verwaltungsſchreiber erſtattete ſodann den Jahresbericht. Das Verwaltungsjahr 1882/83 bewegte ſich noch in den ſeitherigen Verhältniſſen. Die definitive Berathung und Feſtſetzung der neuen Satzungen wurde in der fünften, ſechſten und ſiebenten öffentlichen Sitzung vorgenommen. Die Feſtſtellung des Wortlautes erfolgte durch den hierzu berufenen Siebener-Ausſchuß. Von den königlichen Miniſterien des Cultus, der Juſtiz und des Innern traf im Laufe des Monates Juni die Erklärung ein, daß dieſelben nunmehr weder gegen den Inhalt der neuen Satzungen noch gegen die bei Berathung derſelben beobachteten Förmlichkeiten etwas einzuwenden hätten. Seitens der Verwaltung erfolgte darauf die vorſchriftsmäßige Einſendung des

*) Die ſämmtlichen Prozeſſe ſind inzwiſchen endgültig zu Gunſten des Hochſtiftes entſchieden worden, auch hat der Vergleich mit Herrn Dr. Volger Rechtskraft erhalten. S. Bericht über die dritte Sitzung.

berathenen Entwurfs in der Form eines definitiven Statuts. Weitere Verhandlungen mit der Behörde betrafen die Ordnung von Ansprüchen, welche Seitenverwandte des Vermächtnißlassers, des gewesenen Kanzleirathes Dr. Müller, erhoben hatten. Da die Genossenschaft in ihrer öffentlichen Sitzung vom 4. November 1883 sich mit den desfalls an sie gestellten Anforderungen einverstanden erklärte, steht im Laufe des neuen Verwaltungsjahres die landesherrliche Genehmigung der Satzungen sowie die Verleihung der Körperschaftsrechte im nachgesuchten Umfange zuversichtlich zu erwarten. Die Verwaltung hat in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 23 Sitzungen abgehalten, der akademische Vorbereitungs-Ausschuß trat sechsmal zusammen. Die öffentlichen Sitzungen haben in der vorgeschriebenen Weise stattgefunden; zur Berathung des Satzungsentwurfs wurden zwei außerordentliche anberaumt, desgleichen eine zur Vornahme der Wahlen für das Verwaltungsjahr 1883/84. Aufgenommen wurden 17, ausgeschieden sind 32 Genossen; durch den Tod erloschen zwanzig Mitgliedschaften. Unter den Verstorbenen befand sich eine ungewöhnlich große Zahl bedeutender, um Wissenschaft und Kunst hochverdienter Persönlichkeiten, so G. Howald, Wolfgang v. Goethe, Frau Marie Belli-Gontard, Richard Wagner, Schulze-Delitzsch, Gustav Königsfeld, Hendrie Conscience u. a. m.

Die in der letzten Zeit vielfach gestörte wissenschaftliche Thätigkeit konnte in dem neuen Verwaltungsjahre wieder aufgenommen werden. Die von dem akademischen Vorbereitungs-Ausschusse in Aussicht genommenen Veranstaltungen sind, soweit die Verhältnisse es gestatteten, ins Leben getreten, und es haben die öffentlichen Sitzungen Gelegenheit geboten, eine Reihe von wissenschaftlichen Tagesfragen zur Erörterung zu bringen. Von der Abhaltung von Lehrkursen mußte Abstand genommen werden, weil die die Voraussetzungen entfielen, unter denen der auf sie bezügliche Beschluß gefaßt worden war. Dagegen haben zwei Discussionsabende stattgefunden. An den abgehaltenen Vorträgen betheiligten sich die Herren Dr. Wilhelm Jordan (mit 2), Dr. Ludwig Braunfels (mit 2), Dr. Hermann

Grotefend (mit 5), Hermann Junker (mit 1), Lehrer O. R. W. Bautz (mit 1), Dr. Ludwig Holthof (mit 5), Hofrath Dr. Schäfer (mit 1) und Prof. Dr. Ludwig Büchner (mit 1).

Die vom 15. Juni bis 25. October im Goethehause veranstaltete Ausstellung von Erinnerungsgegenständen an Goethe und dessen Angehörige hatte sich guten Besuches zu erfreuen.

Die Gesammtzahl der Besucher des Goethehauses bezifferte sich auf 6584.

Von den Berichten über das Verwaltungsjahr 1882/83 erschienen 3 Lieferungen.

Hierauf sprach Herr Stadtarchivar Dr. H. Grotefend über einige Eingänge zur Bibliothek des freien deutschen Hochstifts aus dem Gebiete der Geschichte. Zunächst charakterisirte er kurz die überall gleich regen Bestrebungen zur Erforschung des vorgeschichtlichen Alterthums. Während der Smithsonian Report vom Jahre 1881 auf nahezu 200 Seiten einen inhaltlich reichen Bericht über die transatlantischen Bestrebungen zur Vertiefung der anthropologischen Kenntnisse liefert, der mit zahlreichen Abbildungen von Fundstücken, Skizzen von Hügelgräbern, Spezialplänen von alten Befestigungen geschmückt ist, konnte auch für Deutschland durch Professor J. Schneider's „Alte Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken" im deutschen Reiche analoges planmäßiges Streben aufgewiesen werden. Für die Geschichte des Mittelalters waren dankenswerthe Gaben eingelaufen.

A. Dammann's zweiter Theil der Kulturkämpfe in Alt-England machte den Anfang der Vorlage.

Sodann constatirte Redner auf Deutschland übergehend, daß einerseits die Professoren der Universitäten ihren Zuhörern aus den älteren Semestern mehr und mehr Arbeiten aus der Provinzialgeschichte zuwiesen, oder wenigstens Arbeiten, bei denen die Studirenden auf die Benutzung archivalischen ungedruckten Materials angewiesen seien. Neben dem allgemeinen Nutzen, den eine jede speciali sirende Arbeit für die Forschung hat, sei

auch der Zuwachs neuen Quellenmaterials, die Erſchließung neuer größerer Geſichtspunkte für die Provinzialgeſchichte als Gewinn für die Wiſſenſchaft bei dieſen Arbeiten zu verzeichnen. Redner veranſchaulichte dieſes an einer Anzahl von Herrn Prof. Dr. Stern aus Göttingen eingeſandten Doctordiſſertationen dieſer Univerſität. Andererſeits aber, hob Redner hervor, läßt ſich dieſes engere Anſchließen der fachgemäßen Hiſtoriker an die Provinzialgeſchichte in einem allmählicheren Fortſchritte in dem Inhalte einer Anzahl von Vereinszeitſchriften erkennen. Vor allem leuchten voran die Publikationen des hanſiſchen Geſchichtsvereins, deſſen Jahrgang 1882, mit anderen norddeutſchen Vereinspublikationen, von Herrn Premierlieutenant Eggers aus Bremen eingeſandt, zur Vorlage und Beſprechung gelangte. Von den Mittheilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen gab zunächſt das Heft III. des XXI. Jahrganges Redner Veranlaſſung zu näherem Eingehen. Prof. Dr. J. Loſerth ſchildert dort den „Grenzwald Böhmens", die berühmten böhmiſchen Wälder, deren Unzugänglichkeit, durch Gebücke und Verhaue künſtlich erhöht, der wichtigſte Schutz des Landes gegen äußere Feinde bildete, Verhältniſſe, wie ſie bei uns im Taunus und Rheingau in ähnlicher, wenn auch nicht mehr ſo ſyſtematiſch erkenn- und nachweisbarer Weiſe vorhanden waren. Was dort in hiſtoriſch controlirbarer Zeit ſich vollzieht, das können wir hier nur aus Analogien und Rückſchlüſſen conſtruiren. Um ſo wichtiger iſt jenes Beiſpiel für die Urgeſchichte unſerer Gegend und für die Beſiedlung des Gebirges. Das IV. Heft deſſelben Jahrganges enthält eine Kritik des neueſten Geſchichtswerkes (?) über die Stadt Karlsbad. Es wird darin laute Klage geführt, daß auf dem Gebiete der Lokalgeſchichte ſich ſo oft „grobe Unkenntniß und Wichtigthuerei an die Löſung von Problemen heranwagt, die dem Fachgelehrten nicht immer gelingt". Zahlreiche ſchlagende Beiſpiele belegen dieſes für jenes Karlsbader Werk, aber gleiche Anklagen glaubt Redner auch gegen ein auf Frankfurter Boden gewachſenes modernes Produkt erheben zu müſſen, nämlich gegen: Hartenfels, Frankfurt und ſeine Umgebungen. Das Buch ſtrotzt von Fehlern, von offen-

barer Unkenntniß, ja von effectivem Unsinn! Mit einem gewissen Stolze glaubt derartigen Leistungen gegenüber Redner auf das Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst hinweisen zu können, die Publication des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, von welchem der achte, neunte und zehnte Band zur Vorlage kamen. Während der achte Band der Münzgeschichte Frankfurts und seinen Chroniken gewidmet ist, füllt den zehnten eine Geschichte des Postwesens in Frankfurt, der neunte aber, die Theatergeschichte Frankfurts bis zum Jahre 1782 von E. Mentzel, dürfte gerade die Kreise des Hochstiftes insonderheit interessiren, bietet er ja auch in seinem Kapitel „die französische und deutsche Komödie von 1759 bis 1763 und ihr Einfluß auf den jungen Goethe" einen werthvollen Beitrag zur Goetheliteratur.

Die dritte öffentliche Sitzung fand am 13. Januar unter dem Vorsitze des Herrn Dr. H. Grotefend im Goethehause statt.

Nach den üblichen geschäftlichen Meldungen machte der Vorsitzende der Versammlung die Mittheilung, daß der Prozeß gegen den Gutsbesitzer Ponge auf Fiddichow in dritter und letzter Instanz zu Gunsten des Hochstiftes entschieden sei. Er ertheilte sodann Herrn Hauptmann z. D. Franz Holthof das Wort zu dem angekündigten Vortrage über „Erfindung und Entwickelung des Telephons."

In seinen einleitenden Worten wies der Vortragende auf die Feier hin, welche kürzlich im hiesigen Elektrotechnischen Vereine zur Begehung des 50. Geburtstages von Philipp Reis stattgefunden, des leider so frühe seinem Wirken entrissenen hochbegabten Mannes, dessen Name auch in den Annalen unserer Genossenschaft für immer eine ehrende Stelle finden wird.

Reis hat bisher als erster Erfinder des Telephons gegolten, ob ihm dieser Name gebührt, mag streitig sein, fest steht indeß, daß er der Erste gewesen, der den Gedanken, Töne und Sprachlaute mittels der Electricität zu reprodiciren praktisch ausführte, und der das erste Instrument, welches die Aufgabe, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, löste, construirte und in die Oeffentlichkeit brachte.

Ueber Reis ist in der jüngsten Zeit soviel gesprochen und geschrieben worden, daß die Geschichte seines Lebenslaufs als bekannt vorausgesetzt werden darf. Unklarheit ist dagegen noch vielfach verbreitet über das, was er erstrebt, und das, was er wirklich erreicht hat, darum sollen über diesen Punkt an der Hand von praktischen Versuchen einige Erläuterungen folgen.

Die ersten Beobachtungen in Bezug auf die Wiedergabe von Tönen vermittels Electricität machte Charles Page in Salem, Massachusetts; er veröffentlichte sie in einer amerikanischen Zeitschrift unter der Ueberschrift „Galvanische Musik". Seine Experimente bestanden im wesentlichen darin, daß er einen intermittirenden elektrischen Strom um einen Eisenstab kreisen ließ, welcher dadurch in Schwingungen versetzt wurde, die einen Ton hervorbrachten. Sein Abhandlung erregte Aufmerksamkeit und bewirkte, daß sich allerorts die Physiker bemühten, die Ursachen dieser sonderbaren electrischen Töne zu ergründen. Weitere Untersuchungen auf dem bezüglichen Gebiete stellte Professor Wertheim in Pesth an, der im Jahre 1847 darüber Veröffentlichungen erließ. Zu einem positiven Resultate gelangte er noch nicht; dies war vielmehr Reis vorbehalten, der aus allen bisherigen Versuchen eine praktische Verwerthung für die Fortleitung der menschlichen Stimme zu erzielen suchte. Es gelang ihm jedoch nur, musikalische Töne, nicht aber sprachliche Laute fortzuleiten, wie er das auch unumwunden in seinem Berichte an den hiesigen Physikalischen Verein vom Jahre 1860 zugesteht.

Der Vortragende schritt nun zu einer Erläuterung des Reis'schen Apparates und ließ denselben unter Anwendung von vier starken Bunsen'schen Elementen in Function treten. Hörbar wurde nur ein vibrirendes Geräusch, aus dem sich nur mit Mühe schwache Töne unterscheiden ließen. Die Versuche zur Uebertragung von artieulirten Lauten oder Worten blieben ohne allen Erfolg.

Bevor der Vortragende in seinen Erörterungen fortfuhr, berichtigte er die viel verbreitete, aber irrige Ansicht, daß Reis Mitglied oder Meister des Freien Deutschen Hochstiftes gewesen.

Die Absicht, ihn zum Ehrenmitgliede und Meister zu ernennen, habe zwar bestanden, auch sei das Diplom schon ausgefertigt gewesen, doch sei es zu Weiterem nicht gekommen.

In seinem Vortrage fortfahrend wies dann der Redner darauf hin, daß es sich wie mit dem heutigen so mit fast allen seither angestellten Experimenten verhalten habe. Noch deutlicher als in seinem Berichte an den Physikalischen Verein habe sich Reis im Jahre 1863 über die Leistungsfähigkeit seines Apparates in einem (zu den Akten des Hochstiftes gegebenen) Prospekte des Mechanikers Albert ausgesprochen. Hier werde unumwunden hervorgehoben, daß mittels des „Telephons" lediglich musikalische Töne fortgeleitet werden sollten, während zur Vermittelung des gesprochenen Wortes an dem Apparate ein besonderer Klopftelegraph angebracht war. Für letzteren habe Reis ein eigenes, höchst originelles akustisches Alphabet erfunden, das die verschiedenen Lautzeichen durch einen einfachen und einen Doppelschlag wiedergebe und für Lautcombinationen bis zur Zahl 5 einen Dactylus verwende, wodurch es an Leistungsfähigkeit dem Morse-Alphabete fast gleichkomme.

Im Irrthum hat Reis sich befunden, wenn er geglaubt hat, der Ausdruck „Telephon" (richtiger vielleicht „Telephonie") sei zuerst von ihm angewendet worden. Das Wort „Telephon" wurde schon 1838 von Rommershausen für einen akustischen Telegraphen, eine Art Sprachrohr, gebraucht. Selbst die Bezeichnung „elektrische Telephonie" findet sich schon geraume Zeit vor Reis. Letzterer operirte mit seinem Apparate, wie heute unter Anwendung von vier Bunsenschen Elementen, und zwar mit demselben Instrumente, das heute zur Verwendung kam, im Jahre 1862 vor den Genossen des Hochstiftes im kleinen Saale des Saalbaues *), und auch damals war wesentlich ein anderes Ergebniß nicht zu erzielen als heute. Merkwürdig ist,

*) Das betreffende Instrument, das sich in den Sammlungen des Hochstiftes befindet, ist diesem von Reis geschenkt worden; es ist aber nicht der Original-Apparat, der in Friedrichsdorf im Garnier'schen Institute aufbewahrt wird.

daß man bisher noch bei allen mit dem Reis'schen Telephon angestellten Experimenten Eines übersehen hat, die merkwürdige Thatsache, daß Reis bereits, ohne daß er es wußte, in seinem Telephon das Mikrophon hergestellt hat. Er spricht stets davon, daß er sich eines intermittirenden Stromes bediene, d. h. eines Stromes, der zeitweilig unterbrochen und dann wiederhergestellt wird. Das ist aber nicht richtig, im Reis'schen Telephon kommt vielmehr der undulirende Strom, d. h. derjenige, der bald stärker bald schwächer wird, nie aber ganz aufhört, zur Verwendung.

Das Reis'sche Telephon gerieth mit der Zeit in Vergessenheit und erhielt sich nur als wissenschaftliches Curiosum in den Sammlungen, bis im Jahre 1876 auf der Weltausstellung in Philadelphia Professor Graham Bell mit seinem Telephon auftrat und die frühere deutsche Erfindung wieder in Erinnerung brachte. Bell gesteht zu, daß er von Reis ausgegangen ist. Wie dieser bediente er sich anfangs bei seinem Instrumente der Batterie und ging erst später zu der Anwendung von Inductionsströmen über. Siemens und Halske waren die ersten, welche den Hufeisenmagneten in der Construction des Telephons verwendeten. Ihr Instrument ist nur von einem einzigen übertroffen worden, dem Telephon des hiesigen Telegraphensekretärs Böttcher, das auch auf der Münchener Ausstellung alle anderen geschlagen hat.

Der Vortragende gab nun an einem vorhandenen Modelle eine ausführliche Erklärung dieses Apparates und ließ denselben in Wirksamkeit treten, wobei die Anwesenden von der erzielten Wirkung geradezu frappirt wurden. Der Redner schloß dann seine Ausführung mit den Worten:

Kurze Zeit nach Erfindung des Telephons wurde das Mikrophon erfunden, welches dem Telephone erst die Vollkommenheit gewährt, deren es bedarf, um sich in dem gewöhnlichen Leben als wirksam zu erweisen. Gerade für das Mikrophon war die Reis'sche Construction des Gebers fruchtbar; er hat fast ganz die alte Anwendung behalten, nur daß statt des Platincontaktes jetzt Kohlencontakt genommen wird. Daß

Reis ſich dieſer Tragweite ſeiner Erfindung nicht bewußt war, geht aus einem Briefe an Garnier in Friedrichsdorf aus dem letzten Jahre ſeines Lebens hervor, der übrigens in der ſchönſten Weiſe Zeugniß für ſeine Beſcheidenheit ablegt. „Ich habe", ſchreibt er, „der Welt den Weg zu einer großen Erfindung gezeigt; andern muß ich es überlaſſen, denſelben weiter zu ſchreiten".

Herr Lehrer Mertz aus Bockenheim knüpfte an den obigen Vortrag einige Mittheilungen über Reis und deſſen Perſönlichkeit. Redner arbeitete 1861—63 bei dem Mechanikus Auguſt Fritz in der Kloſtergaſſe als Lehrling und hatte dadurch vielfach Gelegenheit, perſönlich mit Reis zu verkehren, der damals ſeiner Erfindung wegen oft von Friedrichsdorf nach Frankfurt herüberkam. Er ließ bei Fritz ſeine Apparate anfertigen, und Redner arbeitete ſelbſt daran. Reis habe zwar große Hoffnungen auf ſeine Erfindung geſetzt und davon geſprochen, daß man dereinſt gerade ſo wie die Schrift durch den Schreibtelegraphen durch einen entſprechenden Apparat die menſchliche Stimme werde über das Meer ſenden können, ſei ſich aber dennoch bewußt geweſen, daß das mit ſeinem „Telephone" noch nicht möglich ſei. Von der Uebertragung artikulirter Laute durch das Reis'ſche Telephon ſei niemals die Rede geweſen, was man gehört habe, ſeien muſikaliſche Töne, beziehungsweiſe der Rhythmus und die Cadenz derſelben geweſen.

Herr Bernhard Schmidt gibt Auskunft in ähnlichem Sinne. Er war eng mit Reis befreundet und ſtand namentlich in regem Verkehr mit demſelben, als er ſich mit dem erwähnten Klopftelegraphen beſchäftigte. Das von ihm combinirte akuſtiſche Alphabet ſei noch weit vollkommener ausgearbeitet worden, als der Vortragende angedeutet. Zu einer Uebertragung von Sprachlauten durch das Reis'ſche Telephon ſei es nicht gekommen.

Herr Scheidel erinnerte daran, daß von Seiten des Hochſtiftes gleich beim Auftauchen des Bell'ſchen Telephons Schritte geſchehen ſeien, um dem Erfinder Reis die Priorität

zu wahren. Er wünsche, daß der dem Hochstifte gehörige Reis'sche Apparat unter Glas und Rahmen zur Ansicht der Fremden ausgestellt werde.*)

Herr A. Geiger möchte constatirt wissen, daß der Mechaniker Albert die Reis'schen Apparate nur vertrieben habe, während die Herstellung derselben lediglich von dem Mechaniker August Fritz besorgt worden sei.

Herr Dr. Ludwig Holthof machte hierauf die Mittheilung, daß sich in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 bereits ein „Elektrische Telephonie" überschriebener und mit L unterzeichneter Artikel befinde, den er vorlas und den Anwesenden in mehreren Exemplaren zur Vorlage brachte. Aus diesem Artikel gehe hervor, daß damals bereits ein junger französischer Mechaniker Namens Bourseul einen „Telephon" genannten Apparat beschrieben habe, der nichts mehr und nichts minder sei als das Bell'sche Instrument in seiner ersten Gestalt. Es überrasche ordentlich, wenn man, das Bell'sche Telephon vor Augen, die im Jahre 1854 niedergeschriebenen Worte lese. Bourseul sei jedenfalls der geistige Vater der Telephon-Idee in dem heutigen Sinne. Ob man ihm den Namen des „Erfinders" beilegen könne, möge streitig sein, es hänge davon ab, welche Merkmale man in dem Begriffe des „Erfinders" eingeschlossen wissen wolle. Verstehe man darunter denjenigen, der zum ersten Male einen neuen Gegenstand klar und deutlich beschreibe, und zwar so, daß derselbe nach der Beschreibung hergestellt werden könne, dann sei Bourseul unzweifelhaft der Erfinder des modernen Telephons. Verlange man dagegen vom Erfinder, daß er selbst den Gegenstand in die Wirklichkeit des Lebens einführe, dann könne man dem französischen Mechaniker den Ruhm der Erfindung bestreiten. Immerhin müßte man ihn dann aber als den Ersten gelten lassen, der in klarer Erkenntniß der in Betracht kommenden physikalischen Gesetze die Theorie des heutigen Telephons aufgestellt habe. Bourseul sei

*) S. 29 ist bereits hervorgehoben worden, daß dieser Apparat zwar von Reis geschenkt, aber nicht dessen Original-Apparat ist.

in dieſer Hinſicht 1854 bereits viel weiter geweſen, als Reis 1863, da er, ganz wie Profeſſor Bell es ausgeführt, ſowohl für den Geber- wie für den Empfänger-Apparat ein Membran vorgeſchrieben habe. Leider ſei über die Perſönlichkeit Bourſeul's ſo gut wie gar nichts zu ermitteln; man wiſſe nur, daß er ſich 1848 als Soldat der algeriſchen Armee ausgezeichnet habe, 1854 in Paris, 1861 in Metz und 1877 Telegraphen-Unter-Inſpektor in Auch geweſen ſei. Wenn er ſelbſt nicht zur Herſtellung eines Apparates geſchritten, ſo habe das unzweifelhaft nur an ſeiner Mittelloſigkeit gelegen. Mangel an Energie könne man ihm nicht vorwerfen; er habe, unter ausdrücklicher Provocirung der Wiſſenſchaft, der franzöſiſchen Akademie Mittheilung von ſeiner Idee gemacht, dieſe ſei aber, wie ſo oft, wenn die Wiſſenſchaft provocirt worden, über den Erfinder und ſeine Erfinder-Idee zur Tagesordnung übergegangen.*)

Faſſe man das Ergebniß der heutigen Sitzung zuſammen, ſo komme man, im Gegenſatze zu den Schlußfolgerungen, die der Engländer Thompſon in ſeinem Buche über Reis, und zwar irriger Weiſe, gezogen, zu nachfolgenden Sätzen:

1) Das Reis'ſche Telephon übermittelt nicht artikulirte Laute, ſondern nur muſikaliſche Töne, und kann in Folge ſeiner Conſtruktion nichts Anderes thun.

2) Reis hat nie etwas Anderes von ſeinem Apparate behauptet und zur Uebermittelung von Worten — nicht etwa zum bloßen Anrufen — an denſelben einen beſonderen Klopftelegraphen angebracht.

3) Reis hat in der That zum erſten Male den Apparat hergeſtellt, den wir jetzt „Mikrophon" nennen, aber ohne ſich

*) Ueber Bourſeul und ſeine Erfindung hat ſeither Hauptmann F. Holthof in der „Didaskalia" vom 11. März 1884 nähere Mittheilung gemacht. Nach derſelben ſind von Bourſeul praktiſche Verſuche, und zwar günſtige, angeſtellt worden. Bourſeul ſelbſt hat ausdrücklich hervorgehoben, daß durch ſeinen Apparat artikulirte Laute übermittelt werden ſollen. Der Artikel in der „Didaskalia" vom 28. September 1854 iſt ſeinem weſentlichen Theile nach die Ueberſetzung eines Original-Artikels der franzöſiſchen Zeitſchrift „Illuſtration" vom 26. Auguſt 1854.

der Tragweite seiner Erfindung bewußt zu sein (da er den undulirenden Strom consequent für einen intermittirenden hielt).

4) Von Edison wie Bell steht es fest, daß sie von dem Reis'schen Apparate ausgegangen sind. Es ist kaum anzunehmen, daß Bell keine Kenntniß der Bourseul'schen Ausführungen gehabt haben soll. Reis dagegen hat diese Kenntniß unzweifelhaft nicht gehabt, so auffallend es auch erscheint, daß ihm der sensationelle Artikel der „Didaskalia" vom 28. September 1854 entgangen ist.

5) Der französische Mechaniker Charles Bourseul ist jedenfalls der Erste gewesen, der in klarer und voller Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundlage die richtige Theorie des modernen, später von Bell und dann von Edison verwirklichten Telephons aufgestellt hat.

Die vierte öffentliche Sitzung fand am 24. Februar unter dem Vorsitze des Obmanns, Herrn Justizraths Dr. Berg, im Goethehause statt.

Bevor nach Erledigung der geschäftlichen Mittheilungen zur Absolvirung der Tagesordnung geschritten wurde, erbat sich Herr Dr. Ludwig Holthof das Wort zu einigen Bemerkungen im Anschlusse an das verlesene Protokoll. Die letzte öffentliche Sitzung habe nach langer Zeit wieder einmal der Presse Gelegenheit gegeben, sich in angelegentlicher Weise mit dem Freien Deutschen Hochstifte als einer wissenschaftlichen Anstalt zu beschäftigen. U. a. habe die „Tägliche Rundschau" eine seither von einer Reihe von Blättern reproducirte Mittheilung des derzeitigen Leiters der Garnier'schen Lehr- und Erziehungs-Anstalt in Friedrichsdorf, Herrn F. Bangert, gebracht, welche zwischen seinen (des Redners) fünf Thesen und den Behauptungen Thompson's zu vermitteln suche. Herr Bangert sei der Ansicht und erkläre, daß das Reis'sche Telephon allerdings im Stande gewesen sei, die menschliche Sprache auf weite Ent-

ferungen zu übertragen, doch sei die Wiedergabe undeutlich, von einem schwirrenden Geräusche begleitet und daher nur einem geübten Ohre verständlich gewesen. Als Beweis führe Herr Bangert die Mittheilung des Musiklehrers Peters an, nach welcher Reis durch seinen Apparat nicht etwa nur leicht verständliche oder combinirbare, sondern ganz sinnlose Sätze, z. B. „Die Sonne ist von Kupfer", oder „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat" vernommen habe. Somit werde die alte, von Reis selbst schon widerlegte Legende erneuert. Daß der Reis'sche Apparat, auch wenn man ihn weit empfindlicher construire, als es dem Erfinder möglich gewesen, keine artikulirten Laute übermitteln könne, sei in der letzten Sitzung bis zur Evidenz durch die wissenschaftlichen Darlegungen, die angestellten Versuche und die Aussagen geradezu klassischer Zeugen dargethan worden. Was das Verständniß der angeführten Sätze anlange, so könne es nur das Resultat einer Selbsttäuschung gewesen sein. Wie gründlich Reis, der doch eigentlich der Einzige gewesen sei, der das von Herrn Bangert supponirte „geübte Ohr" besessen, von seiner Selbsttäuschung zurückgekommen, gehe einestheils aus seinem Berichte an den Physikalischen Verein vom Jahre 1861 und andrerseits noch weit deutlicher aus seiner Erklärung in dem Prospekte des Mechanikers Albert vom Jahre 1863 hervor. Letzteres Dokument schließe ein für allemal die Akten über die Streitfrage, ob es je möglich gewesen sei, durch das Reis'sche Telephon das gesprochene Wort, oder richtiger, den artikulirten Sprachlaut zu übertragen. — Von anderer Seite sei geltend gemacht worden, man könne Bourseul nicht wohl als den ursprünglichen Erfinder des Telephons betrachten, denn thue man das, so müsse man folgerichtig auch die alten Römer als die Erfinder der Buchdruckerkunst bezeichnen wegen der Stempel, die sie ihren Ziegelarbeiten aufzudrücken verstanden hätten. Demgegenüber sei zu bemerken, daß mit Bourseul die Sache doch wesentlich anders liege. Hätten die Römer das gethan, was von diesem erwiesen sei, d. h. hätten sie gesagt: „Ebenso wie wir Buchstaben auf weichen Thon eindrücken, wird es möglich sein, Schriftzeichen auf Pergament oder Papier zu

übertragen, wenn man die betreffenden Aenderungen des Verfahrens vornimmt", dann müßten sie in der That als die Erfinder der Buchdruckerkunst angesehen werden. Das, was den Namen Bourseuls für alle Zeiten zu einem denkwürdigen macht, ist die Thatsache, daß der Träger desselben genaue und bestimmte Anweisung zur Anfertigung eines Instrumentes gab, das zwanzig Jahre später von einem andern in derselben Weise hergestellt wurde, und daß er seine Anleitung gab in der klaren Erkenntniß der wissenschaftlichen Grundsätze, auf welche die Construction und die Wirksamkeit des modernen Telephons sich stützt.

Der Redner ging hierauf zu dem angekündigten Vortrage über, dessen Thema lautete: „Die Humanitäts-Idee im klassischen Alterthume. Zur Erinnerung an Konrad Schwenck († 14. Februar 1884)."

In seiner Einleitung suchte der Vortragende die Idee der Humanität zu entwickeln, die sich mit der des Sittengesetzes decke. Schon das Alterthum habe den Idealbegriff der Menschheit gehabt und denselben nicht nur in den westlichen Ländern sondern, wie u. a. die Bewegung des Buddhismus. es darthue, auch im Oriente zu vollkommener Klarheit, ja man dürfe sagen, zu staunenswerther Erhabenheit entwickelt. Wenn er es unternehmen wolle, dies speciell für das Gebiet des sogenannten klassischen Alterthums zu beweisen, so leite ihn ein doppelter Zweck: einmal wünsche er dem Tage, der voraussichtlich zum letzten Male die Genossen in der altgewohnten Weise zusammenführe, den Stempel einer besonderen Weihe aufzudrücken, dann aber sei es ihm darum zu thun, das Andenken eines Mannes zu erneuern, der geistvoller und schöner als irgend ein anderer den zum Gegenstand des Vortrags gewählten Stoff behandelt habe, Konrad Schwenck's, des leider fast verschollenen und doch für Frankfurt unvergeßlichen hochverdienten Gelehrten. Freundeshand habe ihn in den Besitz einer nachgelassenen Handschrift dieses Mannes gesetzt, von der sich sagen lasse, sie sei mit dem Herzblute eines der Edelsten und Besten geschrieben, die je im Dienst des Humanitäts-Gedankens gewirkt.

Das Werk, an welches der Verfasser die letzte Hand nicht

mehr habe legen können, lasse ein langsames und allmähliches Entstehen erkennen; man gehe wohl nicht fehl, wenn man annehme, sein Urheber habe das volle letzte Drittel seiner Lebenszeit auf die Abfassung desselben verwendet. Es sei eine beredte Vertheidigung der tiefsittlichen Lebensanschauung des klassischen Alterthums, eine Vertheidigung, geführt mit einer Bündigkeit und Schärfe, wie noch selten eine, denn der Verfasser gönne sich selbst nur das Wort in einer kurzen, leider unvollendet gebliebenen Einleitung und in aphoristischen Bemerkungen zu einer Reihe in klassisches Deutsch übertragener Stellen aus griechischen und lateinischen Klassikern, so direct die Geister beschwörend, gegen die sich in der verhängnißvollen Nachblüte der Romantik ein heftiger Kampf zu entspinnen gedroht habe. Auf diese Weise sei, gewissermaßen polemisch begonnen, das Werk weit über die ihm ursprünglich gesetzten Grenzen hinaus gewachsen, sich zu einem Denkmal gestaltend, wie es ehrenvoller einer in ihrer sittlichen Grundlage heute noch vielfach verkannten Zeit nicht gewidmet werden könne.

Schwenck habe das von ihm seinem Inhalte nach als abgeschlossen betrachtete Werk „Heidnische Humanität und deren Sittlichkeit" überschrieben. In der Einleitung verbreite er sich kurz über die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen er ausgehe, und über die Schriftsteller, denen er seine, so wie sie uns vorliegen, sorgfältig nach Kategorien geordneten Anführungen entnehme. Ein Theil der Autoren gehört zu den minder bekannten Philosophen der römischen Kaiserzeit, deren Schriften darum besonders werthvoll sind, weil sie uns die philosophischen Systeme, die sie vertreten, abgeschlossen in ihrer ganzen Entwickelung zeigen. In dieser Abgeschlossenheit läßt sich aber erst der Werth, die sittliche Bedeutung der Philosophie des Alterthums erkennen. Mit Recht nennt Schwenck die Vertreter derselben wahre Bußprediger, deren Vorträge oft mehr christlichen Predigten sich nähern als weltlichen Vorträgen. Am meisten sind in dieser Hinsicht verkannt worden die Cyniker, die der Welt entsagenden, aus freiwilliger Selbstaufopferung dem Bußpredigerberufe sich widmenden Wesen. Auch die Stoiker

verſtehen unter ihrem „Weiſen“ nicht etwa einen unendlich Vieles Wiſſenden, ſondern einen durch Vernunftideen und die im Sittlichen geübte Willenskraft veredelten Menſchen, und ſie geſtehen, daß das ein Ideal ſei, dem auch der edelſte ſich nur angenähert habe. Wenn die Lehre der Stoiker nicht frei von Heuchelei blieb und als einſeitig Gelegenheit zum Spotte gab, iſt es ihr nicht anders ergangen wie der chriſtlichen. Die Lehre muß darum nicht ſchlecht ſein, weil ſie mißbraucht wird. Epikur gebietet Tugend, damit der Menſch die höchſte Luſt erlange, die Stoa befiehlt, ſie ihrer ſelbſt wegen zu üben, gibt ihr aber die Luſt zur unausbleiblichen Gefährtin. Die geoffenbarten Religionen befehlen ebenfalls die Tugend, damit der Menſch nach ſeinem Tode ſelig werde, d. h. die höchſte Luſt erlange. In dieſem Tugendbedürfniſſe bewährt ſich überall die beſſere menſchliche Natur.

Geradezu problematiſch muß uns der Werth aller geoffenbarten Religionen erſcheinen, wenn wir uns den Gottesbegriff vergegenwärtigen, wie er uns aus den Zeugniſſen antiker Schriftſteller entgegentritt. Wo bleiben unſere landläufigen Vorſtellungen vom Polytheismus, wenn wir dieſen Begriff im „heidniſchen“ Alterthume auf einer ſittlichen Grundlage conſtruirt ſehen, die geradezu unſer Staunen wachrufen muß! „Gott — ſo ſagt Plato (Geſetze IV) — wie die alte Rede ſagt, hält Anfang und Ende und Mitte alles Seienden und vollendet naturgemäß wandelnd ſeinen geraden Weg, und immer folgt das Recht ihm nach.“ Klingt es nicht wie eine bloße Paraphraſe, wenn es in der Offenbarung Johannis heißt: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, ſpricht der Herr, der da iſt, und der da war, und der da kommt, der Allmächtige“?

Cicero (Traum Scipio's) ſpricht von dem oberſten Gott, der dieſe ganze Welt beherrſcht. — Der Gott, deſſen Stempel alles iſt, was wir erblicken.

Seneca (Wohlthun IV. 7): Du ſagſt, die Natur gewährt mir dieſes. Bemerkſt Du nicht, daß, indem Du ſo ſprichſt, Du nur Gottes Namen änderſt? Denn was iſt die Natur anders als Gott, als die göttliche Vernunft, durch das Weltall und

ſeine einzelne Theile ergoſſen? Du darfſt, ſo oft Du willſt, dieſen Urheber unſerer Schöpfung anders nennen; Du wirſt ihn mit Fug den beſten und größten Jupiter heißen, den Donnerer u. ſ. w. — und nennſt Du ihn Schickſal, ſo wirſt Du nicht irren, denn da das Schickſal nichts anderes iſt, als die verſchlungene Reihe der Urſachen, ſo iſt er die erſte Urſache unter allen, von welchen die übrigen abhängen. Du wirſt mit Recht ihm jeglichen Namen geben, der nur irgend eine Kraft und Wirkung himmliſcher Dinge bezeichnet.

(Briefe 65): Wir ſuchen die erſte und allgemeine Urſache. Dieſe muß einfach ſein, denn auch die Materie iſt einfach. Wir fragen alſo, was die Urſache ſei? Die wirkende Vernunft, d. i. Gott. — Alles nämlich beſteht aus der Materie und aus Gott, Gott beherrſcht die ſichtbaren Dinge, welche um ihn her ergoſſen, ihrem Lenker und Führer folgen. Was aber wirkt, Gott alſo, iſt mächtiger als die Materie, die Gottes Einwirkung erfährt.

(Natur-Unterſuchungen I): Unſer beſſerer Theil iſt der Geiſt, in ihm iſt nichts als Geiſt, er iſt ganz Vernunft. (II, 45): Die etruskiſchen Erfinder der Lehre von den Vorbedeutungen durch den Blitz haben auch nicht geglaubt, daß der Jupiter, wie wir in dem Capitolium und den übrigen Tempeln ihn verehren, mit ſeiner Hand die Blitze ſende, ſondern ſie denken ſich dabei den nämlichen Jupiter wie wir; den Bewahrer und Lenker des Weltganzen, der nur Geiſt iſt und Lebenshauch, den Herrn und Meiſter dieſes irdiſchen Werkes, für den jeder Name ſich ſchickt. Willſt Du ihn Schickſal nennen? Du wirſt nicht irren. Er iſt es, von dem Alles abhängt, die Urſache der Urſachen. Willſt Du ihn Vorſehung heißen? Du wirſt ihn recht benennen. Er iſt es ja, durch deſſen Rath für dieſe Welt geſorgt wird, daß ſie unverworren ihren Gang gehe und ihre Wirkſamkeit entfalte. Willſt Du ihn Natur heißen? Du wirſt nicht fehlen, denn er iſt es, aus dem Alles geworden iſt, durch deſſen Hauch wir leben. Willſt Du ihn Welt benennen? Du täuſcheſt Dich nicht; er ſelbſt iſt ja das Ganze, das wir ſehen, und ganz in deſſen Theile ergoſſen, und durch eigene Kraft ſich erhaltend.

Mehr vielleicht noch als dieſe Ausſprüche, die uns trotz

der manchmal durchſchimmernden pantheiſtiſchen Idee, wie ſie ſich namentlich bei den Stoikern findet, den Beweis erbringen, daß die chriſtliche Gottesidee nicht nur auf den Vorſtellungen des ſpäteren Judenthums fußt, würden uns Stellen frappiren, die von Gottes Allgegenwart und Allwiſſenheit, von ſeiner Allmacht, Gerechtigkeit, Liebe und Güte reden. Neben dieſen freilich, die, wir möchten ſagen, einen chriſtlichen Charakter vor und neben dem Chriſtenthum athmen, finden wir andere, die wir direct mit dem Namen modern-heidniſcher belegen möchten.

So heißt es bei Euripides (Bellerophon):

Sagt einer, Götter ſei'n fürwahr im Himmel dort?
Nein, nein, mit Nichten! wenn ein Menſch es aber ſagt,
Gebrauch' er nicht das alte Märchen als ein Thor.

Derſelbe (Melanippe):

Zeus, wer es ſei, denn außer Hörenſagen weiß ich
Nichts von ihm.

Sextus Empiricus (IX. 65) führt 43 Verſe des Kritias, eines der 30 Tyrannen von Athen an, worin ausgeführt wird, daß eine im Himmel waltende Gottheit von denen erfunden worden ſei, die eine ſolche zur Entwilderung des menſchlichen Geſchlechtes für nöthig erachtet hätten.

Neben ſolcher Leugnung der Gottheit findet ſich auch ganz im Sinne der modernen Naturphiloſophen die Anſicht ausgeſprochen, der menſchliche Geiſt ſei Gott. Euripides läßt Hekuba in den Troerinnen ſagen:

Wer Du auch ſein magſt, der ſich nicht begreifen läßt,
Zeus, ob Du ſeiſt Naturgeſetz, ob Menſchengeiſt.

Aehnlich, aber nicht ſo ſcharf ausgeſprochen heißt es bei Menander:

Der Geiſt ja iſt in jeglichen von uns Menſchen Gott.

Marc-Aurel (VII. 9):

Es iſt nur eine Welt, aus allem Seienden gebildet, nur ein Gott in allem, nur ein Weltſtoff.

Faſt der gleiche an die moderne und modernſte Zeit erinnernde Zwieſpalt zieht ſich durch die Stellen, die von der Fortdauer nach dem Leben handeln.

Gläubig fromm heißt es bei Sophokles, Antigone:

. . . . Denn viel länger muß
Genehm ich denen drunten sein, als denen hier,
Denn dort ja werd' ich ewig sein.

Plato (Gesetze XII.): Man soll dem Gesetzgeber glauben, wenn er sagt, die Seele sei ganz und gar verschieden von dem Leibe; sie allein sei es, welche im Leben jeden von uns zu dem macht, was er ist; der Leib aber folge uns nach, einem Abbilde zu vergleichen — und was in uns wahrhaft unsterblich ist, das heiße Seele und gehe dereinst zu andern Göttern hinüber, um Rechenschaft zu geben — eine ermuthigende für den Guten, eine furchtbare für den Bösen, für welchen keine große Hilfe mehr sei, wenn er abgeschieden ist. Es hätten deshalb alle seine Angehörigen im Leben ihm helfen sollen, damit er möglichst heilig und gerecht gelebt hätte, und damit er im Tode, im Leben nach dem jetzigen, verschont geblieben wäre von furchtbarer Vergeltung.

Cicero (Tusculanische Untersuchungen 27. 66): Der Ursprung der Seele kann auf Erden nicht gefunden werden, denn es ist nichts Gemischtes und Zusammengesetztes in ihr, noch was aus Erde hätte geboren und gebildet werden können, auch nichts Feuchtes, Wehendes oder Feuriges (also nichts von den vier Elementen enthaltend, welche fast noch bis auf unsere Zeit für die Grundstoffe der Körperwelt galten). In all diesen Stoffen ist nichts, was eine Kraft der Erinnerung, des Geistes, des Gedankens enthielte, was das Vergangene bewahrte, das Zukünftige vorausſähe, die Gegenwart umfassen könnte, welches allein nur das Göttliche vermag. Auch wird man nie finden können, von wannen dieses zu dem Menschen habe gelangen können, außer nur von Gott. Die Natur und das Wesen der Seele ist demnach ganz einziger Art und von den niedrigen und bekannten Naturen verschieden. Was also auch sein mag, was empfindet, erkennt, lebt und seine Kraft fühlt, es ist himmlisch und göttlich, und deswegen nothwendig auch ewig.

Vollständig pantheistisch im Sinne der modernen Naturanschauung dagegen äußert sich Epiktet (III, 24. 93); Dieses ist

der Tod: ein größerer Uebergang, nicht aus dem jetzt Seienden in das nicht Seiende, ſondern in das jetzt nicht Seiende. So werde ich alſo ferner nicht ſein? Du wirſt, was Du jetzt biſt, nicht ſein, ſondern irgend ein Anderes,. deſſen die Welt (das Ganze) alsdann bedürfen wird.

Noch ſchärfer in einem anderen Ausſpruche (IV. 7. 15): Was ſagſt Du, ſterben? Sage doch, was es wirklich iſt. Es iſt die Zeit gekommen, daß der Stoff (unſeres Leibes) in das, woraus er zuſammengeſetzt iſt, wieder aufgelöſt werde. Und warum iſt das furchtbar? Wird denn irgend etwas von dem, was in der Welt iſt, untergehen?

Frivoler ſpricht ſich Kallimachus in ſeiner Grabſchrift auf den Charidas (Epigramme 14) aus:

Jenſeits, Charidas, ſage, wie iſt es? Nacht iſt es. Die Rückkehr?
Lügen. Und Pluton der Gott? Fabel, wir wurden zu Nichts.
Dieſes vermeld' ich als wahren Bericht euch.

Ein Epigramm (Anthologie X. 118):

Wie doch ward ich, woher, weshalb doch kam ich und ſcheid' ich?
Wie wird ſolches mir kund, der ich es nimmer begriff?
Ward, nichts ſeiend, und werd' hinwiederum, was ich geweſen.
Denn nichts weiter als nichts iſt ja das Menſchengeſchlecht.
Aber wohlan! reich her mir des Weins luſtſpendenden Becher,
Denn der iſt für das Linderungsmittel allein.

Anthologie, Grabſchrift (Anhang 280):

Einſt war ich, ich ward, war, bin jetzt nicht, in der Zukunft
Nicht, ſo iſts, und es lügt, wer Dir ein Anderes ſagt.

Nichts iſt den ethiſchen Anſchauungen der antiken Welt zu ſchwererem Vorwurfe gemacht worden als die Sklaverei (die übrigens durch das Chriſtenthum nicht aus der Welt geſchafft wurde). Allein ſelbſt auf dieſem Gebiet waren die inhumanen Anſichten nicht ſo vorherrſchend, wie wir gemeinhin nach den nur fragmentariſchen Einblicken, die wir ſelbſt auf ſogenannten gelehrten Schulen in das Weſen der Antike werfen, annehmen. Das Inſtitut der Sklaverei beruhte nicht auf einem ethiſchen, ſondern auf einem wirthſchaftlichen Irrthume der antiken Welt, und dieſer Irrthum hat ſich durch die Geſchichte der

Menſchheit fortgeſchleppt bis weit über die Zeit hinaus, da die antike Weltanſchauung noch irgend einen Einfluß auszuüben vermochte. Das ſittliche Verhältniß des Herrn zum Sklaven iſt von edleren Geiſtern des Alterthums nie unterſchätzt worden.

Obgleich — ſo heißt es bei Seneca (Von der Milde I. 18) — obgleich gegen die Sklaven alles erlaubt iſt, ſo iſt doch etwas, was das allgemeine Recht aller lebenden Weſen gegen den Menſchen nicht erlaubt ſein läßt, weil ſie von der nämlichen Natur ſind wie wir.

(Vom glücklichen Leben 24): Die Natur heißt uns den Menſchen nützlich ſein, ſeien ſie Freie oder Sklaven, Freigeborene oder Freigelaſſene. — — Was liegt daran? Wo ein Menſch iſt, da iſt Veranlaſſung, ihm wohlzuthun.

(Vom Wohlthun I. III. 20): Man irret, wenn man glaubt, die Sklaverei durchdringe den ganzen Menſchen; der beſſere Theil deſſelben iſt davon frei. Die Leiber ſind ihr unterworfen und den Herren überantwortet, der Geiſt gehört ſich ſelbſt an.

(Briefe 47): Sie ſind Sklaven? Nein, Menſchen. Sie ſind Sklaven? Nein, Zeitgenoſſen. Sie ſind Sklaven? Nein, niedrige Freunde. Sie ſind Sklaven? Nein, Nebenſklaven, wenn Du bedenkſt, daß das Glück gegen beide Theile gleiche Macht hat.

Radikaler noch ſpricht ſich Epiktet (I. 13. 4) aus: Willſt Du bedenken, wer Du biſt, und über wen Du herrſcheſt? nämlich über Anverwandte, über Brüder, über Abkömmlinge Gottes. (Fragmente 34): Bedenke, daß Du nichtarbeitend von Arbeitenden, eſſend von Nicht-eſſenden, trinkend von Nicht-trinkenden, redend von Schweigenden, unbekümmert von Höchſt-aufmerkſamen bedient wirſt. (Und dieſer Anblick eines dem deinigen ſo tief untergeordneten Geſchickes möge Dich milder ſtimmen.)

Daher auch die Vorſchriften bei Seneca (Briefe 47): Mit dem Sklaven lebe huldvoll, ja ſelbſt freundlich ſcherzhaft; laß ihn zu Deinen Geſprächen zu, zu Deinen Berathungen und zu Deinem Tiſche.

Dem entſprechend die Maxime: Was immer über das Maaß der Sklavenpflicht hinausgeht, was nicht aus ſchuldigem Gehorſam, ſondern aus freier Geſinnung geleiſtet wird, das iſt

zum Dank verpflichtende Wohlthat, wofern es anders von der Art ist, daß wenn irgend ein Anderer es geleistet hätte, es so hätte heißen können.

Zu schöner und freier Menschlichkeit erheben die sittlichen Anschauungen der Antike sich überall da, wo einfache menschliche Verhältnisse, Haus, Ehe, Eltern und Kinder, Alter und Jugend, in Betracht kommen. Schon Homer (Odyssee VI. 182) singt:

— Denn nichts Schöneres gibt's als das, und Besseres gibt's nicht,
Als wenn eintrachtsvoll in Gesinnungen führen den Haushalt
Mann und Weib.

Galanter — und ungalanter drückte sich Hesiod (Werke und Tage 700) aus:

Denn nichts Besseres erwirbt auf Erden irgend ein Mann sich
Als ein treffliches Weib, doch Aergeres nicht als ein schlechtes.

(Jesus Sirach 26. 18: Ein wohlerzogenes Weib ist nicht zu bezahlen. 25. 30. Ein böses Weib macht ein betrübtes Herz, traurig Angesicht und das Herzeleid. Sprüche, Cap. 14. 1: Durch weise Weiber wird das Haus erbaut, eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun u. a. m.) Cicero (Grenzen des Guten und Bösen III 20. 18) hält es für die Pflicht des Weisen — damit er naturgemäß lebe — eine Gattin mit sich zu vereinigen und Kinder mit ihr zu erzeugen. Selbst eine reine Liebe sei nach den Meistern der stoischen Schule nicht ungeziemend. (Paulus im Brief an die Corinther, meint Schwenck, empfiehlt zwar das Unverheirathet bleiben, muß jedoch das Heirathen als nothwendig zugestehen, was er gerade nicht mit feinen Worten thut.)

Die Elternliebe verherrlicht Homer (Odyssee 9. 34—36):

Gibt's doch Süßeres nicht als die Heimath oder die Eltern
Irgend, und wenn auch einer Haus voll reichen Besitzthums
Draus in der Fremde, getrennt von den Eltern bewohnte.

Pindar (Isthm. 1. 5):

Was Theureres gibts für die Guten, als die ehrwürdigen Eltern?

Sophokles (Fragm. XIX):

Da wo die Eltern unterthan den Kindern sind,
Da ist fürwahr mit Nichten eine kluge Stadt.

Euripides (Fragm. 241):

Wer alle Zeit die Eltern ehrt mit frommem Sinn,
Der ist im Leben und im Tod den Göttern lieb.

Menander:

Wer seinen eigenen Vater schmäht mit verruchtem Wort,
Hat gegen das Göttliche selber Lästerung erdacht.
— Die Eltern ehrend, hoffe daß Dir's wohl ergeht.
— Verehre Gott und Eltern, ihn zuerst, dann sie.
— Dem, der die Eltern pflegt, ergeht es wohl.

Sophokles (Elektra):

Ein mächtig Ding ist's, Mutter sein, und geht es ihr
Auch schlimm durch ihre Kinder, haßt sie doch sie nicht.

Strenge dachte das Alterthum von den Pflichten des Alters gegen die Jugend. Den Kindern — heißt es bei Platon (Gesetze 5) — soll man nicht vieles Gold hinterlassen, sondern viel sittliche Scham und Scheu. — Diese erlangen aber die Leute nicht durch die jetzt üblichen Ermahnungen. — Ein verständiger Gesetzgeber würde eher die alten Leute ermahnen vor der Jugend Scheu zu hegen und vor allem sich zu hüten, daß nie einer der Jungen sehe, wie er selbst etwas Schändliches thut oder sagt; denn, wo die Alten schamlos sind, da müssen die Jungen durchaus höchst unverschämt sein.

Ueber die Frauen äußert Seneca sich in ganz modernverbindlicher Weise in einem Briefe an Marcia: Wer mag sagen, die Natur sei gegen den Geist der Frauen karg gewesen und habe ihre Tugenden beschränkt? Sie besitzen, glaube mir, dieselbe Kraft, dieselbe Fähigkeit, wenn sie nur wollen, für das sittlich Schöne, sie ertragen, wenn sie darin sich üben, Anstrengung und Schmerz. — Nicht selten, bemerkt Schwenck zu dieser Stelle, vernimmt man, nur das Christenthum lasse dem weiblichem Geschlechte sein Recht widerfahren, doch lauten diese Worte Seneca's um ein gutes Theil besser, als die des Paulus im Römerbrief. Auch Petrus erklärt die Weiber für die schwächsten Werkzeuge, die dem Mann unterthan sein müssen.

Schön sagt Sophokles (Fragm. XXIV):

Welch Haus der Menschen wurde jemals vollbeglückt,
Und prangte stolz, worin ein gutes Weib gefehlt?

Menander:

Es ist das Weib des Hauses Unheil oder Heil.
Ein rechter Segen ist ein tugendsames Weib.

Weit weniger galant klingt eine andere Stelle bei Sophokles (Epigonen 2):

Fürwahr, es gibt nichts Schlimmeres als das Weib, und wird
Es nimmer geben, welches Leid auch kommen mag.

In unschöner Steigerung behauptet gar Pallades, jegliches Weib sei Galle, zweimal im Leben sei sie leidlich, einmal am Hochzeitstag — „einmal im Tode sodann".

Ueber die Frauen gibt es so viele bitterste Aussprüche, daß sie sich kaum zusammenstellen lassen. Als besonderer Weiberhasser galt im Alterthum Euripides. Allein auch er behauptet im 3. Bruchstück des Pentesilaos, daß es Thorheit sei, sie allzumal zu beschimpfen, da die eine gut, die andere schlecht sei.

Als eine Tugend, die fast nur ihm zukommt, darf das Alterthum die Gastlichkeit betrachten, die die Person des Fremdlings als eine geheiligte erscheinen ließ.

Gleich dem Bruder betrachtet den Gast und bittenden Fremdling
Jeglicher Mann, der auch nur ein wenig Gefühl in der Brust hat,

singt Homer (Odyssee VIII. 546). Ebenso IX. 270:

Zeus ist aber ein Rächer des Gastes und bittenden Fremdlings,
Der als Schützer der Gäst' ehrwürdige Gäste geleitet.

Bedenket — mahnt Plato (Gesetze V) — daß an die Fremdlinge die heiligsten Verträge uns binden. — Der Fremdling, der Genossen und Verwandten beraubt, ist Göttern und Menschen um so mehr des Mitleids werth. — Darum bemühe sich jeder, dem auch nur einige Bedachtsamkeit innewohnt, daß er seinem Ende zuwandle, ohne auch nur das mindeste gesündigt zu haben in seinem Leben.

Mit dieser schönsten Seite der ethischen Anschauungsweise der vorchristlichen Zeit — so schloß der Redner seine Ausführungen — berühren wir auch den wundesten Punkt derselben. Der Fremdling galt der sittlichen Anschauung des Alterthums als heilig, weil er schutz- und rechtlos war; wie im Lateinischen

das Wort hostis einſt ebenſowohl den Landesfeind wie den Fremdling bezeichnete, war der griechiſche βαρβαρος der von der nationalen Cultur und damit von dem Rechtsſchutze Ausgeſchloſſene. Wie die treffliche Arbeit Schwenck's, von der ich Ihnen in meinen Ausführungen nur einen ſchwachen Begriff beibringen konnte, uns mit überzeugender Klarheit darthut, hat das Chriſtenthum kaum eine Tugend aufzuweiſen, für welche das heidniſche Alterthum nicht ein glänzendes, ja wir dürfen ſagen: ein glänzenderes Vorbild aufſtellt — und doch hat es in einem Punkte die Idee der Humanität zu einer Entwicklung gebracht, die ihr früher fremd war. Hat es die Sklaverei nicht zu Falle gebracht, und war es ſeinem Weſen nach nicht im Stande dieſes zu thun, ſo hat es der Menſchheit doch einen gleich großen Dienſt geleiſtet, einen Dienſt, der es den Idealen der Menſchheit erſt geſtattete, in ihrer wirklichen Bedeutung hervorzutreten. Es hat die Schranken der Nationalität niedergeworfen und zum erſten Male den Gedanken des Weltbürgerthums ausgeſprochen; es iſt die erſte Weltanſchauung, die ihren Sendboten die Weiſung ertheilte: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker", eine Weiſung von einer revolutionären Kraft und Bedeutung, wie ſie die Welt bis dahin nicht gekannt. Nur dieſe Weiſung verſtrickte das Chriſtenthum in den Kampf mit dem nationalen römiſchen Weltſtaate, und nur dieſer Kampf hat ihm zum Siege und zur Eroberung der eiviliſirten Welt verholfen. Mit dem ſiegreichen Durchbrechen des Chriſtenthums iſt daher für die Geſittung der Menſchheit in der That eine neue Aera eingetreten, ein Markſtein zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Zeit geſetzt worden. Jetzt erſt iſt es möglich geworden, eine ſittliche Norm aufzuſtellen, bindend und zugleich befreiend für alles, was Menſchenantlitz trägt, eine Norm, die einzig und allein es ermöglichen wird, daß dereinſt „rings der Menſch die Bruderhand — dem Menſchen reicht — trotz alledem!"

Nach Beendigung des Vortrages nahm der vorſitzende Obmann, Herr Juſtizrath Dr. Berg das Wort, um als ehemaliger Schüler Schwencks in warmer und herzlicher Weiſe dem Ge-

fühle der Verehrung Ausdruck zu verleihen, wie es bei allen denen fortlebe, welche irgendwie in näherer Beziehung zu dem trefflichen Gelehrten und Jugendbildner geſtanden. Seiner Aufforderung entſprechend bezeugten ſodann die Verſammelten durch Erheben von den Sitzen ihre Hochachtung vor dem Andenken Konrad Schwencks.

III. Vorträge und Vorleſungen.

1. Die Kunſt des Islam.

Den erſten der von dem vorbereitenden akademiſchen Ausſchuß beſchloſſenen, von der Hochſtifts-Verwaltung genehmigten und im Laufe des Winters 1883/84 in Goethe's Vaterhauſe abzuhaltenden wiſſenſchaftlichen Vorträge übernahm Herr Hofrath Profeſſor Dr. G. Schaefer aus Darmſtadt, welcher am 25. November 1883 über die Kunſt des Islam ſprach. An den Wänden des Saales waren nahezu einhundert graphiſche, photographiſche und polychrome Abbildungen als Illuſtrationen des Thema's ausgeſtellt, vorzugsweiſe aus dem Gebiet der Architektur, der Flächendecoration und der Textilornamentik.

Herr Juſtizrath Dr. Berg begrüßte als Obmann durch eine herzliche Anſprache die Verſammlung, worauf er Herrn Dr. Schaefer aufforderte, das Wort zu ergreifen. Derſelbe leitete ſeinen Vortrag folgendermaßen ein:

Hochgeehrte Stiftsgenoſſen! Zu einer Zeit wie die gegenwärtige, in welcher die Blicke der ganzen Welt auf den Orient und die dort gährenden endloſen Wirrſale gerichtet ſind, aus denen, allen diplomatiſchen Congreſſen und Conferenzen zum Trotz, der zündende Funke jeden Augenblick wie aus einer mit Elektricität geſpannten Wolke niederfahren und der erbittertſte Kampf auf's neue in hellen Flammen auflodern kann, wie jetzt wieder in Serbien und im ägyptiſchen Sudan, dürfte es wohl nicht unangenehm ſein, die geehrte Hochſtifts-Verſammlung über einen Gegenſtand zu unterhalten, der gleichfalls im Orient ſeine Wurzel hat, mit dem weſentlichen Unterſchied jedoch, daß dieſer

Gegenstand nicht kriegerischer, zerstörender Art ist, sondern friedlicher, weil künstlerischer Natur. Sein völkergeschichtlicher und politischer Hintergrund allein öffnet Ausblicke auf Ereignisse voll Kampf und Blut. Denn was bei den Bewohnern der arabischen Wüste nach ihrem Ueberschreiten der heimathlichen Grenzen den Anstoß gegeben zu einem selbstständigen künstlerischen Schaffen, worin Eigenes und Fremdes wechselseitig sich durchdrang, das war kein friedliches Verhältniß zu den Nachbarländern, sondern gewaltthätige Eroberung.

Nach diesen einleitenden Worten gab der Redner zunächst eine geschichtliche Uebersicht des Erscheinens der Araber auf dem Schauplatz der Geschichte, indem er an das Auftreten des Propheten Muhammed anknüpfte, welcher die Herrschaft seiner Lehre durch das Schwert gepredigt und die Vollbringung der Domination des Islam seinen Anhängern als Gebot hinterlassen hatte, worauf schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit die Grenzen des Araberreiches vom lybischen Wüstensaum östlich bis zum Kaukasus, Indus und Ganges, westlich bis an die Pyrenäen und den atlantischen Ocean reichten.

Was diesen unerhörten Erfolg erklärt, liegt nicht zum mindesten in dem Gesetz der gleichen Religion und Sitte, welches alle Bekenner des Islam umschlingt, ein Verhältniß, welches bis zur Stunde seinen gewaltigen Einfluß nicht verloren hat, und das allemal in den Tagen der Gefahr in dem geflügelten Ruf nach der Entfaltung der grünen Fahne des Propheten einen wirkungsvollen symbolischen Ausdruck findet, um die muhammedanischen Völker aller Zungen zu einer wahrhaft fanatischen Begeisterung für die Erhaltung ihrer gemeinsamen Interessen zu entflammen. In dieser Gemeinsamkeit von Religion und Sitte behaupteten sich die Araber längere Zeit als herrschendes Volk, und ihre Sprache wurde unter dem Einfluß des in ihrem Idiom geschriebenen Koran zum Träger einer überraschenden Geistesbildung, besonders von dem Zeitpunkt an, wo das bisherige Nomadenvolk in denjenigen Ländern seßhaft wurde, die schon seit Jahrtausenden Stätten höherer Kultur waren. Diese Geistesbildung gedieh zu hoher Blüthe u. a. in der Philosophie

(der Redner erinnert an die Gelehrtenſchule der lauteren Brüder der Baſſora und ihre fünfzig Tractate), in der Mathematik (deren Zahlencharaktere wir den Arabern verdanken), ferner in Poeſie, Aſtronomie, Naturwiſſenſchaft und Landwirthſchaftslehre.

In dieſem Zuſammenhange gelangte nun der Vortragende zum Kern ſeines Thema's, zur bildenden Kunſt der Araber oder des Islam, auch Moslem-Kunſt genannt, welche damit begann, daß die erobernden Söhne der Wüſte in den ihnen unterworfenen Ländergebieten den bereits vorhandenen künſtleriſchen Thatbeſtand, vornehmlich die Kunſt der Byzantiner in ähnlicher Weiſe ſich zu eigen machten, wie dies im Laufe der Geſchichte bei anderen urwüchſigen Völkerſchaften, z. B. bei den Germanenſtämmen geſchah, als dieſelben in das ſinkende Römerreich einbrachen und nach ihrer Seßhaftmachung die primitiven Anſätze eigener Kunſt durch die Aneignung fremder Elemente läuterten und ſteigerten.

Wenn der Moslem in dieſem Prozeß die Architektur in Verbindung mit der Polychromie in den Vordergrund rückte mit faſt gänzlichem Ausſchluß der Plaſtik und der höheren Figurenmalerei, ſo findet auch dieſes Verhältniß in der islamiſchen Satzung ſeine Erklärung, wonach, wie der Koran ausdrücklich betont, weder Menſch noch Thier in bildliche Form gebracht werden durften, ein Gebot, welches ſtrenge beobachtet wurde und nur durch einzelne Ausnahmen bei den Schiiten in Perſien und Spanien (Löwenbrunnen der Alhambra) hintangeſetzt blieb.

Die Hauptaufgabe der arabiſchen Architektur war anfänglich auf den Moſcheenbau gerichtet, welcher unter dem Geſichtspunkt des Hallenbaues wie des Kuppelbaues eingehend erklärt, und wobei in letzterem Betracht dem Decorativſyſtem des Stalaktitengewölbes, einerſeits in ſeiner geringen tektoniſchen, anderſeits in ſeiner prachtvollen polychromen Bedeutung, eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet wurde.

In ähnlicher Weiſe wurden die Bogen- u. Säulenformen mit Unterſtützung lehrreicher Abbildungen (Rundbogen, Spitzbogen, Hufeiſenbogen, Kielbogen) erläutert, auf ihr Vorkommen

in den verschiedenen morgenländischen wie abendländischen Gegenden hingedeutet und die Ausgestaltung dieser Formmotive in sinnvolle Beziehung gebracht zum arabischen Zelt, dessen Erinnerung ebensowohl in den dünnstäbigen Säulenschäften wie in den zackenumsäumten Bogen der Architektur des Islam nachklingt, woher es aber auch kommen mag, daß diese Kunst es weder durch die Wölbung, noch durch den Bogen, noch durch die Säule zu einer wahrhaft großen structiven Bedeutung gebracht hat. Eines aber ist, das für den Mangel des großartig Tektonischen wie des Plastischen Ersatz gewährte, und dies Eine ist: die strahlende Augenweide der malerischen Ornamentation, womit die Wände der arabischen Innenarchitekturen über und über verschwenderisch bedeckt sind, und worin neben den stilisirten Pflanzenformen, die von den Arabern den bekannten Namen Arabesken tragen, die verschiedensten geometrischen Linienspiele auftreten, untermischt mit Koransprüchen, theils in der kufischen Schrift mit ihren geraden Lettern, theils in der Neski- oder Cursivschrift mit ihren geschwungenen Zügen: alles unausgesetzt aneinander und ineinander geflochtene Phantasiegebilde in Formen und Farben, vergleichbar den bunt geschlungenen Erzählungen in „Tausend und eine Nacht."

Zur Kunstdenkmälerschau nach der örtlichen Verbreitung übergehend machte der Vortragende zunächst darauf aufmerksam, daß an den Monumenten eines so ungeheueren Ländercomplexes, wie die Islamdomination sie umfaßte, unmöglich eine völlig übereinstimmende Formsprache zum Ausdruck gelangen konnte. Ueberall machten sich vielmehr die alten Ueberlieferungen, auf welche die Araber bei den Einheimischen stießen, geltend, beispielsweise in gleichem Grade auf der pyrenäischen Halbinsel, wo sie Spuren römischer Cultur begegneten und mit den Westgothen zusammentrafen, wie in Persien und Indien, wo die Erinnerungen der uralten Parsen- und Hinducultur mit Zähigkeit fortdauern.

Die hiermit in allgemeinen Zügen angedeuteten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der islamischen Kunst wurden nun mit Hinweisen auf die reiche Serie photographischer Aufnahmen

in der weiten Verbreitungssphäre ihrer Denkmäler nach deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten verfolgt und dabei der Ausgang von Syrien und Palästina, insbesondere der großen Moschee zu Damaskus und der Omarmoschee zu Jerusalem genommen, die zum Theil aus alten byzantischen Sacralarchitekturen bestehen.

Zu einer mehr selbstständigen Entwickelung gedieh die Islamkunst in Aegypten, wo, bei allem Nachtönen des älteren heimischen Stiles, die Amru-Moschee zu Cairo schon den Beginn der Formen des Spitz- und Hufeisenbogens aufweist, Bildungen, die an der Moschee Ibu Tulun voll entwickelt erscheinen unter gleichzeitigem Hinzutreten des Kuppel- und Minaretbaues, welcher in der späteren Ausbildung zu Cairo mannigfache zierliche Blüthen trieb, wie in den Moscheen des Kalaun und des Hassan. Auf persischem Boden wurde des verschwundenen Glanzes der Bauwerke des Harun al Raschid zu Bagdad und des Muhammed Jemin zu Gasna gedacht, die Einwirkung der Sassanidenkunst auf die Abassidenarchitektur hervorgehoben und an den Bauten zu Ispahan der bunte Farbenschimmer und im Flächenornament der eigenartig persische Blumenstil charakterisirt. Als Sammelpunkt der Islamkunst in Indien wurden die Bauwerke des alten und neuen Delhi geschildert und die Einwirkung der alten Kunst der Hindu auf das Kunstschaffen des Moslemgeistes bis tief nach Dekan verfolgt.

Aehnlich wie nach Osten hin in das Innere von Asien, zeigte der Gang der Betrachtung nun auch das Vordringen des Islam gegen Westen, zunächst längs des afrikanischen Littorale, wo der Halbmond nicht nur die Legionen der byzantischen Kaiser, sondern auch die Ureinwohner unterjochte, die nun ganz im arabischen Wesen aufgingen, eine Mischung, welche den Nachkommen (besonders den algerischen Stämmen) den wilden, unstäten Zug zurückließ, den die französischen Generäle wohl kannten, als sie im letzten Kriege zunächst die Turcos auf die deutschen Heeresabtheilungen losließen.

Das Eindringen der Araber in Spanien gab dem Vortragenden Gelegenheit zu einer Schilderung der hohen Culturblüthe, zu welcher die ehemaligen Wüstensöhne auch in diesem

Lande sich aufschwangen, besonders nach der Gründung des selbständigen Kalifates von Cordova durch den Ommayaden Abderhaman. Gleichwie damals der Ruhm der cordovanischen Universität durch ganz Europa sich verbreitete, so gedieh in der Hauptstadt am Guadalquivir auch die bildende Kunst zu hoher Anerkennung. Das nun folgende Bild der Kunstdenkmäler auf dem Boden Spaniens nahm mit Recht, als das uns zunächst gelegene reichste, den Schwerpunkt der Darstellungen ein. Die Fülle des Gegenständlichen, welche der Redner im Verlauf seines fast zweistündigen Vortrags gerade an dieser Stelle zu bewältigen hatte, und die dadurch für den Referenten erwachsene Schwierigkeit, den dargebotenen Reichthum der Anschauungen in Kürze zusammen zu fassen, mag es entschuldigen, wenn wir nur die Hauptmomente der spanischen Denkmälerschau hervorheben, welche vornehmlich bei der Moschee zu Cordova, dem Kalifenschloß Zara, bei der Puerta del Sol zu Toledo, bei der Giralda und dem Alcazar zu Sevilla verweilte, um sodann in der Schilderung der Architekturen von Granada, der Alhambra, dem berühmten Maurenschloß, insbesondere zu gipfeln, Monumente in welchen der sogen. maurische Stil herrscht, und welche den letzten künstlerischen Markstein bilden in dem Drama islamitischer Domination auf der pyrenäischen Halbinsel.

Von Spanien lenkte der Redner das geistige Auge der Versammlung nach Sicilien, wo die arabische Kunst die Kuba-Zisa- und Cefalubauten schuf und auf geraume Zeit hinaus so festen Fuß faßte, daß sie sogar auf die Kunst der Normannen (die Nachfolger der Saracenen auf der sicilischen Insel) einwirkte, wie an den Domen zu Palermo und Monreale, und selbst auf dem Festlande Italiens Spuren ihres Einflusses hinterließ, wie am Schloß Rufalo zu Ravello bei Amalfi, hoch über dem Golf von Salerno. Bei der lebhaften Schilderung dieser Denkmäler machte sich deutlich die persönliche Anschauung des Vortragenden fühlbar, besonders bei dem Hinweis auf die kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutsamkeit der gesammten Monumentalwelt im glücklichen Campanien, die den denkenden und empfindenden Betrachter mächtig ergreife, wenn er von der

Terraſſe jenes Bergſchloſſes aus der griechiſchen Tempelgruppe zu Päſtum, der verſchütteten römiſchen Veſuvſtädte Pompeji und Herculanum, der romaniſchen Dome zu Amalfi und Salerno, und der trotzigen Saracenenveſte gedenke, Werke, die dort nahe genug beiſammen liegen, um ihm das wechſelvolle Bild einer mehr als tauſendjährigen Kunſtentwicklung von monumentaler Herrlichkeit in raſcher Folge vor Augen zu führen.

Eine beſondere Epiſode bildete ein Streiflicht auf die Kunſt der Türken, als Erben der arabiſchen Kunſt. Die andauernde Rolle, welche der Spitzbogen auch im türkiſchen Kunſtſchaffen übernahm, gab dem Redner Veranlaſſung zu einem intereſſanten Vergleich des islamiſchen Spitzbogens mit dem abendländiſchen Spitzbogen als Conſtructionsprinzip der Gothik, wobei die Frage nach dem zufälligen Auftreten der Spitzbogen-Form im Orient nicht verwechſelt werden dürfe mit der Frage nach dem Auftreten des Spitzbogen-Stiles, des Triumphes aller Conſtruction, welcher für den abendländiſchen Kunſtgeiſt zu beanſpruchen ſei. Was an der arabiſchen Kunſt in erſter Linie hochbedeutend erſcheine, beſtehe nicht im Tektoniſchen, ſondern in ihrer Ornamentik, die denn auch ſchon früher im Kunſtgewerbe Anklang und Nachahmung gefunden habe. In dieſem Zuſammenhang wurden noch einzelne kunſtinduſtrielle Zweige hervorgehoben, darunter die ſaraceniſche Weberei, deren wohlthätige Einwirkung auf den modernen Geſchmack, namentlich in Sachen des Farbenverſtändniſſes wieder zu Ehren gekommen, in erfreulicher Weiſe im Wachſen begriffen ſei und zum Aufſchwung der Textilkunſt der Gegenwart mächtig beitrage.*)

Mag darum, ſo ſchloß der Redner, die orientaliſche Frage, welche jetzt die Welt bewegt und berunruhigend die Lage beherrſcht, eine Löſung finden, welche ſie wolle, mag die eroberungsſüchtige Lanze des Koſaken und Albions unausgeſetztes Vordringen im Orient über die grüne Prophetenfahne und den ſchneidigen

*) Dieſer Theil des Vortrages wurde illuſtrirt durch eine Reihe polychromer Tafeln aus dem artiſtiſchen Prachtwerk von Friederich Fiſchbach: Die Ornamente der Gewebe.

Damascener des Moslem siegen, und das Pfortenregiement diesseits wie jenseits der Dardanellen untergehen: die Kunst des Islam, ihre formen- und farbensprühende Ornamentik zumal, wird auch mit einer Katastrophe nicht zu Grunde gehen; sie wird fortleben, denn sie ist und bleibt eine Kulturthat, eine der edelsten und schmuckvollsten Blüthen des menschlichen Geistes.

---

2. Ueber den Fortschritt im Lichte der Darwin'schen Theorie.

Den zweiten der angekündigten Vorträge hielt am 10. Februar Herr Professor Dr. Ludwig Büchner aus Darmstadt über das in der Ueberschrift angegebene Thema. Wir entnehmen seiner Ausführung die nachstehenden Einzelheiten.

Die Frage, ob die Thatsachen der Natur und Geschichte erlauben, anzunehmen, daß ein steter (körperlicher wie geistiger) Fortschritt stattfindet oder nicht, hat zu allen Zeiten denkende Geister beschäftigt und ist bereits in der verschiedensten Weise beantwortet worden. Es gibt ebenso begeisterte Anhänger, wie entschiedene Leugner des Fortschritts. Es gibt auch eine Mittelpartei, welche den Fortschritt in einzelnen Dingen oder Richtungen anerkennt, in andern dagegen leugnet. Die Wahrheit liegt, wie in allen menschlichen Dingen, in der Mitte, nur hat bis jetzt der Schlüssel des Räthsels gefehlt. Dieser Schlüssel darf jetzt als gefunden betrachtet werden, und zwar zum großen Theile durch den Einfluß der berühmten Darwin'schen Theorie und durch die Erkenntniß der Gesetze, welche den Entwicklungsgang der untergegangenen Organismen-Welt geregelt haben und noch regeln, und welche ganz analog denjenigen sind, welchen auch der Gang der Menschheitsgeschichte folgt. Und diese Aufklärung ist um so wichtiger, als grade in der Geschichte der Erde und der untergegangenen Organismen-Welt jene Gegensätze der Anschauung bis jetzt am Schroffsten hervorgetreten sind.

Redner schildert nun im Einzelnen die Gründe, welche von den Anhängern, wie von den Gegnern der Fortschritts-Theorie

aus den paläontologiſchen Thatſachen und Forſchungen hergeleitet worden ſind, und welche bald Fortſchritt, bald Rückſchritt, bald einen, wie es ſcheint, regelloſen Formenwechſel erkennen laſſen. Ganz dieſelben Gründe hat man auch bei Beurtheilung der Fortſchrittstheorie in der Menſchheitsgeſchichte geltend gemacht und darauf hingewieſen, daß neben großen Fortſchritten eben ſo große Rückſchritte oder Stillſtände ſtattgefunden haben oder nachweisbar ſind. Der Fehler der ganzen Beurtheilung liegt nun darin verborgen, daß man bisher immer, ſowohl in der Natur, wie in der Geſchichte, den Fortſchritt als eine einfache, von Stufe zu Stufe voranſchreitende Reihe auffaſſen zu müſſen geglaubt hat, während in Wirklichkeit die Verhältniſſe ganz anders liegen, und während vielmehr der Fortſchritt ſich aus einer ganzen Anzahl nebeneinander herlaufender Reihen zuſammenſetzt, von denen ſich eine über die andere erhebt — ähnlich den Zweigen eines weitäſtigen Baumes, welche, wenn auch alle aus derſelben Wurzel entſpringend, doch in ihrem weiteren Wachsthum die verſchiedenſten Stadien eines im Ganzen aufſteigenden Entwicklungsganges repräſentiren. Einzelne Zweige ſterben ab, andre bleiben ſtehen, andre wieder ſtreben ſtetig nach oben. Daher kann es auch nicht erſtaunen, wenn im Laufe der Erdgeſchichte einzelne Thier- oder Pflanzenkreiſe, nachdem ſie eine ſolche Stufe der Entwicklung erklommen hatten, zurückgegangen oder ſtehen geblieben ſind, um anderen, höher ſtrebenden und ihrer Anlage nach zu höherer Entwicklung befähigten Kreiſen Platz zu machen. Ebenſo ging es in der Menſchheitsgeſchichte, wo ebenfalls große Reiche, mächtige Völker, hochgeſteigerte Civiliſationszuſtände zu Grunde gehen oder ſtehen bleiben mußten, um auf der Stufenleiter des Fortſchritts durch andere, zu höherer Entwicklung beſtimmte Zweige der großen Völkerfamilie abgelöſt zu werden — ſo daß nicht von einer einfach aufſteigenden Reihe, ſondern vielmehr von einer Verſchiebung der Fortſchrittslinie nach Rechts oder Links geſprochen werden muß. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß neuere Forſchungen die erſten Anfänge der Organismen-Welt, wie der großen Menſchheits-Familie in immer weitere Fernen und immer un-

vollkommenere Zustände verfolgen lassen, so daß die früher angenommene, verhältnißmäßig hochgradige Entwickelung dieser Anfänge der Fortschritts-Doktrin nicht mehr im Wege steht. Die organische Bevölkerung der Erde hat sich mit Hülfe sehr, sehr langer Zeiträume aus den einfachsten und unvollkommensten Anfängen bis zu ihrer heutigen Höhe entwickelt; ebenso wie sich auch die gegenwärtige Menschheit im Laufe von Hunderttausenden von Jahren, von denen keine Geschichte Kunde gibt, nach und nach aus einem rohen, thierähnlichen Barbarenthum bis zu ihrem jetzigen Standpunkt emporgehoben hat. Wenn dabei einzelne culturlose Rassen oder Völker auf der Stufe der ursprünglichen Wildheit mehr oder weniger stehen geblieben sind, so beweist dieses ebensowenig gegen den Fortschritt im Großen und Ganzen, wie die unveränderte Fortdauer einiger niedrigen oder unvollkommenen Typen der Thier- oder Pflanzenwelt durch alle geologischen Zeiträume hindurch. Auch für jene Formenkreise der organischen Natur, welche, wie z. B. die Beutelthiere oder Schnabelthiere Neuholland's oder manche Fischformen, eine gewisse Höhe der Organisation erreichen, dann aber längere Zeit unverändert stehen bleiben, bietet die Geschichte ein deutliches Analogon in dem großen Reich der Mitte (China), dessen in ihrer Art hochgesteigerte Civilisations-Entwickelung uns heute keine Achtung mehr abnöthigt, weil sie eine stehenbleibende, gewissermaßen verknöcherte geworden ist.

Man hat oft den Fortschritt mit einer aufsteigenden Spirallinie verglichen, wobei sich der Gang derselben in scheinbar rückläufigen, aber doch stets über einander emporsteigenden Windungen langsam nach oben bewegt — oder auch mit einer aufsteigenden Zickzack-Linie, wobei stetig Vor- und Rückschritte mit einander abwechseln, wobei aber doch das Ganze einen aufwärts strebenden Gang einhält. Beide Bilder geben eine falsche Vorstellung, weil sie immer den Gedanken einer zusammenhängend fortschreitenden Linie festhalten. Weit besser eignet sich für einen solchen Vergleich das bereits gebrauchte Bild eines mächtig aufstrebenden Baumes mit weiter Verzweigung, wobei jeder Ast für sich weiter wächst, aber doch nur, nachdem er

ſeinen Urſprung aus dem gemeinſamen Stamm und Wurzelſtock genommen, und wobei das Ganze mit ſeiner höchſten Spitze oder Entwicklung alles Uebrige überragt. Auch Darwin gebraucht dieſes Bild mit Vorliebe, um ſeine Entwicklungstheorie daran zu erläutern, wobei er die heutigen Thier- und Pflanzen-Arten den grünen und knospenden, die erloſchenen oder erlöſchenden den älteren und abſterbenden Zweigen vergleicht. Viele Zweige ſind abgefallen oder verdorrt; einige aber wachſen weiter und geben ſelbſt wieder Zweige ab. Auch der deutſche Darwin, Profeſſor Häckel in Jena, erläutert ſeine Abſtammungs-Theorien durch ſogenannte Stammbäume.

Jedenfalls kann man behaupten, daß die Geſetze des Fortſchrittes in Natur und Geſchichte dieſelben ſind, und daß der Geſchichts-Fortſchritt im Grunde nichts Anderes, als eine einfache Fortſetzung des Natur-Fortſchritts iſt — wobei allerdings durch das Auftreten des Menſchen und ſeiner geiſtigen Kraft ein ganz neuer und höchſt wirkſamer Faktor hinzugekommen iſt. Von dieſem Augenblick an vollzieht ſich der Fortſchritt mehr auf geiſtigem, ſtatt, wie früher, auf größtentheils körperlichem Gebiet. Allerdings kennt auch das Thier einen geiſtigen Fortſchritt; aber er tritt doch ſehr hinter dem körperlichen zurück, während bei dem Menſchen das Gegentheil der Fall iſt.

Wenn nun unter dieſen Umſtänden der Fortſchritt als ſolcher oder im Großen und Ganzen nicht wohl geleugnet werden kann, ſo müſſen wir uns doch auf der andern Seite geſtehen, daß derſelbe, wenn wir ihn an dem Maaßſtab unſres eignen kurzen oder kleinen Lebens meſſen, unendlich langſam vor ſich geht, und daß jeder, auch der kleinſte Schritt, den Natur oder Geſchichte nach Vorwärts thun, durch unzählige Leichenhügel bezeichnet wird. Aber was bedeutet der Begriff „Zeit“ im ewigen Laufe der Begebenheiten! Der Menſch geizt mit der Minute, weil er ſein Ende täglich und ſtündlich vor ſich ſieht. Aber im Gang der Welt-Entwicklung bedeuten Millionen Jahre nicht mehr, als für uns Minuten oder Sekunden.

Uebrigens iſt dabei nicht zu vergeſſen, daß der Fortſchritt um ſo raſcher vor ſich geht, je höher hinauf er kommt, und daß

gewiſſermaaßen eine ſteigende Verdichtung des Cultur-Princips ſtattfindet, während umgekehrt die Neigung zur Stabilität oder zum Stillſtand um ſo größer wird, je älter, einfacher und urſprünglicher die Verhältniſſe ſind. Daher dürfen wir uns nicht verwundern, wenn heutzutage der Fortſchritt eines Jahrhunderts denjenigen von Jahrtauſenden aus früherer Zeit aufwiegt, und wenn wir bemerken müſſen, daß in vorhiſtoriſcher Zeit Hunderttauſende von Jahren ohne deutlich bemerkbaren Fortſchritt verlaufen konnten, während gegenwärtig faſt jeder neue Tag etwas Neues bringt. Grade ſo hat es ſich auch mit der untergegangenen Organismenwelt verhalten, welche in den Primär- oder Anfangs-Zeiten nur verhältnißmäßig ſehr langſam voranſchritt, während nach Erreichung des Wirbelthier-, noch mehr aber des höchſten oder Säugethier-Typus die voranſchreitende Umwandlung einen ſchnelleren und immer ſchnelleren Gang annahm.

Freilich wird man ſich hier die wichtige Frage vorlegen müſſen, wohin denn dieſer Fortſchritt ſchließlich führen wird oder zu führen beſtimmt iſt? Redner bekennt, darauf keine genügende Antwort geben zu können; er glaubt nur, nach Analogie des Vorhergegangenen annehmen zu dürfen, daß wir im großen Ganzen noch in den erſten Anfängen, gewiſſermaßen in den Kinderſchuhen der Cultur und Civiliſation, ſtehen, und daß wir zur Zeit vielleicht noch keine Ahnung davon haben, was der Menſchengeiſt in ſeiner weiteren Entwicklung noch Alles zu leiſten berufen ſein wird. Freilich habe die neuere Naturforſchung nachgewieſen, daß die Erde als Einzelweſen einem ſchließlichen, wenn auch in noch ſo weiter Ferne liegenden Untergange geweiht ſei, und daß damit Alles Große, Edle und Schöne, was die Menſchen jemals geleiſtet oder gedacht hätten, in den Schooß ewiger Vergeſſenheit verſinken werde. Da aber ein ſolches Schickſal in unberechenbarer Ferne liege, ſo möge der Freund des Fortſchritts ſich einſtweilen noch an dem Gedanken laben, daß die Menſchheit als ſolche in ſtetem Voranſchreiten nach den großen Zielen von Wahrheit, Wiſſenſchaft und Vernunft begriffen ſei, und daß jeder Einzelne, bewußt

oder unbewußt, viel oder wenig, schon durch sein bloßes Dasein an der Erreichung dieses großen Zieles mitarbeite. Daß aber der Wahrheit der schließliche Sieg bleiben müsse, sei so gewiß, wie es gewiß sei, daß der Tag auf die Nacht folge.

---

3. Die ältesten Repertoirestücke der Frankfurter Schaubühne (von 1546 bis 1630).

Am 10. Februar 1884 hielt Frau E. Mentzel den dritten der beschlossenen Vorträge, der sich mit einer bemerkenswerthen Periode aus der älteren Geschichte der Frankfurter Bühne beschäftigte.

Nachdem die Vortragende eine kurze Uebersicht über die Entwickelung der dramatischen Kunst gegeben und namentlich der verschiedenen dramatischen Aufführungen gedacht hatte, welche in Frankfurt während des Mittelalters stattgefunden, fuhr sie in der folgenden Weise fort:

Als die Reformation wie ein erfrischender Morgenwind in die dumpfe Atmosphäre der ersten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts hineinbrauste, entstand in Frankfurt eine Pause im dramatischen Leben, die erst dann ihren Abschluß finden sollte, als der Sturm der neuen Bewegung sich einigermaßen in den Gemüthern gelegt und Rath und Bürgerschaft der wichtigen Glaubensfrage gegenüber eine einigermaßen bestimmte Stellung eingenommen hatten. Ein Menschenalter liegt zwischen der Aufführung des letzten Mysteriums und der Darstellung des ersten Schauspiels, welches ein protestantischer Dichter abgefaßt und ein „teutscher Schulmeister" Mathis Reuter oder Reiter mit Hülfe seiner größeren Schüler und der mittlerweile zu einem starken Halt des jungen Glaubens gewordenen Zünfte 1545 hier auf dem Römerberge zur Darstellung brachte.

Der Verfasser dieses Stücks, „ein geistlich Spiel von der gottesfürchtigen und keuschen Frawen Susannen", ist der humanistische Gelehrte Paul Rebhuhn, der Freund Luthers und Melanchthons. Da dieser Mann mit einer umfassenden Bildung den Sinn für die Veredlung des Volksthümlichen in der Dicht-

kunſt zu paaren verſtand, ſo überragte ſein Drama alle derartigen gleichzeitigen Werke ſo zu ſagen um Haupteslänge.

Die bekannte bibliſche Hiſtorie iſt in demſelben von Rebhuhn nach den Regeln der Antike und mit einer ſicheren Empfindung für das dramatiſch Wirkſame aufgebaut und mit überraſchenden Zügen pſychologiſcher Wahrheit und Feinheit ausgeſtattet worden. Die Handlung des Dramas iſt in fünf Akte gegliedert, jedem derſelben folgen metriſche Chöre, welche eine ähnliche Aufgabe haben, wie die Chöre im griechiſchen Drama, oder richtiger vielleicht, wie die über den dargeſtellten Vorgang reflectirenden Chöre in Schillers Braut von Meſſina.

Die Bürgerſpiele, welche von der Mitte bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts in Frankfurt aufgeführt wurden, nahmen ihre Darſteller hauptſächlich aus den Zünften der Schuhmacher und Buchdrucker, den bedeutendſten Stützen der Reformation und fortſchreitenden Volksbildung. Ihren höchſten Gipfelpunkt erreichten die Bürgerſpiele in dem 1579 im Rahmhof von einigen Geſellen aufgeführten Spiel „Die geduldig und gehorſam marggräfin Griſelda, ein komödie in fünf Akten mit 13 Perſonen von Hans Sachs.“ Den Stoff zu dieſer Komödie nahm der poetiſche Nürnberger Schuhmacher aus der letzten Novelle des Boccaccio im Dekamerone. Griſelda iſt die Tochter eines armen Landmannes in Piemont, die Markgraf Walther von Saluzzo ihrer anmuthigen Schönheit wegen zur Gemahlin erkor. Nachdem beide mehrere Jahre vermählt ſind, kommt der Markgraf auf den Gedanken, Griſelda's Treue und Demuth prüfen zu wollen. Er erſinnt auch verſchiedene, man möchte ſagen, ſehr grauſame und unmännliche Proben. Nachdem er ihre beiden Kinder ſcheinbar hat bei Seite ſchaffen laſſen, gebietet er ihr endlich, wegen ſeiner anderweitigen Vermählung zu ihrem Vater zurückzukehren. Griſelda murrt nicht und fügt ſich demüthig dem Willen ihres Gemahls, der nach ſolchen Beweiſen genugſam von ihrer Aufopferungsfähigkeit überzeugt iſt, ihr die todtgeglaubten Kinder zuführt und ſie wieder in alle ihre Rechte einſetzt.

Der Stoff iſt vielfach von italieniſchen und deutſchen Dichtern

zu dramatiſchen Werken benutzt worden, in den 30er Jahren unſeres Jahrhunderts am erfolgreichſten von Halm in ſeinem rührſeligen Drama Griſelbis.

Der erſte deutſche Bearbeiter der Griſelda und früheſte Dramatiker unſerer Literatur, in deſſen Dichtungen wir zwar kein unmittelbares Hereinziehen der Zeit und ihrer Intereſſen nachweiſen können, eröffnet der inzwiſchen zur Ehre geſchichtlichen Bewußtſeins herangereiften Nation auf dem Gebiete des Dramatiſchen eine neue unerſchöpfliche Fundgrube von Stoffen, Charakteren und Situationen. Hatte man ſeither einestheils in dem Miſterium den von theologiſcher Einbildungskraft künſtlich verklärten oder verzerrten Menſchen und anderntheils in dem meiſt mit einem Zuge derber Gemeinheit ausgeſtatteten Faſtnachtſpiel die läppiſche oder lächerliche Karikatur des wirklichen Individuums geſehen: ſo wurde durch Hans Sachs der volle wahre Menſch mit dem ganzen Umfang ſeiner Leidenſchaften und folgerichtigen Kämpfe fortan ein Gegenſtand der dramatiſchen Dichtkunſt und Darſtellung.

Trotz dieſes Verdienſtes dürfen wir aber das Talent des Nürnberger Poeten, deſſen dichteriſche Begabung ja unangefochten daſteht, keineswegs überſchätzen. Hans Sachs gehört nicht zu jenen bedeutenden Geiſtern, welche die Kämpfe des Jahrhunderts in ihren eignen Kämpfen wiederſpiegeln, und in deren einzelnen perſönlichen Entwicklungsphaſen die Zeit ſelbſt nach ihrer Neugeſtaltung ringt. Er lebte nur in einer großen von dramatiſchen Elementen gleichſam durchwühlten Epoche, und der Genius des Fortſchritts, der ſeine Ideen im Drama der Literatur wie im Drama der Weltgeſchichte nicht immer durch die großartigſten Geiſter durchzuſetzen weiß, wählte ihn ſelbſt zum unbewußten poetiſchen Dolmetſcher der gewaltigen Strömungen des Reformationszeitalters. Immerhin freilich bleibt es das unſterbliche Verdienſt des Nürnberger Meiſterſingers, dieſelben völlig in ſich aufgenommen und in naiver Begrenzung zu dichteriſchem Ausdruck gebracht zu haben.

Sämmtliche dramatiſchen Werke des Hans Sachs, und ſo auch die 1579 hier aufgeführte Griſelda, ſind eigentlich nur

dialogiſirte Scenen, ohne einen bedeutenden Mittelpunkt, ohne einen erhebenden oder ſpannenden Lebensnerv. Obgleich er nach dem Muſter der vielfachen Ueberſetzungen des Terenz ſeine dramatiſchen Stoffe in Akte eintheilte, alſo die organiſche Gliederung des dramatiſchen Sujets in unſere Literatur einführen half und ſogar ſchon zwiſchen Komödie und Tragödie unterſchied, ſo zeigt ſich bei ihm doch noch eine ſolche Unkenntniß in den Anfangsgründen der dramatiſchen Technik, daß man ſich nicht genug über den Umſchwung wundern kann, den er mit ſeinen geringen Mitteln auf dem Gebiete der dramatiſchen Dichtkunſt herbeizuführen berufen war.

Was in ſeinen Werken beſonders zündete, und was auch die Frankfurter 1579 derartig ergriff, daß die Vorſtellung der Griſelda im Rahmhofe wiederholt werden mußte, das war die treuherzige Natürlichkeit und tiefſinnige Einfalt, in welcher der geſunde Sinn und das Herz des Volkes ihr geläutertes Echo fanden.

Die Aufführung des letzten Bürgerſpieles am 20. Februar 1594 fällt ſchon in eine Zeit, in welcher die erſten Berufskomödianten die dramatiſche Kunſt in Frankfurt bereits einer neuen Entwicklungsphaſe entgegengeführt hatten.

Beim Ueberblicken dieſes intereſſanten Wendepunktes muß man über die wahrhaft logiſche Conſequenz des Fortſchritts erſtaunen, welche gerade in dem Augenblick, als die Bürgerkomödie anfing amuſante Nebenbeſchäftigung zweifelhafter Perſonen zu werden, die ausgeſtreuten dramatiſchen Keime zur Weiterförderung anderen berufsmäßigen Pflegern anvertraute.

Wir müſſen hier von der Schilderung jenes ungebundenen Lebens und Treibens der fahrenden Theſpisjünger abſehen, die, von dem Weltruf der Frankfuter Meſſen angezogen, vom Ende des XVI. bis zum dritten Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts ihre Künſte theils in Buden am Main, theils in den Ballenhäuſern hieſiger Gaſthöfe aufführten. Wir haben es hier mit dem Repertoire jener wandernden Truppen und vor allem mit dem der engliſchen Komödianten zu thun, die jedenfalls ſchon bei ihrem erſten Aufenthalt in Frankfurt, in der Herbſtmeſſe

1592, die Stücke ihres berühmten Landsmannes Christopher Marlow aufgeführt haben werden.

Dieser geniale Dichter, der in der englischen Literatur mit seinen beiden Zeitgenossen Kyd und Green eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die Klinger, Lenz und Wagner in der Sturm- und Drangperiode der unsrigen, war ein unmittelbarer Vorläufer Shakespeares und behandelte schon 1588 denselben Stoff in einer wirkungsvollen Tragödie, aus dem beinah 200 Jahre später Goethe seinen unsterblichen „Faust" bildete.

Trotz der eifrigsten Forschungen hat bis jetzt nicht aktenmäßig festgestellt werden können, ob schon 1592 „Die tragische Historie von Dr. Faust" von Christopher Marlow in englischer Sprache hier aufgeführt worden ist, allein die neuesten Forschungen über die in jenem Jahre hier aufgetretene, unter der Leitung eines gewissen Robertus Braun stehenden englischen Komödiantenbande und einige Andeutungen zeitgenössischer Autoren lassen kaum noch einen Zweifel an dieser Annahme aufkommen.

Ein Rathschluß, welcher diesen Komödianten in der Herbstmesse 1593 unter der Bedingung wieder die Bewilligung zum Darstellen ihrer Aktiones gibt, daß sie von den Jungen nicht so viel nehmen sollten wie von den Alten, weist darauf hin, daß ihre Vorstellungen von der Frankfurter Jugend sehr zahlreich besucht wurden. Dies geht auch aus anderen gleichzeitigen Quellen hervor, welche ebenfalls berichten, daß die „Singerkünste und barwarisch Verdrehungen zum ergetzen nach denen blutigen tragödias" beitragen sollten.

Unter diesen „barwarischen Verdrehungen" sind Equilibristenkünste zu verstehen, welche die englischen Komödianten um so mehr als Lockspeise anzupreisen genöthigt waren, als dem deutschen Publikum für die in fremder Sprache gegebenen Stücke gewissermaßen eine Entschädigung geboten werden mußte. Zu diesen beiden Zugmitteln kam noch die außerordentlich gute Vertretung des komischen Elementes, welches in den damaligen englischen Stücken durch den lustigen Narren Jahn — den Ahnherrn einer ganzen Narrensippe — repräsentirt wurde.

Obgleich sich jedoch ihre Aufführungen des allgemeinsten Beifalls erfreuten, sahen sich die englischen Komödianten noch vor dem Beginne des XVII. Jahrhunderts genöthigt, solche Stoffe für ihre darzustellenden Stücke zu wählen, deren bekannter Gegenstand dem Publikum das Verständniß für die in fremder Sprache gegebenen Vorstellungen erleichterte. So zeigen die Führer der Truppe dem Rathe der Stadt Frankfurt unter anderem an, daß sie „die Comödia von Abraham und Loth und vom Untergang von Sodom und Gomora beneben anderen Künsten" zur Darstellung bringen wollen.

Ehe wir das Repertoire der englischen Komödianten weiter in's Auge fassen, müssen wir einen Blick auf die Geschichte der Aufführungen selbst werfen.

Die ältesten theatralischen Spiele, die Misterien, wurden unter freiem Himmel theils auf großen bretternen Gerüsten, theils auf öffentlichen Plätzen aufgeführt. Anfangs, als der Gegenstand der Darstellungen noch einen bescheidenen Umfang hatte, waren nur Geistliche die Akteurs, nachdem jedoch ganze Schaaren von Engeln, Heiligen, Juden und Martyrern auf die Bühne gebracht wurden, reichten natürlich die Geistlichen nicht mehr aus, da mußten Laien mithelfen, meistens religiöse Vereine oder Bruderschaften, die sich, wie hier in Frankfurt, oft eigens zu diesem Zwecke vereinigten. Neben diesen wirkten aber auch gewerbsmäßige umherziehende Gaukler und lustige junge Gesellen mit, welche das komische Element vertraten und die langathmigen trockenen Reden der Hauptfiguren im Misterium durch ein in die feierliche Handlung eingeschobenes heiteres Zwischenspiel unterbrachen. Die Dauer der Vorstellungen betrug meistens ein paar Tage; doch giebt es auch geistliche Spiele, deren Aufführung eine Woche in Anspruch nahm. Meistens folgte einer solchen ein großes Zechgelage oder Banket, welches die Bürgerschaft den betreffenden Darstellern zur Belohnung gab. Hier in Frankfurt, wo die Vorstellungen sehr großartig gewesen sein müssen, gab der Rath stets aus seinem Keller zu der lustigen Nachfeier einen erklecklichen Beitrag.

Was nun den scenischen Apparat zu den Bürgerspielen

anlangt, so muß man sich ihn so primitiv als möglich denken. Die Bühne war ein einfaches nicht sehr hohes Gerüste, welches zuweilen mit Tuch belegt war und bei Aufführungen im Freien wegen des Schalles oft eine bretterne Rückwand bekam.

Die Aufführungen der hiesigen Bürgerspiele waren lange nicht so großartig, wie die der Misterien, deren decorative Ausstattung durch den reichen Vorrath von kostbaren kirchlichen Gewändern, welche die drei hiesigen Stifter und besonders das Bartholomäusstift für die heilige Sache herliehen, äußerst prunkvoll gewesen sein muß.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß die Frauenrollen im geistlichen wie im Bürgerspiel und auch noch lange Zeit in den Aufführungen der berufsmäßigen Komödianten von jungen Männern dargestellt worden sind. So können wir sicher annehmen, daß die ehrsame Frau Susanna von einem der größeren Schüler des Mathis Reuter, und daß die geduldig und gehorsam Markgräfin Griselda — um einen technischen Ausdruck der englischen Komödianten zu gebrauchen — von einem „feinartig fraulichen Junggesell" gegeben wurde. In Hinsicht des Kostüms dürfen wir uns die Erstere in der Tracht der Patricierfrauen des XVI. Jahrhunderts, die Letztere in einem ihrer Rolle schon mehr entsprechenden Kleide vorstellen. Die Anweisungen, welche Hans Sachs in der Griselda in Bezug auf das Kostüm der einzelnen Rollenvertreter gibt, waren den Frankfurter Gesellen gewiß nicht entgangen, wenn natürlich in dieser frühen Epoche unseres Theaters auch noch nicht im Entferntesten von historischer Kostümtreue die Rede sein kann.

Was nun die Bühne der englischen Komödianten anlangt, so muß dieselbe, einem alten Holzschnitt zufolge, aus einem größeren vorderen und einem kleineren hinteren Theil, Brügge oder Brücke genannt, bestanden haben. Beide Räume waren weniger breit als tief und durch einen zurückziehbaren Vorhang geschieden. Ueber diesem seitlich auseinander gehenden Vorhang erhebt sich ein zeltartiger Aufsatz, aus dessen Oeffnung der Kopf eines Clown hervorsieht. Dies möchte eine Andeutung dafür sein, daß selbst dieser kleine Raum bei den Darstellungen nicht

unbenutzt blieb. Couliſſen und eine Vordergardine oder Vorhang finden ſich auf dem Bilde noch nicht, ſtatt deſſen hängen fahnenartig einige Stücke Zeug von der Decke herab. Dieſe Stoffe hatten jedenfalls die Beſtimmung, die Tageszeit anzukündigen, in welcher ſich der auf der Bühne dargeſtellte Vorgang abſpielte. Wenigſtens bedeuteten in dem 1576 in London errichteten Blackfriarstheater, in dem Shakeſpeares Stücke zuerſt aufgeführt wurden, hellblaue von der Decke herabhängende Tücher, daß es Tag, graue, daß es Dämmerung und ſchwarze, daß es völlig Nacht ſei.

Am Rande und gerade in der Mitte des vorderen Theils der Bühne iſt auf einem mäßig hohen Brett ein Täflein angebracht, deſſen Inſchriften die Aufgabe hatten, das Publikum mit dem Ort der dargeſtellten Handlung bekannt zu machen. Ein Wechſel dieſer Inſchriften genügte alſo vollſtändig, um die willige Phantaſie der Zuſchauer die größten Sprünge von Norden nach Süden und umgekehrt machen zu laſſen. Das Publikum ſaß um die an drei Seiten freie Bühne herum; doch wird es hier gerade ſo geweſen ſein wie in den Theatern Londons, wo das Parterre oder der ſogenannte Hof mit ſeinen Stehplätzen den Hauptzuſchauerraum bildete.

Einige Bemerkungen in den Stücken aus jener Zeit deuten darauf hin, daß die engliſchen Komödianten auch ſchon die Tapeten angewendet haben, welche ihre Bühne zu den Seiten und im Hintergrunde abſchloſſen. Wenn wir dieſe ſceniſche Vervollkommnung noch hinzurechnen, ſo haben wir, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Abänderungen, die Bühneneinrichtung der Wandertruppen für einen Zeitraum von mehr als hundert Jahren.

Gaben nun die engliſchen Komödianten bis 1597 ihre Vorſtellungen in Frankfurt nur in engliſcher Sprache, ſo können wir doch den Nachweis liefern, daß in der Herbſtmeſſe dieſes Jahres bereits deutſche Stücke hier aufgeführt worden ſind. Damals ſpielte eine Truppe unter Leitung eines John Sackeville in Frankfurt, deren Mitglieder theils Deutſche, theils Niederländer waren. Dieſelben hatten, wie auch ihr Führer, früher in den Dienſten des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig

gestanden und jedenfalls die dramatischen Werke des fürstlichen Dichters in seinem Theater in Wolfenbüttel aufführen helfen.

Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ist der erste deutsche Dramatiker, in dessen Werken sich die von den englischen Komödianten gegebenen Anregungen und Einflüsse genau nachweisen lassen. Freilich mangelt seinen Stücken die Stärke der Leidenschaften, das Verständniß für die Zeichnung dramatischer Charaktere und Situationen, überhaupt alles Ergreifende, woran die englischen Vorbilder überreich waren. Da der Herzog nicht den feinfühligen Takt des Genies besaß, übertrieb er das Blutige in's Maßloseste und behandelte heikle Punkte mit einer unleugbaren Rohheit, um nicht zu sagen Bestialität der Empfindung.

Die komische Figur in den Schauspielen des Herzogs — eine Nachahmung des englischen Clowns — führt meist den Namen Johann oder John Bouset. Dieser Narr redet durchgehends eine besondere Sprache, deren Grundelement zwar Holländisch, aber mit plattdeutschen und englischen Reden vermischt ist. In der bevorzugten Verwendung des Holländischen für die Rolle dieser wichtigen Figur liegt ein fast untrüglicher Hinweis auf den Weg, den der ursprünglich englische Clown durch die Niederlande zu uns genommen.

Von den zehn Stücken des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig sind sicher zwei am Ende des XV. und auch im ersten Decennium des XVI. Jahrhunderts hier in Frankfurt zur Aufführung gekommen. Es sind dies „Die Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht" und die „Komödie von Vincentius Ladislaus".

Da wir nun keine ganz bestimmten Nachrichten über die Aufführung dieser Stücke haben, sei hier nur erwähnt, daß die Truppe des Thomas Sackville von hier nach Nürnberg reiste und ohne Frage den größten Einfluß auf den dort lebenden dramatischen Dichter Jacob Ayrer ausübte.

Oder sollte es ein merkwürdiger Zufall sein, daß der Nürnberger Gerichtsprokurator in seinem fünften, 1598 geschriebenen Stück „Von den römischen Historien der Stadt Rom" die frühere Bezeichnung für den Lustigmacher fallen läßt und ihn in diesem

Stück zum erstenmale Jahn Posset, also John Bouset nennt?! Letzteres ist nicht glaublich, und das um so weniger, als bis jetzt keine andere Verbindung nachgewiesen und der berühmte Truppenführer und Darsteller der lustigen Figur in den Rathsprotokollen und Bürgermeisterbüchern der freien Stadt Frankfurt immer Thomas Sackeville, alias Jahn Bouset oder Posset genannt wurde.

Die künstlerische Verbreitung dieser Spezialität in der großen Gattung der typischen Theaternarren drängt hier zu einer besonderen Bemerkung über die komischen Figuren in den altenglischen Stücken. Wir finden in denselben zwei Spezies der Possenreißer, den Jahn und den Clown, welche die Stammväter einer langen Reihe von Lustigmachern geworden sind. Der Jahn entspricht dem geistreichen witzigen fool bei Shakespeare, der Clown ist ein bäurischer Tölpel, der mehr lächerlich als komisch ist und die nüchterne und hausbackene Komik des Lebens vertritt.

Lessing schreibt in einem Briefe an Eschenburg im Jahre 1774, daß für den englischen Clown das deutsche Wort Rüpel das entsprechendste sei, auch August Wilhelm von Schlegel hat in seiner Uebersetzung des „Sommernachtstraums" für die Handwerker, diese eigentlichen Clowns, dieselbe treffende Bezeichnung gewählt.

Da Deutschland keinen würdigen Nachahmer Shakespeares aufzuweisen hatte, ist es begreiflich, daß die damaligen Dramatiker mehr die Eigenschaften des gröberen Clown, der bei uns anfangs den Titel „Wursthänsel" erhielt, als die des geistig geschmeidigen Jahn cultivirten. Der John Bouset des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig ist ein Mittelding zwischen Jahn und Clown. Er zeigt hie und da einen gesunden Mutterwitz, aber er hat nicht den geringsten idealistischen Anflug und artet oft in die roheste Tölpelei aus.

Je mehr wir uns dem Beginne des 30jährigen Krieges nähern, desto mehr sinkt die lustige Figur der deutschen Stücke in den tiefen Pfuhl bodenloser Gemeinheit hinab. Es ist eine rohe wüste Gesellschaft, diese Pickelhäringe, Hanswurste, Jack

Puddings, Jean Potage, und welche Namen ſie außerdem noch alle führen mögen. Der berühmte Hiſtoriker und Publiciſt Juſtus Möſer hat deßhalb vollſtändig Recht, wenn er behauptet, daß in jener Epoche das Entarten der komiſchen Volksfigur mit dem Herabkommen der Sitten und Beſtrebungen des deutſchen Volkes vollkommen gleichen Schritt gehalten habe.

Daß aber ſchon gleich nach dem Erſcheinen der engliſchen Komödianten in Deutſchland der komiſchen Figur eine große Wichtigkeit beigelegt wurde, beweiſt unter Anderem eine Stelle in einem Frankfurter Meßgedicht aus dem Jahre 1597. In demſelben wird ſchon zwiſchen dem Jahn und dem Wurſthänſel ein Unterſchied gemacht und der Meiſterſchaft des Erſteren im Komiſchen und ſeiner charakteriſtiſchen Tracht ausführlich gedacht.

Obgleich ein poſitiver Anhaltspunkt dafür nicht vorhanden, iſt doch nicht daran zu zweifeln, daß wenigſtens von der Truppe des Thomas Sackeville, die von hier aus ihre Kreuz- und Querzüge nach dem Süden und Weſten von Deutſchland unternahm und ganz ſicher in Nürnberg ſchon in jener Zeit ſpielte, dort und hier Stücke von Jacob Ayrer aufgeführt worden ſind. Es iſt zu merkwürdig, daß der Nürnberger Dramatiker gerade im Jahre 1598, alſo nach dem Aufenthalte der Truppe des Thomas Sackeville in dieſer Stadt, eine außerordentliche Productivität entfaltet, und daß es in der 1618 unter dem Titel »Opus theatricum« erſcheinenden Ausgabe ſeiner Werke heißt, „es ſei in den Stücken Alles nach dem Leben angeſtellt und man könne es auf die neue engliſche Manier perſönlich agiren und ſpielen.“ Außerdem läßt ſich an den großen und ſtarken Affekten, mit denen Ayrer arbeitet, an der brennenden und blutgierigen Leidenſchaft vieler ſeiner Geſtalten und an der oft ſehr lebhaft bewegten Aktion vielmehr der engliſche Einfluß als die ja auch in mannigfaltiger Beziehung, beſonders in der Form der Stücke, zu Tage tretende Nachwirkung ſeines poetiſchen Vorgängers, Hans Sachs, erkennen.

Es iſt ſchon viel über das Verhältniß Shakeſpeare's zu Ayrer geſchrieben und geſprochen und ſogar die kühne Hypotheſe aufgeſtellt worden, daß der große Brite in Deutſchland geweſen

ſei und hier die Ayrerſche Komödie „von der ſchönen Sidea“ geſehen oder geleſen habe, deren Grundidee er zum Gegenſtande ſeines Schauſpiels „Der Sturm“ verwendete.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Shakesſpeare jemals in Deutſchland war, ſehr vieles aber ſpricht dafür, daß der berühmte Thomas Sackeville, der in den Jahren 1605 oder 1606 für eine Zeit lang nach London zurückgekehrt ſein muß, den engliſchen Dichter mit den dramatiſchen Werken des Nürnberger Gerichtsprokurators bekannt machte. Es iſt das um ſo eher anzunehmen, als um 1609 Shakeſpeare und Sackeville kurze Zeit gemeinſam am neuerrichteten Globetheater wirkten, und die Abfaſſung des Sturmes etwa zwei oder drei Jahre ſpäter erfolgt ſein ſoll.

In den beiden erſten Decennien des XVII. Jahrhunderts haben wir drei große Haupttruppen in's Auge zu faſſen, welche abwechſelnd in Frankfurt ſpielen und von hier aus ihre Streifzüge bis nach Oeſterreich hin unternehmen. Es ſind dies die Komödianten und Muſikanten des Landgrafen Moritz von Heſſen, ferner eine von den Höfen in Berlin und Dresden kommende Truppe und ſchließlich eine dritte Geſellſchaft, deren Kern ſich aus Hofkomödianten des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig gebildet hatte. Der Beſtand dieſer Truppen und die Namen ihrer Führer wechſeln natürlich, auch laſſen ſich verſchiedene Abzweigungen von denſelben durch die Akten des Frankfurter Stadtarchivs deutlich nachweiſen.

Von dem Beginne des neuen Jahrhunderts an ſpielen die fahrenden Komödianten nicht mehr in Buden am Main, ſondern in geſchloſſenen Lokalitäten. Als die erſten derſelben ſind der Gaſthof zur Sanduhr und Herrn Martin Bauers Behauſung auf der Zeil zu bezeichnen. Die letztgenannte Lokalität, welche einen großen verdeckten Hof gehabt haben muß, befand ſich auf dem Platze des heutigen Kaffee Müller (Zeil 30), die Sanduhr iſt beim Durchbruche der Schnurgaſſe nach der Judengaſſe abgebrochen worden. Sie hatte große Räumlichkeiten, welche von hinten an den Geſthof zum Krachbein jetzt „König von England“ ſtießen.

Daß die engliſchen Komödianten ſich eines ſehr zahlreichen Zuſpruchs erfreuten, beweiſt neben der außerordentlichen Mühe, die ſie ſich ſtets um die Erlangung der Spielerlaubniß in Frankfurt gaben, die mehrmalig erfolgte obrigkeitliche Beſtimmung des Eintrittsgeldes zu ihren gewöhnlich um 3 oder ½4 Uhr beginnenden Vorſtellungen. Im Jahre 1601 ordnet der Rath an, daß ſie „ſunſten 8 heller und vff den gengen — alſo im Parterre — nur 4 heller nehmen durften", welche Verfügung gleichzeitig auch den Beweis liefern möchte, das es damals hier ſchon, wie in den Theatern Englands, höhere und niedere Plätze gab.

Die Spielerlaubniß iſt in dieſer Zeit noch immer ſtreng an die Dauer der Meſſen gebunden, und es wurde jedes Anſuchen der Komödianten, früher anfangen oder nachher noch einige Vorſtellungen geben zu dürfen, vom Rathe Frankfurts ſtets ſehr nachdrücklich abgewieſen.

Trotz eifrigſten Nachforſchens hat ſich in den Akten des hieſigen Archivs keine genaue handſchriftliche Notiz über die Aufführungen der engliſchen Komödianten in den erſten Jahren des neuen Jahrhunderts finden laſſen. Aber eine Mittheilung aus dem Archiv von Nördlingen ergänzt gewiſſermaßen dieſen Mangel und beſtätigt außerdem, daß ſchon um 1604 Shakeſpeare'ſche Stücke in deutſcher Sprache von den engliſchen Komödianten aufgeführt worden ſind.

Im Januar dieſes Jahres wendet ſich eine Truppe an den Rath der freien Reichsſtadt Nördlingen und bittet „in deutſcher Sprach vndt zierlichem Habit den Zuhörenden ſunderlich aber der Jugendt zur Forcht vndt Ehr Gottes, auch gehorſamen ihrer Eltern, feine Exempla fürſtellen, gebrauchen laſſen, als nemlichen;

1. Aus dem Buch Danielis 6. Capitel,
2. vonn der keuſchen Suſanna,
3. vonn dem verlohrenen Sohn,
4. vonn dem weißen vrhteil Carolj des hertzogen Aus Burgundt,
6. vonn Thisbes vnndt pyramo,

7. von Romeo vnndt Julitha,
8. vonn Annabella eines hertzogen Tochter von Ferrara,
8. vonn Botzhario (?) einem Alten Römer,
10. vonn Vincentio ladislao Satrapo a Mantua."

Der Umſtand, daß außer dem letztgenannten bereits erwähnten Stück noch zwei Werke des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig, nämlich die Dramen „vonn der kheuſchen Suſanna" und „vonn dem verlorenen Sohn", zu dieſem Nördlinger Repertoire gehören, legt die Vermuthung nahe, daß die Mitglieder jener Geſellſchaft wenigſtens theilweiſe in den Dienſten des kunſtſinnigen Fürſten geſtanden haben müſſen. Es kann deshalb kaum ein Zweifel darüber auftauchen, daß dieſelbe identiſch iſt mit den in den beiden Meſſen des Jahres 1604 hier ſpielenden Hofkomödianten des dem Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig ſehr befreundeten, ſpäter ſogar verſchwägerten Markgrafen Chriſtian von Brandenburg.

Das Schauſpiel von Thisbes und Pyramo, deſſen Gegenſtand ja durch Shakeſpeares Sommernachtstraum allgemein bekannt iſt, iſt jedenfalls die gleichnamige Tragödie von Samuel Israel, welche 1604 auch in Münſter aufgeführt wurde. Bemerkt ſei über dieſes Werk nur, daß es ein ſehr großes Perſonal verlangt und durch einen ſymboliſchen Vorgang eröffnet wird.

Venus tritt auf, um zu berichten, daß ſie zwei Menſchen in Liebesnoth bringen wolle und gibt hiernach dem Cupido den Auftrag, daß er den Pyramus mit einem Pfeil verwunden ſolle. Auch im zweiten Akt erſcheint Venus wieder und erzählt, daß Cupido bereits einen Pfeil auf Pyramus abgeſchoſſen habe, und daß nun auch Thisbe an die Reihe kommen ſolle. Bald danach gibt Thisbe dem Geliebten durch Aufhängen einer Laterne ein Zeichen. Es ſpielt ſich nun eine lange Liebesſcene zwiſchen beiden ab, in der zuletzt Pyramus ein Lied „vom Urtheil des Paris" ſingt. Dann trennen ſich die Liebenden, und es folgt im vierten Akt die traurige Kataſtrophe des Stückes. Nach dem Tode von Pyramus und Thisbe halten Waldnymphen einen Klaggeſang und dann kommt noch ein fünfter Akt, in welchem ſie im

Walde gefunden und zum König und der Königin gebracht werden.

Ueber mehrere der angegebenen Stücke des Nördlinger Repertoires hat sich in den spärlich fließenden literarischen Quellen keine Mittheilung gefunden; doch wird dieser Mangel einigermaßen durch die Thatsache ausgeglichen, daß schon in einer so frühen Epoche des deutschen Theaters eines der herrlichsten Werke Shakespeare's, wenn auch in gewiß verkümmerter deutscher Bearbeitung auf die Frankfurter Schaubühne gebracht wurde.

Den Grundstock des Repertoires der drei früher genannten Gesellschaften hat kürzlich Dr. Johannes Meißner in Wien in seiner verdienstvollen, für unsere Darstellung mehrfach verwertheten Monographie „Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich" theilweise festgestellt.

Danach steht es zweifellos fest, daß der Führer der brandenburgisch-sächsischen Gesellschaft, der berühmte englische Comödiant John Speneer, in der Ostermesse 1614 und der Herbstmesse 1615 dieselben Stücke hier zur Aufführung brachte, welche durch seine Truppe 1611 am Hofe des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, 1613 vor dem Kaiser Matthias und dem versammelten Reichstag zu Regensburg und etwas später am kurpfälzischen Hofe in Heidelberg dargestellt worden sind.

Es lassen sich von dem Speneer'schen Repertoire etwa sieben Stücke mit Sicherheit nachweisen. Dazu gehören folgende: „Philole", „Marianne", „Celide", „Sedea", „Die Zerstörung von Troja", „Die Zerstörung von Constantinopel" und endlich „Vom Türken".

Zwei von diesen Stücken rühren ohne Zweifel von deutschen Autoren her, wenn auch die Vermuthung nahe liegt, daß sie für die englische Darstellungsmanier an Form und Inhalt etwas zurecht gestutzt worden sind. „Sedea" ist jedenfalls Jacob Ayrers bereits früher erwähnte „Schöne Sidea" und die Zerstörung von Troja Hans Sachsens Tragödie „Die Zerstörung der Stadt Troja".

Einen starken Halt findet diese Annahme in der im Juni

1613 in Nürnberg unter großem Volkszulauf ſtattgehabten Aufführung dieſer beiden Stücke. Der Nürnberger Chroniſt, welcher erzählt, daß „dieſe und andere Hiſtorien mehr neben zierlichen Tänzen, lieblicher Muſika und anderer Luſtbarkeit in guter teutſcher Sprache, in köſtlicher Mascarade und Kleidungen in ſeiner Vaterſtadt" agiret und gehalten worden ſind, erwähnt zwar nichts von der Autorſchaft des Hans Sachs und Jacob Ayrers, doch muß man dies dem Umſtande zuſchreiben, daß in jener Zeit der Dichter dramatiſcher Werke bei deren Aufführung völlig in den Hintergrund trat.

Auf den erhaltenen Theaterprogrammen findet ſich niemals der Name des Dichters des aufzuführenden Stückes, auch in einem 1620 erſchienenen Sammelwerk engliſcher Comödien und Tragödien in deutſcher Sprache ſind die Namen der betreffenden Autoren oder Ueberſetzer nicht genannt worden.

Ein ſo naives Publikum, wie das deutſche damals war, hatte, um mit Gutzkow zu reden, „in ſeiner ſtumpfſeligen Harmloſigkeit im Allgemeinen noch kein Bedürfniß nach derartiger Wiſſenſchaft", was natürlich nicht ausſchließt, daß die bekannte dichteriſche Bedeutung der beiden Nürnberger Poeten, beſonders die Popularität des Hans Sachs, in ihrer Vaterſtadt gewiß viel zu dem außerordentlich zahlreichen Beſuch jener Vorſtellungen beitrug.

Von vier Stücken des Speneer'ſchen Repertoires, von „Philole", „Mariane", „Celide" und „vom Türken" ſind wir ſo gut wie ohne weitere Nachricht; von dem Werke des Hans Sachs ſei nur erwähnt, daß in ihm der großartige hiſtoriſche Vorgang der Zerſtörung von Troja mit der bekannten naiven und ſorgloſen Leichtigkeit des Nürnberger Meiſterſingers und ohne jegliche techniſche Rückſicht auf Zeit und Ort behandelt iſt.

In der ſchönen Sidea handelt es ſich etwa um folgenden Thatbeſtand. Ludolf, Fürſt in Littau und Leudegaſt, Fürſt in der Wiltau, fordern einander beim Beginn der Komödie durch eine ſchriftliche Meldung heraus. Ludolf wird geſchlagen und bittet um Gnade, worauf ihm Leudegaſt unter der Bedingung das Leben ſchenkt, daß er mit ſeiner Tochter Sidea das Land

verlaſſe und nur ſo viel mit ſich nehme, als er und ſeine Tochter zu tragen vermöchten. Ludolf aber trachtet danach ſich zu rächen. Er hat einen weißen Stab mit ſich genommen und gibt ſich, als wir ihn mit der ſchönen Sidea allein ſehen, als Zauberer zu erkennen. Er beſchwört den Teufel Rundifall, und dieſer antwortet ihm auf ſeine Fragen, er werde bald den Sohn ſeines Feindes einfangen können.

Dieſer Sohn mit Namen Engelbrecht müſſe dann ſo lange in Ludolfs Dienſtbarkeit ſtehen, bis er wieder zu ſeinem Vater zurückkehren werde. Als Engelbrecht erſcheint, wird er denn auch alsbald durch Ludolfs Zauberſtab überwältigt. Später muß der gefangene Prinz dann am Hofe Ludolfs unter Sideas Befehl Dienſte thun, ſogar einige Klötze Holz tragen und niederlegen.

Aber die ſchöne Tochter ſeines Feindes hat Anderes mit dem Gefangenen im Sinn; ſie will ihre Gewalt über ihn zu einer gemeinſamen Flucht aus der drückenden Einſamkeit benutzen. Ohne jegliches Bedenken fragt Sidea den Prinzen, ob er einverſtanden ſei, ſie zu entführen. Gleichzeitig macht ſie ihm auch in unumwundener Weiſe den Antrag, daß er ſeine Freiheit wieder haben ſolle, wenn er ſie zur Gemahlin nehmen würde.

Engelbrecht geht auch auf Sidea's Wünſche ein, und beide entfliehen. Die Flüchtigen machen nun verſchiedene Abenteuer durch, kommen aber ſchließlich glücklich an den Hof des Leudegaſt, wo durch die Vereinigung der beiden Kinder auch eine Verſöhnung der feindlichen Väter herbeigeführt wird.

Die derb gezeichnete, hie und da ſogar etwas plumpe Geſtalt der ſchönen Sidea hält nicht den entfernteſten Vergleich aus mit der wunderbar anmuthigen Miranda in Shakeſpeare's Sturm, in deren Weſen, wie Auguſt Wilhelm von Schlegel ſo treffend ſagt, die Phantaſie des Dichters die edelſten Elemente ſchöner Weiblichkeit aufgelöſt hat.

Was nun das letzte Stück des Spencer'ſchen Repertoires „Die Zerſtörung von Conſtantinopel" anlangt, ſo iſt daſſelbe offenbar identiſch mit der „Türkiſchen Triumph Comödia", welche Spencer im Jahre 1611 zur Belehnungs- und Huldigungsfeier ſeines Herrn, des Kurfürſten Johann Sigismund von Branden-

burg, in Königsberg aufführte. Es war dies ein für die damalige Zeit ganz großartiges Ausstattungsstück, zu welchem der Kurfürst den Comödianten kostbare, mit Silber und Gold besetzte Kleider, schöne blaue, schwarze und weiße Stoffe zu Wolken, verschiedene Schnitzwerke, allerlei Malereien und sonstige Zuthaten anfertigen ließ. Speneer hatte jedenfalls von seinem Herrn die Erlaubniß erhalten, diese Requisite auf seinen Wanderzügen gebrauchen zu dürfen.

In den Bittschriften an den Rath der Stadt Frankfurt spricht er nämlich oft „von den Zugehörungen zur ausstaffierung und großen präparation seiner Comödien und Historien, so sunsten noch niemahlen in dieser berühmten Stadt gesehen und auf mehreren Rüstwäglin (Packwagen) anhero gebracht wurden."

Auf diese wichtigen Hülfsmittel zur Verschönerung seiner Stücke und auf seine aus 35 Mitgliedern, aus 19 Comödianten und 14 Musikanten bestehende Truppe scheint denn auch Spencer nicht wenig stolz gewesen zu sein. In seinen Eingaben an den Rath, in denen er wegen Erhöhung des Eintrittsgeldes nachsucht, zieht er für sich sehr günstige Vergleiche zwischen seiner und anderen Gesellschaften und hebt noch ganz besonders hervor, daß er zu seinen Aktiones auch noch viel andere Mannsbilder brauche, denen er ihr Gethu meist kostbarlich vergüten müsse. Diese Mannsbilder stellten jedenfalls das Volk oder die Kriegsscharen in der Zerstörung von Constantinopel und Troja vor, welche beide Stücke, wie sich noch aus anderen aktenmäßigen Quellen schließen läßt, an Massenseenen, natürlich in kleinerem Stil wie heut zu Tage, sehr reich gewesen sein müssen.

Trotz seiner dringenden Vorstellungen erhielt aber Speneer vom Rathe den Bescheid, daß er bei Strafe von 100 Thalern keinen Batzen, sondern nur einen Albus Eintrittsgeld nehmen dürfe. Er blieb aber dennoch in Frankfurt und spielte unter einem Andrang des Publikums, der keine Ebbe in seine Kasse kommen sondern ihn vielmehr die glänzendsten Geschäfte machen ließ.

Interessant und zugleich höchst drollig sind einige aktenmäßige Notizen, welche für den starken Andrang zu Speneer's Vorstellungen in den Lokalitäten der Sanduhr zeugen. Da wird

einmal einem armen gſell wegen argem Gedrück in dem Gang ſein neu Wämsle in Lappen zerriſſen, da werfen ſich zwei Weiber im Streit um einen guten Platz bei den „Seitenſchyllen“ alle begangenen Sünden vor, und da endlich entſteht aus ähnlichen Gründen vor dem Gerüſt (alſo der Bühne) zwiſchen allerlei Geſindlein eine — um genau den Akten zu folgen — „traktirliche Balgerei, genannt Knufferei.“

Auch der erſte feindliche Angriff der Kirche gegen die immer mehr Anſehen in Frankfurt erhaltende Schauſpielkunſt erfolgte in jener Zeit. Einige Prädikanten erhoben drohend ihre Stimme gegen den übermäßigen Beſuch der engliſchen Komödien und ſuchten in verſchiedenen Bittſchriften an den Rath ausdrücklich auf den „ſchempirlichen und meſchanten Einfluß ſolcher merderiſchen und juxigen Aktiones“ hinzuweiſen.

In einem 1615 hier erſchienenen Gedicht „Ein Discurs von der Frankfurter Meſſen etc.“, deutet der Verfaſſer in unverhüllter Ironie ebenfalls an, daß die Leute lieber zu den engliſchen Comödianten als zu den Prädikanten in die Kirche gingen. Er meint, ſie ſtünden lieber 4 Stunden und hörten den Erſteren zu, als daß ſie nur eine Stunde ruhig auf die Predigt in der Kirche lauſchen möchten.

Ein deutlicher Seitenhieb auf die nicht gerade bedeutende rhetoriſche Begabung der damaligen Herrn Prädikanten dürfte vielleicht in den Verſen liegen, daß die Leute in der Kirche

Flux einſchlaffen auf ein hart banck,
Dieweil ein ſtund in felt zu lang.

Uebrigens iſt es ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß Spencer gerade in einem Jahre Stücke mit volksthümlichen Aufſtänden und Kämpfen hier unter großem Andrang des Publikums aufführte, in welchem Frankfurt kurz vorher ſelbſt ein Schauplatz tief erſchütternder ähnlicher Vorfälle geweſen war. In jene Zeit fällt nämlich die das Frankfurter Gemeinweſen heftig erſchütternde Revolution, welche man gewöhnlich nach dem Namen ihres Hauptführers den Fettmilch'ſchen Aufſtand nennt. Gerade im Auguſt des Jahres 1614, alſo ganz kurz vor den erſten Vorſtellungen Spencer's, ſpielte Fettmilch ſeinen letzten

Treffer aus und plünderte in wahrhaft bestialischer Weise die Judengasse.

In den Verordnungen, welche der Rath Frankfurts in den ersten beiden Decennien des XVII. Jahrhunderts den englischen Comödianten gab, dokumentirt sich das geringe Ansehen des damals für unehrlich gehaltenen Schauspielerstandes oft in höchst komischer Weise.

Nur mit solchen Thespisjüngern, die von einflußreichen deutschen Fürsten oder vom Kaiser selbst empfohlen waren, gingen die hochweisen und hochedlen Häupter der alten Reichsstadt aus diplomatischen Gründen behutsamer um.

Daß die darstellende Kunst nun nicht mehr die gebührende Anerkennung fand, ist neben dem vagabundenähnlichen Leben ihrer Angehörigen auch vielfach der zweifelhaften Gesellschaft zuzuschreiben, in der sie in jener Zeit oft auf Jahrmärkten, Volksfesten und auch auf den Frankfurter Messen erschien. Herumreisende Schwindler, Storger, Zahnbrecher und Operateure suchten durch die Aufführung einer Komödie in ihrer Bude das Publikum heranzulocken und für ihre betrügerischen Bestrebungen zugänglicher zu machen. So tritt z. B. in der Ostermesse 1622 ein später entlarvter Schwindler hier auf, der den hochtönenden Namen Claudius D'aguaviva führt und sich einen italienischen Medicus nennt.

Er verkaufte allerlei Arzneimittel und Schönheitswasser, schlug Ader, schnitt böse Geschwüre auf und zog Zähne aus. Während und nach diesen Prozeduren wurde den Patienten „zur Danksagung und recreirung des Gemüths eine liebliche Musica und Comödia nach Art der alten Römer auf Italienisch vorgespielt."

In den Buden der Zahnbrecher, deren viele in Frankfurt auftauchten, muß immer ein furchtbarer Lärm gewesen sein; denn der Rath sah sich mehrfach genöthigt, Verordnungen „zum Unterdrücken des übermenschlichen Geschreys" zu erlassen. Gleichzeitig erhielten aber auch die englischen Comödianten den Bescheid, daß sie sich aus Rücksicht auf die Pestkranken des unmäßigen Trommelschlagens enthalten sollten.

Dies Gebot des Rathes der Stadt Frankfurt drängt zu einer kurzen Bemerkung über die damalige Ankündigungsart der Vorstellungen.

Die neuesten Forschungen haben zwar ergeben, daß auch schon in jener frühen Epoche der deutschen Bühne Theaterzettel für den Anschlag an Häuser gedruckt wurden, allein die hauptsächlichste Publikation für das Volk bestand doch wohl in den Umzügen der Comödianten durch die Straßen der betreffenden Stadt. Sie legten bei dieser Gelegenheit ihre auffallendsten Kleider an, machten an jeder bemerkenswerthen Stelle Halt und verkündeten, nachdem der Trommler und der Trompeter ihre Instrumente zu Jedermanns Gehörlichkeit dreimal stark gerühret und geschmettert, den Namen des Stückes und darauf sehr kurz aber lockend den Inhalt desselben.

Mehr als von dieser rhetorischen Leistung scheinen sich jedoch, einem alten Holzschnitt zufolge, die Umstehenden von den Grimassen angezogen gefühlt zu haben, mit denen der gewöhnlich berittene Wursthänsel die Ankündigung des Stückes zu begleiten pflegte.

Bemerkenswerth für uns ist noch das Repertoire der fürstlich hessischen Comödianten unter Leitung eines gewissen Grün. Dieser Truppenführer, der mit seinem Mitdirektor Robertus Braun in der Ostermesse 1607 hier Vorstellungen gibt, führt Februar des folgenden Jahres vor dem Hofe in Graz zehn Stücke auf, die bei der damaligen Beschränktheit des Repertoires ganz sicher auch in Frankfurt bei seinen früheren oder späteren Aufenthalten zur Darstellung gekommen sind. Es sind dies folgende Stücke:

1) Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte.

2) Die Comödie vom verlorenen Sohn.

3) Von einer frommen Frau von Antwerpen.

4) Von dem Doktor Faustus.

5) Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebt hat.

6) Niemand und Jemand.

7) Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel.

8) Vom Juden.

9) Von den zwei Brüdern König Ludwig und König Friedrich von Ungarn, worin der König Friedrich Alles erstochen und ermordet hat.

10) Von einem König von Cypern und einem Herzog von Venedig.

Zu diesen zehn Stücken ist noch die 1607 von der Truppe Greens kurz vor ihrer Abreise nach Frankfurt aufgeführte Komödie von einem König von Schottland zur Vervollständigung des Repertoires hinzuzuzählen. Nach den beiden Helden derselben, einem englischen Prinzen und einer schottischen Prinzessin, welche gegenseitig in die Hände ihrer miteinander Krieg führenden Väter gerathen, wird die Komödie auch „Serule und Astrea" genannt. Dieses Stück und noch drei andere des Repertoires, nämlich „Die Komödie vom verlorenen Sohn", ferner „Von des Fortunatus Beutel und Wünschhütel" und schließlich die lustige Komödie „Von Jemand und Niemand" sind in dem bereits erwähnten 1620 erschienenen Sammelwerk englischer Komödien und Tragödien in deutscher Sprache vollständig erhalten.

Die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn war ein Lieblingsstoff der dramatischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts. Was diesem Stück besonders bei dem gewöhnlichen Volk zu einem großen Erfolg verhalf, war der Umstand, daß der Hanswurst die Hauptrolle darin spielte und sich im zweiten Akte mit einem Heiligen und zwei Teufeln herumprügeln mußte.

Die Komödie von „Fortunatus" war schon auf der altenglischen Bühne sehr berühmt. Auch Hans Sachs hat den durch die zauberhafte Umhüllung damals sehr populären Stoff als „Fortunatus Wunschseckel" bearbeitet. Das vierte der genannten Stücke, die Komödie von „Jemand und Niemand" ist eine handgreifliche, aber sehr volksthümliche und gut begründete Satire. Die Personen in demselben sind die beiden Grafen Marsianus und Carniel, die Könige Arcial und Ellidor mit ihren Gemahlinnen, ferner die allegorischen Figuren: Jemandt; Niemandt; Nichts; Garnichts; Niemandts-Diener und Niemandts-

Jung. Die beiden Könige werden abwechselnd vom Throne vertrieben, nach welchen Schicksalsschlägen der Parasit immer die gestürzte Königin schmäht und quält. Dazwischen klagt der nichtswürdige „Jemand" den ehrlichen und in Wirklichkeit ganz unschuldigen und harmlosen „Niemand" aller nur denkbaren Laster an. Tieck hat diese Komödie, in welcher altenglische Geschichte und Allegorie sehr glücklich gemischt sind, als eines der bemerkenswerthesten Stücke aus jener Zeit hingestellt und sie mit Recht einen Entwurf von großer Kühnheit und voll von dramatischer Lebendigkeit genannt.

Ueber die Komödie „Von einer frommen Frau von Antorf" (Antwerpen) verlautet weiter nichts, als daß sie, „sehr fein und züchtig gewest" sein soll. Da dies Stück am katholischen Hofe zu Graz so wohl gefiel und eine fromme Frau zur Heldin hatte, so halten es einige Forscher für identisch mit der „Märtyrerin Dorothea" von Massinger. Grün gab dieses Stück im Juni 1626 in Dresden, also auch jedenfalls kurz vorher in Frankfurt während seiner von so großem Erfolg begleiteten Kunstthätigkeit in der Ostermesse desselben Jahres.

Was den Inhalt des Stückes: „Von einem König aus England, der sich in eines Goldschmieds Weib verliebte und sie entführte" betrifft, so behandelt er die Beziehungen der Dame Jane Shore zu dem englischen Könige Eduard IV. Shakespeare gedenkt mehrmals in Richard III. der Geschichte dieser Frau, die zwei seiner Zeitgenossen um 1600 für die Schauspieler-Gesellschaft des Lord Worcester dramatisch bearbeiteten. Jedenfalls war dies Stück von Henry Chettle und John Day das Prototyp der deutschen Bearbeitung.

Ueber das Stück „Von einem König von Cypern und einem König von Venedig" ist ebenso wie über die Komödie „Von einem Herzog von Florenz, der sich in eines Edelmannes Tochter verliebte" kaum etwas Zuverlässiges bekannt. Meißner nimmt zwar mit großer Sicherheit an, daß dies Stück der erst 1636 im Druck erschienene „Großherzog von Florenz" von Massinger und von dem Letzteren eigens für die Grazer Feierlichkeiten der während des Faschings 1698 erfolgten Verlobung der Erz-

herzogin Magdalena mit dem Erbgroßherzog von Florenz, einem Coſimo von Medici, geſchrieben worden ſei. Allein trotzdem dieſe Hypotheſe ſich auf einige augenfällige Wahrſcheinlichkeiten ſtützt, halten ſich doch Gründe und Gegengründe ziemlich das Gleichgewicht.

Was uns in dem Grazer Repertoire am meiſten intereſſirt, ſind ſchließlich die beiden Stücke von Shakeſpeares genialem Vorgänger: Der Jude von Malta und die tragiſche Hiſtorie vom Dr. Fauſtus. Alſo ſchon im erſten Decennium des XVII. Jahrhunderts wurde das letztere Stück, deſſen Umgeſtaltung zum deutſchen Volksſchauſpiel für unſere Literatur eine ſo weitgehende Bedeutuug gewinnen ſollte, in deutſcher Sprache in Frankfurt aufgeführt.

Je mehr wir uns dem dreißigjährigen Kriege nähern, deſto reicher werden die Vorſtellungen der wanderuden Komödianten an Greuel- und Schauderſcenen aller Art. Beim Ueberblicken der noch vorhandenen dramatiſchen Literatur jener Epoche drängt ſich einem wahrhaft der Gedanke auf, daß die Dichter eine Art Vorgefühl der nun kommenden ſchrecklichen Zeit hatten und einzig nur an die barbariſche Verſunkenheit und die geheime Blutgier im Volke appelliren wollten. Dem Inhalt der Dichtung entſprach auch die kraſſe, oft ungeheuerliche Darſtellung. Um eine recht grauſige Wirkung zu erzielen, wurden bei den in den Stücken vorkommenden Hinrichtungen oder Mordthaten an die betreffende Körperſtelle mit Blut gefüllte Blaſen angebracht, die, wie eine Regiebemerkung in einem dieſer Machwerke ſagt, „im rechten Momentus geſchicklich und zu jedermanns Erkeţlichkeit zerſchnitten werden ſollten". Denkt man ſich nun noch die ſchamloſen unzüchtigen Witze des Hanswurſt oder Pickelhäring und ein paar gut ausgeführte Equilibriſtenkünſte dazu, ſo hat man im Allgemeinen ein richtiges Bild von den theatraliſchen Genüſſen vor und während des dreißigjährigen Krieges. Auch die Komödiantenbanden verwilderten immer mehr, und wenn Shakeſpeare den Hamlet ſagen läßt: „Die Schauſpieler ſind der Spiegel und die abgekürzte Chronik ihres Zeitalters", ſo findet dieſer Ausſpruch keinen zutreffenderen Beleg

als in den Wandertruppen der Zwanziger, Dreißiger und Vierziger Jahre des XVII. Jahrhunderts.

Rühmliche Ausnahmen ſind natürlich unter dieſen zu finden, und zu ihnen gehört vor Allem die Truppe des Johann Grün, die mitten im Gewoge des dreißigjährigen Krieges 1626 und 1628 Frankfurt, wie ihr Führer ſagte, mit Leib und Lebensgefahr wieder aufſuchte und damals ſicher vier Shakeſpeareſche Werke: „Romeo und Julia", „Lear", „Julius Cäſar" und „Hamlet" und auch das Marlow'ſche Stück „Die tragiſche Hiſtorie von Dr. Fauſt" wieder aufführte.

Noch einmal, ehe durch die Schlacht bei Nördlingen das endloſe Leidensgefolge des dreißigjährigen Krieges auf lange Zeit der Gegend von Frankfurt zugeführt wurde, ſpielte während der Oſtermeſſe eine wandernde Truppe im Gaſthof zum Wolfseck. Dann tritt bis zum Jahre 1649 im theatraliſchen Leben Frankfurts eine Pauſe ein, welche um ſo weniger zu beklagen iſt, als durch dieſelbe doch ſo lange als möglich jene elenden Gauklerbanden fern gehalten wurden, bei denen ein windiger Springer Romeo's holdſelige Geliebte und ein leichtlicher Cordendanzer den Prinzen Hamlet von Dänemark darſtellte.

In der Bittſchrift eines fahrenden Wanderprinzipals an den Rath der Stadt Frankfurt aus dem Jahre 1649 findet ſich die Stelle, daß er auch ein Stück wieder hier darſtellen wolle, das ſchon beinah 60 Jahre früher und ſeitdem zum öfteren in der alten Reichsſtadt unter großem Beifall aufgeführt worden ſei. Da in der betreffenden Tragödie eine Anzahl Teufel, „erſchröckliche Masquen" und viel Zauberei vorkommen ſollte, ſo möchte man ſie für den vielleicht etwas umgeſtalteten Marlowſchen Fauſt halten und in der gerade 100 Jahre vor der Geburt Goethes gemachten Bemerkung des Wanderprincipals einen neuen Halt für die Annahme finden, daß derſelbe bereits 1592 — wenn auch damals noch in engliſcher Sprache — hier aufgeführt worden ſei.

4. Klopſtocks Bedeutung für die deutſche Literatur.

Ueber dieſes Thema ſprach am 9. März Herr Profeſſor Dr. Otto Roquette aus Darmſtadt.

Die Einleitung ſeines Vortrags ſtellte das Verhältniß der Gegenwart und ihrer nicht in allen Punkten gerechtfertigten Ablehnung der Dichtungen Klopſtocks dar, im Gegenſatz zu dem unbedingten Entgegenkommen, ja der bis zur Vergötterung gehenden Verehrung, welche dem Dichter zur Zeit ſeines Auftretens dargebracht wurde. Die Auffindung der pſychologiſchen Urſachen für die begeiſterte Aufnahme, welche die erſten Geſänge des Meſſias fanden, bildeten den Uebergang zur culturhiſtoriſchen Darſtellung des deutſchen Lebens in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Wochen- und Monatsſchriften, von Leipzig und Zürich ausgehend, waren es, welche, bei ſehr verſchiedenen Kunſtprinzipien, eine größere Theilnahme an geiſtigen Regungen im Bürgerſtande weckten und zur Parteinahme aufforderten, als die Leipziger und Schweizer in Gegenſatz und bald in Kampf miteinander traten. Die Verſtandesrichtung der Leipziger (mit ihrem Haupte Gottſched) war es, welche die Litteratur beherrſchte und zugleich einen Druck auf die nationale Entwicklung übte, da ſie die Dichtung ganz in die Nachahmung der Franzoſen gezwungen hatte. Ein Dichter, der in ſeinem erſten Werke der Leipziger Kunſtregel widerſprach, bei dem die Innerlichkeit, Phantaſie, das Gemüthsleben, in bis dahin nie gehörter Macht zur Erſcheinung kamen, mußte den Widerſpruch der Leipziger Schule hervorrufen. Da ihn die Schweizer ſofort als den ihrigen erklärten, kam es zum literariſchen Kampfe, deſſen eigentlicher Mittelpunkt Klopſtocks Meſſias wurde. Der Sieg war nicht zweifelhaft, da ſich die jüngere Generation bereits von Gottſcheds Tyrannei losgeſagt hatte und nun dem Dichter des Meſſias begeiſtert zufiel. Aber es waren nicht allein die Jüngeren, es waren Alle, die ſich, endlich abgeſtoßen von der Leipziger Regelherrſchaft, nach einem tieferen Ergriffenwerden durch die Dichtung geſehnt hatten, und in erſter Reihe die Frauen, welche

Klopſtocks Meſſias wie ein neues poetiſches Evangelium empfingen. Das, was der Literatur bisher gefehlt hatte, im deutſcher Geiſt aber verborgen gelegen, Gemüthsleben, Phantaſie, Empfindung, war mit einmal erſchloſſen, wurde mit Entzücken empfangen und übte eine weit tragende Wirkung. Freilich brauchte Klopſtock zur Vollendung ſeines Meſſias 25 Jahre, und dieſe lange Zeit blieb nicht ohne abſchwächenden Einfluß auf die 20 Geſänge des Werkes. Mit Jugendbegeiſterung begonnen und in gleicher Weiſe aufgenommen, verloren die nächſten Bände manche Anhänger, bis der vierte und letzte eine ſtarke Enttäuſchung hervorrief, da er als hinkender Bote einer bereits erſchöpften Phantaſie nachſchleppte. Es handelt ſich bei der Bedeutung des Meſſias nur um etwa die erſte Hälfte der Dichtung. Die Begeiſterung für dieſe aber war gerechtfertigt. Sie erweckte dem Dichter ſofort eine Schule, deren Streben kräftig genug erſtarkte, als daß der Schluß dem neuen Flügelſchlage der Dichtung hätte Eintrag thun können. Die Bedeutung von Klopſtocks Meſſias für die Zeit liegt nicht in der einheitlichen Durchbildung, die ein Gedicht erſt zum Kunſtwerk macht, ſondern in der Perſönlichkeit, in der Individualität des Dichters ſelbſt, in ſeiner eigenartigen Natur. Freilich fehlt ihm gerade die nothwendigſte Eigenſchaft des epiſchen Dichters, die Kunſt des Erzählens, der ruhigen Darſtellung und Entwicklung einer Reihe von Begebenheiten. Das Epos, das antike vor allem, auf einer feſten Grundlage der Handlung gebaut, läßt unbeirrt eine Begebenheit auf die andere folgen. Es hat nur Thatſachen im Auge, ohne ſich mit Gedanken und Empfindungen aufzuhalten. Der Dichter ſteht unſichtbar hinter den Vorgängen, er kommt gar nicht in Rede. In der Meſſiade aber ſteht der Dichter in erſter Reihe, er iſt geradezu die Hauptfigur des Gedichtes. Er ſtellt fortwährend Reflexionen an; nichts kann vorübergehen, was ihm nicht Gelegenheit zu überſtrömenden Ergüſſen der Empfindung darböte. Sein Gefühl ſpricht aus ſeinen Geſtalten, er ſingt, er betet, er weint mit ihnen. Und während er ſeine Empfindungen darlegt, ſogar das Unausſprechliche in Worte zu faſſen ſucht,

verlieren ſich die Thatſachen und Begebenheiten bis zur Unkenntlichkeit. Sein Schildern iſt ein ganz allgemeines, ohne alle Beſtimmtheit, die Umriſſe der Handlung oft bis zum Verſchwinden undeutlich. Je höher die Region, in welcher er etwas vorgehen läßt, deſto verſchwimmender wird alles, während er als Chorführer ſeiner Geſtalten die Hallelujahgeſänge anſtimmt. Allein über dieſe künſtleriſchen Mängel ſah die Generation hinweg, welche die Anfänge des Meſſias empfing. Ihr genügte die hochgeſpannte, ſtark ſubjektive Dichternatur, wie man noch keine kennen gelernt hatte, und von der man wähnte, daß ſie niemals übertroffen werden könnte.

Auf eine Wiedergabe des Inhalts des Meſſias mußte der Redner, bei der Planloſigkeit des Werkes verzichten, und konnte nur einige Umriſſe ziehen und einige Hauptzüge hervorheben. Die hauptſächliche Schönheit des Werkes liegt in den Epiſoden. Und da man von Klopſtocks Darſtellung, ohne ihn ſelbſt zu hören, keine Anſchauung gewinnen kann, las der Redner ein Bruchſtück einer ſolchen Epiſode vor, und zwar aus dem 13ten Geſange, nämlich die Vorgänge unter der römiſchen Wache am Grabe Jeſu, vor und nach der Auferſtehung, ſo wie das Erſcheinen und die Meldung des Hauptmanns Cneus in der Verſammlung der Richter, bis zum Selbſtmorde des Prieſters Philo, des erbittertſten Feindes Jeſu.

Auch in der Odendichtung Klopſtocks iſt es die Mannigfaltigkeit ausgeprägter perſönlicher Charakterzüge, welche einen nachhaltigen Einfluß übte. Ein gewaltiges Selbſtgefühl, ſtolzer Unabhängigkeitsſinn, hohes Bewußtſein der dichteriſchen Würde; daneben eine tiefe Innerlichkeit des Gemüthes, auch wohl bis zur Thränenſeligkeit; eine Verbindung von Gegenſätzen, welche ſich der geſammten Jugend mittheilte. Empfindſamkeit und ſtürmiſches Drängen nach Lebensbethätigung wurde durch Klopſtock die eigentliche Signatur der Zeit.

Revolutionär gegen das bisherige Regelweſen war auch Klopſtocks dichteriſche Form. Hatte er für den Meſſias als Vers den Hexameter gewählt, den in Deutſchland noch die Wenigſten nur zu leſen verſtanden, ſo goß er in der Lyrik ſeine

Empfindungen in die antiken Odenformen und in das elegiſche Versmaaß, welche er auch wohl in dichteriſchem Schwunge zerſprengte, um in dithyrambiſcher Regelloſigkeit zu ſingen. Bahnbrechend war er auch darin, ſowohl für die Sprache, deren Vielgeſtalt und Ausdrucksfähigkeit er zuerſt zeigte, wie für die Dichtung, indem er die antiken Formen mit deutſchem Geiſt erfüllte. Dieſer deutſch nationale Grundton klingt aus Klopſtocks Dichtungen überall hervor, und alle Empfindungen und menſchlichen Stimmungen ſind bei ihm darauf gegründet. Die natürliche Regung der Jugend, die Freundſchaft, tritt in ſeinen Oden mit ganzer Kraft und Reinheit auf; ſchüchterner und zarter die erſte Liebe; mächtig und fortreißend ſein Freiheits- und Vaterlandsgefühl. Wie wunderlich uns heute immerhin ſeine Bardenchöre in den drei ſeltſamen Dichtungen in dramatiſcher Form, die er „Bardiete" nannte, vorkommen, das Freiheitsgefühl und der patriotiſche Geiſt darin wirkten auf die Zeitgenoſſen doch ſehr mächtig. War Klopſtock doch, vor Schiller, der erſte, welcher mit ſolchen Mahnungen an das deutſche Gewiſſen pochte. Das perſönliche Unabhängigkeitsgefühl, den hohen Mannesſtolz, der ihn erfüllte, wünſchte er ſeiner Nation mitzutheilen. Vor der ſklaviſchen Nachahmung der Fremden mahnt er ſie abzulaſſen, und von deutſchem Geiſte durchdrungen zu ſingen. Die deutſche Sprache war ihm ein nationales Heiligthum (war ſie doch damals das einzige feſte Band, das die Nation äußerlich zuſammenhielt!) und er ſang ihr in einer ſeiner ſchwungvollſten Oden ein Preislied. Er weckte von Neuem Muth und Vertrauen, an die Tüchtigkeit des deutſchen Volkes zu glauben. Er erfüllte die Jugend mit friſchem Lebensgeiſt, lehrte ſie, die Feſſeln des Herkömmlichen zu zerbrechen, und die freie Menſchlichkeit und innerſte Natur männlich, geſinnungsvoll und kräftig walten zu laſſen. So erhielt durch ihn, mit der geſtählten Kraft, deutſches Leben und deutſche Sitte ein innerlich erhöhtes Daſein, um ſo reicher, als die durch ihn geweckte Empfindung alle menſchlichen Bande verſchönt und innerlich werthvoller gemacht hatte. In der Ordnung war es, daß die von ihm angeregte Jugend

bald jede Beſchränkung von ſich niederwarf und ihr Lebensgefühl auch wohl über Gebühr auszutoben liebte. Denn von Klopſtock her leitet jene dichteriſche Revolution, die als „Sturm- und Drangperiode" in der deutſchen Literatur bezeichnet wird, und aus der auch die Jünglinge Goethe und Schiller emporwuchſen.

5.

Am 30. März ſprach Herr Dr. Wilhelm Jordan über eine intereſſante Erinnerung aus ſeinem Leben, für die er die Ueberſchrift gewählt hatte:

„Meine erſte Begegnung mit Schopenhauer."

Er begann mit einer Schilderung des Stilllebens, wie es in den Nachmittagsſtunden in den Leſezimmern des alten Frankfurter Caſino's zu herrſchen pflegte.

Bis über die Mitte der 50er Jahre hat die Caſinogeſellſchaft den erſten Stock des Eckhauſes am Roßmarkt inne gehabt, das mit der einen Front nach der Hauptwache ſchaute, mit der andern etwas größern nach dem gegenüberliegenden Engliſchen Hof. In den Nachmittagsſtunden blieben die weiten Räume gewöhnlich unbeſucht. So habe Redner dann im Leſeſaal ungeſtört bei der Lektüre ſitzen oder liegen können. Höchſtens Eduard Rüppel ſei zuweilen erſchienen, habe ſich aber ſtets mit der Zeitſchrift „Ausland" in einen der anderen Säle zurückgezogen. So oft er indeß länger als 4 Uhr ſitzen geblieben ſei, habe ſich ein ihm unbekannter, ſorgfältig und ſauber, aber etwas altmodiſch gekleideter alter Herr eingefunden, deſſen Geſtalt und haſtige Bewegungen ihm das erſte Mal einen an's Unheimliche ſtreifenden Eindruck gemacht hätten. Obwohl die Statur nicht ſo tief unter Mittelhöhe zurückgeblieben, um ſchon zu den kleinen zu zählen, ſei doch der Rumpf in dem fahlgrauen Rock beinahe verkümmert erſchienen gegen den großen Löwenkopf über dem altmodiſchen großen Kragen von ſchwarzem Sammet. Der Mann habe ſich keine Mühe gegeben, den Verdruß darüber zu verbergen, daß auch ein anderer die concurrenzfreien Stunden des Leſeſaals endeckt habe. Die mächtige durch eine beginnende

Glatze erhöhte Stirn, umrahmt von weißem, an den Schläfen flügelartig abstehendem Haar, habe sich in krausere Falten gezogen, die buschigen mit etwas Grau untermischten Brauen sich über die glänzenden hellblauen Augen gesenkt und ein stechender Seitenblick errathen lassen, daß der breitgezogene große Mund die Unterlippe unter der Oberlippe wohl nur verberge, um dem Gedanken keinen Laut zu geben, der den Concurrenten hinwegwünschte. Mehrmals sei aber auch der hörbare Laut nicht unterblieben, wiewohl er sich auf ein halb innerliches Knurren beschränkt habe. Eines Tages jedoch habe sich dies bis zu einem sehr vernehmlichen Grunzen des Unwillens gesteigert, den er in raschem Vorübergehen, einen Augenblick stutzend ausgestoßen, als er in Redner's Hand die „Times" gewahrt, nach der er immer zuerst zu greifen pflegte. Redner habe sich nicht bewogen gefühlt, seinem unartikulirt angedeuteten Wunsche Folge zu geben; denn er habe immer noch nicht gewußt, wer Jener sei. Aber es habe ihn zu einer Erkundigung veranlaßt. Nach genauer Beschreibung habe ihm der verstorbene Bürgermeister Müller geantwortet: „Sie kennen noch nicht die Celebrität Frankfurts, den Philosophen Arthur Schopenhauer?" — Nicht lange darauf habe das Casino das Eckhaus an der Großen Gallusgasse und der Neuen Mainzerstraße gekauft und bezogen. Hier sei der Lesesaal bei Weitem kleiner gewesen; Beide hätten um die Hälfte näher sitzen müssen, obwohl Schopenhauer stets am entgegengesetzten Ende des Tisches Platz genommen, und wenn Jordan einmal später gekommen, dieser das Beispiel streng nachgeahmt habe. Diese Zurückhaltung scheine Schopenhauer behagt zu haben, und allmählich habe sich eine stumme Höflichkeit entwickelt. Schopenhauer habe den Anfang gemacht mit einer leichten Verbeugung, die der Andere niemals zu erwidern unterlassen hätte. Dann habe Jordan, wenn Jener ihn mit der „Times" getroffen, das Blatt lautlos mit einem Bücking vor ihn auf den Tisch gelegt. Das erste Mal sei dessen dankendes, stummes Kopfnicken, begleitet gewesen von einem Blick, der die großen strahlenden Augen auch schön erscheinen ließ. Einige Tage später habe er in gleicher Weise vergolten, indem er sich in der Lektüre

der „Augsburger Allg. Ztg." unterbrochen, um ſie Jordan einzuhändigen, deſſen Gewohnheit, dies Blatt zuerſt vorzunehmen, er bemerkt hatte. Erſt nach vielleicht zwei Jahren hätten die in dieſem Blatte erſchienenen „Chemiſchen Briefe" Liebigs die Veranlaſſung zu einer Annäherung gegeben. Im erſten Brief der zweiten Serie ſtehe nämlich, daß die der chemiſchen Analyſe bisher zugänglichen Prozeſſe in der Pflanze nicht ausreichend ſeien, auch alle je nach der Art beſonderen Erſcheinungen ihres Lebens zu erklären, vielmehr bleibe noch ein dunkler Reſt zurück, und man könne nicht umhin, jeder Species etwas wie eigenthümliche Neigung, Wahl oder Wille zuzugeſtehen. Von Schopenhauer's „Wille in der Natur" habe er mittelbar genug gehört, um von dieſer Stelle frappirt zu ſein. Die jahrelange Zurückhaltung vergeſſend, habe er Schopenhauer das Blatt mit den Worten hingereicht: „Herr Schopenhauer! Da erleben Sie einen großen Triumph! Leſen Sie, wie ſich Liebig Ihnen zuwendet, vielleicht ohne Sie zu kennen, und Sie werden dieſe etwas ſtilwidrige Unterbrechung entſchuldigen." Der Angeredete ſchaute Jordan groß an, ein Schimmer von Roth flog über ſeine Wangen „Ja, ſie kommen mir Alle und Sie, Sie können das noch erleben, aber kennen Sie denn meine Philoſophie?" Jordan habe geantwortet, daß er noch nichts von ihm ſelbſt geleſen, den Angelpunkt aber derſelben zu kennen glaube. Hieran habe ſich nun ein Geſpräch geknüpft, in welchem Jordan ſich als Gegner jenes Syſtems bekannt habe, weil es zu ſeinem Berufe eines Poeten nicht paſſe. Die Unterredung habe ſich dann auf Jordans „Demiurgos", wobei Schopenhauer ihn eines unbegreiflichen, entſetzlichen Optimismus beſchuldigt und den „gefangenen Teufel zu Nirgendheim", ſowie ſeine dramatiſchen u. a. Werke erſtreckt. Sie ſeien dann ganz gute Freunde geworden, bis Jordan eines Tages ſich gegen Schopenhauer's Farbentheorie eine abſprechende Äußerung erlaubte, welcher mehrere andere naturwiſſenſchaftliche Streitigkeiten folgten, die dann das Verhältniß löſten. Der Vortragende erwähnte noch eines Beſuches, den er mit Friedrich Hebbel bei dem Philoſophen machte. Dieſer habe ihm nämlich die Erlaubniß ertheilt, wenn er einen wirklichen Menſchen gefunden zu haben glaube,

Digitized by Google

ihm das Wunderthier zuzuführen. Schopenhauer behauptet nämlich, daß es zwar Zweibeiner ohne Federn millionenweise gebe, ein wirklicher Mensch aber eine rara avis sei. Jordan führte also Hebbel in das schlichte Gemach, zu dessen Einrichtung eine reich vergoldete Buddhastatuette auf zierlicher Console einen eigenthümlichen Gegensatz bildete. Schopenhauer nahm Hebbel sehr freundlich auf, machte ihm Complimente über seine „Maria Magdalena", bemerkte aber, er könne nicht begreifen, wie man zu einem so guten Stück eine so schlechte, geradezu abschreckende Vorrede schreiben könne? Hebbel war ganz verblüfft, stotterte einige unzusammenhängende Redensarten und schloß mit einem überschwänglichen Dithyrambus auf den Philosophen.

Jordan gab zum Schlusse eine sehr anziehende Charakteristik der Schopenhauer'schen Philosophie und beendete seine Ausführungen mit dem Vortrage einer eigenen Dichtung auf den großen Philosophen.

Am 26. December 1883 trug der um diese Zeit in Frankfurt weilende Herr Professor Alexander Strakosch aus Wien den ungewöhnlich zahlreich erschienenen Genossen im Goethehause die großen Scenen des 4. Aktes aus Goethe's „Clavigo" vor. Die Zuhörer folgten dem Vortrage mit größtem Interesse und spendeten zum Schlusse dem Vortragenden für die seltene künstlerische Leistung lebhafte Anerkennung.

IV. Einsendungen.

Nr.

27. Dr. L. A. Frankl Ritter von Hochwarth, Wien: Zur Biographie Franz Grillparzer's von Ludw. Aug. Frankl. Wien A. Hartleben's Verlag. 1883.
30. U. S. Bureau of Eduoation, Washington: Work and History, 2 Circulares of Information. Nr. 2 & 3. 1883. Washington Government Printing Office.
32. Gymnasial-Director Dr. Anton, Naumburg a. S.: De orgine libelli Περὶ ψυχᾶς κόσμω καὶ φύσιος von Walter Anton, Dr. phil. Oberlehrer a. D. Erfurt. Carl Villaret 1883.
42. Naturforschende Gesellschaft in Bern: Mittheilungen derselben aus dem Jahre 1882. II. Heft Nr. 1040 — 1056, desgleichen 1883; I. Heft Nr. 1057 — 1063. Bern. Huber und Cie. 1883.
51. Smithsonian Institution, Washington: Annual Report for 1881. Washington, Government Printing Office 1883.

Digitized by Google

59. Verein für Geschichte und Alterthumskunde, Frankfurt a. M.: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1882. Vereinsgabe für 1882.
60. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1883.
61. desgleichen 1882, Vereinsgabe für 1884. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker's Verlag.
62. Dr. Adolf Brodbeck, Stuttgart: Die Zweige der Musik von Dr. Ad. Brodbeck. Stuttgart, G. A. Zumsteeg's Musikalienhandlung 1883.
65. Robert Weber, Basel: Novellen von R. Weber. Basel, Selbstverlag 1883.
70. F. L. Hoffmann in Meran: Gedichte von Arnold von der Paßer. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts Buchhandlung 1883.
86. Oberhessischer Verein für Local-Geschichte: II. Jahresbericht 1882—83. Gießen, Emil Roth 1883.
87. U. S. Bureau of Education, Washington: Report of the Commissioner of Education 1881. Washington, Government Printing Office 1883.
88. Departement of Interior, Washington: Report of the Commissioner of Agriculture 1880. Washington, Government Printing Office 1881.
116. Prof. Dr. C. Wedl in Wien: Der Aberglaube und die Naturwissenschaften von Prof. Dr. C. Wedl. Wien, Carl Gerold's Sohn 1883.
123. Dr. G. A. Saalfeld, Oberlehrer im Staats-Gymnasium in Holzminden: Der Hellenismus in Latium von Dr. G. A. Saalfeld. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler 1883.
124. Derselbe: Haus und Hof in Rom von Dr. G. A. Saalfeld. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1884.
130. Baron Ferdinand von Müller, Melbourne: Observations on new vegetable fossils by Baron Ferd. von Müller. London, Trübner & Cie. 1883.
134. Consistorialrath und Militair-Oberpfarrer Huyssen in Münster i. W.: Christlicher Reisebegleiter von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner.
135. Derselbe: Die Poesie des Krieges und die Kriegspoesie von G. Huyssen. Berlin, J. G. Maurer & Greiner. 1883.
155. Ministerialrath Dr. phil. C. von Scherzer, Leipzig: Bernhard Freiherr von Wüllerstorf, ein Blatt pietätvoller Erinnerung von Dr. C. von Scherzer. München, Cotta'sche Buchhandlung. 1883.
164. Hofrath Dr. Pauli, Lübeck: Ueber Smyrna, von Hofrath Dr. med. Fr. Wm. Pauli, ehemaligem Hanseat. Vice-Consul zu Chios und Tscheſme. Lübeck, 1883. H. G. Rahtgens.
166. Aachener Geschichtsverein, Aachen: Zeitschrift, 5. Band 3. und 4. Heft. Aachen, Benrath & Vogelgesang. 1885.
176. Director Dr. Gelbe in Stollberg: Handfertigkeitsunterricht. a) Allgemeine Gedanken, b) Lehrplan, von Dir. Dr. Gelbe. Berlin, S. Sehring's Buchdruckerei.
193. Premier-Lieutenant Herm. Eggers, Bremen: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg'sche Geschichte, 13. Band. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1883.
194. Derselbe: Zeitschrift d. histor. Vereins f. Niedersachsen. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung. 1883.
195. Derselbe: Jahresberichte d. Ver. f. Mecklenburg'sche Geschichte. Schwerin. 1883.

Digitized by Google

200. Société impériale des Naturalistes, Moscou: Bulletin No. 2. Moscou, Alexandre Lang. 1883.
204. Dr. Wilhelm Kobelt, Schwanheim: Nach den Säulen des Hercules, Bericht über die im Sommer 1881 im Auftrage der Rüppel-Stiftung unternommene Reise von Dr. Wm. Kobelt. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1883.
210. Dr. phil. R. Schomburgk, Director des botanischen Gartens in Adelaide (Südaustralien): South Australia: its History, Productions and Natural Ressources by J. P. Stow. Adelaide, E. Spiller, Government Printer. 1883.
211. Landgerichtsrath a. D. Karl Fulda, Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung von Dr. Heinrich Rocholl, Januarheft 1884. Barmen, D. B. und T. G. Wiemann.
212. Derselben Februarheft 1884.
213. Die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug im deutschen Reiche von K. Fulda. Marburg, R. A. Elwert'sche Buchhandlung 1880.
214. Das Verbrecherthum von K. Fulda. Heidelberg, C. Winter'sche Univ. Buchhandlung 1883.
215. Die Reform der Geschworenengerichte nach Analogie der Schöffengerichte von K. Fulda. Heilbronn, Gebr. Henninger 1883.
219. J. Uhink, Inspector in Magdeburg: Taschenkalender für das Jahr 1808. Augsburg, Joh. Georg Rollwagen.
236. Prof. Dr. Joseph von Lenhossék, Budapest: Die Ausgrabungen zu Szeged-Othalom in Ungarn, von Joseph Edlem von Lenhossék. Budapest, Univers. Buchdruckerei 1884.
244. Emil Faller in Zofingen (Schweiz): Das Gscheidlinger Dichteralbum von Emil Faller. Aarau, H. R. Sauerländer 1882.
263. Palm und Enke in Erlangen: Clytia, eine pädagogische Novelle von F. Schmidt-Schwarzenberg. Erlangen, Palm und Enke 1880.
264. Robert Weber in Basel: Hiob, ein religiöses Lehrgedicht von R. Weber. Basel, Verlag d. „Helvetia" 1882.
265. Derselbe: Die schweizerische Nationalbibliothek und das Pamphlet von 1801. Victor Widmann eine literarische Streitschrift von Robert Weber. Basel, Vereinsdruckerei 1884.
270. F. E. Schubert, K. B. Hauptmann, München: Florian Geyer, hist. Tragödie in 5 Aufzügen von Friedr. Carl Schubert. München, Selbstverlag 1884.
277. Hofrath Director Dr. Flamm in Pfullingen: Studien über Irren-Colonien von Hofr. Dr. Flamm. Wien, Töplitz und Deuticke 1881.
278. Derselbe: Festrede zur Feier des 40jähr. Stiftungsfestes der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Buchdruckerei H. Laupp 1884.
281. Derselbe: Fest- und 2. Anstaltsbericht der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen von Hofr. Dr. Flamm. Tübingen, Osiander'sche Verlags-Buchhandlung 1884.
283. Derselbe: Die Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen in ihren ersten 10 Jahren von Dr. Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei von Carl Rusche 1882.
284. Derselbe: Aus dem inneren Leben der Heil- und Pflegeanstalt Pfullingen. Eine Rede mit Vorwort von Hofrath Dr. Otto Flamm. Reutlingen, Buchdruckerei Carl Rusche 1882.
286. Dr. phil. Ferd. von Herder, Kais. Russ. Hofrath in St. Petersburg: Die Monopetalen Ostsibiriens, des Amurlandes und Kamtschatka's von Ferd. von Herder. Moskau, M. Katkow 1884.

Digitized by Google

291. Nicolai v. Kokscharow, St. Petersburg: Materialien zur Mineralogie Rußland's von Nic. v. Kokscharow. 9. Band. Petersburg, Alex Jacobson 1884.
293. Consul Dr. jur. et phil. Ludwig Braunfels, Hier: Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt von Ludwig Braunfels. 4 Bände. Stuttgart, Verlag W. Spemann.
298. Baron Ferdinand v. Müller, Melbourne: The plants indigenous around Sharcks bay and its vicinity by Baron Ferd. von Müller. Perth, Rich. Pether Governm. printer 1883.
321. Franz Knauth, Rector in Mühlhausen i. Th.: Martin Luther, musikalisch-decl. Festgabe von Franz Knauth, Rector, Mühlhausen i. T Mühlhausen, F. Schröter.
351. M. E. Sachs, München: Untersuchungen über das Wesen der Tonarten von M. E. Sachs. Demmin, A. Frantz 1884.
352. Derselbe: Palestrina, Wort- und Tondichtung in 3 Aufzügen M. E. Sachs. München, als Manuscript gedruckt, J. Gotheswinter.
368. J. G. Sallis, Stuttgart: Haus Alvendanno von José Echegaray, für die deutsche Bühne übersetzt und bearbeitet von Joh. G. Sallis.
379. Landesgerichtsrath a. D. Karl Fulda in Cassel: Monatsschrift für christliche Volksbildung 7. Heft (mit Abhandlung: Zunahme oder Abnahme der Verbrechen von Karl Fulda). Barmen, D. B. und T. G. Wiemann 1884.
374. Dr. Friedr. Seifert, Lehrer, Leipzig-Gohlis: Die Reformation in Leipzig von Dr. Fried. Seifert. Leipzig, Hinrich'sche Buchhandlung 1883.
402. C. Ausfeld, Mühlhausen i. Th.: Erinnerungen aus dem Leben Chr. Gotth. Salzmanns, des Gründers der Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung 1884.
403. A. H. Pfaff, Gymnasiallehrer, Mühlhausen i. Th.: Psalter und Harfe, Geistliche Gesänge (Motetten) 4 und 8stimmig aus alter und neuer Zeit von A. H. Pfaff. Langensalza, Herm. Beyer und Söhne, 1883.
433. Dr. A. Meier, Lübek: Der Haushalter der Ungerechtigkeit, Lucas 16, V. 1—14. Von Dr. A. Meier, 7. Umarbeitung. Lübek, Max Schmidt 1883.
462. Ernst Kleinenhagen, Buchhandlung, Cassel: Goethe in Straßburg und Sesenheim. Dichtung von Moritz Horn. Ernst Kleinenhagen Cassel.
590. Friedr. Seidel, Weimar: Beschäftigungsmagazin für Kindergärten von Fr. Seidel. Wien, A. Pichler Ww. und Sohn 1883.
670. Société Impériale des Naturalistos, Moscou: Bulletin Nr. 3 (1883). Moscou, Alexandre Lang 1884.
673. H. Keyl, Frankfurt a. M.: Ueber Wissen und Glauben von Dr. Alois Geigel. Leipzig, F. C. W. Vogel 1884.

In fortlaufender Lieferung gingen ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Zeitschrift für bildende Kunst."
" Prof. Dr. Zarncke, Leipzig: „Literarisches Centralblatt."
" R. Weber, Basel: „Helvetia."
" Prof. Kürschner, Stuttgart: „Vom Fels zum Meer."
" " " " „Ueber Land und Meer."
" die Leopoldino-Carolinische deutsche Akademie: „Leopoldina."
" Prof. Dr. Noll, Frankfurt a. M.: „Der Zoologische Garten."
" den Lahnsteiner Alterthums-Verein: „Rhenus."
" Dr. Fr. Betz, Heilbronn: „Der Irrenfreund."
" " " " " „Memorabilien."

Digitized by Google

Durch Prof. Dr. Reclam, Leipzig: „Gesundheit."
„ Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutsche Seewarte."
„ F. Seidel, Weimar: „Kindergarten."
„ K. Merker, Augsburg: „Der Volkserzieher."
„ Dr. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform."
„ den Steiermärkischen Gartenbauverein, Graz: „Mittheilungen."
„ W. von Freeden, Bonn: „Hansa."
„ R. Lesser, Frankfurt a. M.: „Deutsche Colonialzeitung."
„ L. Jung, München: „Knabenhort."
„ „ „ „ „Zeitung für Feuerlöschwesen."
„ F. W. Geldmacher, Frankf. a. M.: „Deutsche Photographen-Ztg."
„ G. Pappenheim, Wien: „Oesterreichisches Handels-Journal."
„ „ „ „ „Montan- und Metallindustrie-Zeitung."
„ „ „ „ „Müller-Zeitung."
„ E. Breslaur, Berlin: „Der Clavierlehrer."
„ Dr. W. Lauser, Wien: „Allgemeine Kunst-Chronik."

Von den betreffenden Redactionen gingen ein:

„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter."
„Frankfurter Börsen- und Handelszeitung."
„Frankfurter Latern."
„Coursblatt des Frankfurter Wechselmakler-Syndicats."
„Die kleine Chronik."
„Wochenrundschau."
„Berliner Bühnen-Moniteur."
„Deutsch-österreichische Theaterzeitung."
„Oesterreichische Badezeitung."

Lektions-Kataloge und akademische Schriften sandten ein: Die Universitäten Göttingen, Jena, Freiburg, Prag sowie die technischen Hochschulen Braunschweig, Darmstadt, Hannover und Wien.

Lagerverzeichnisse schickten ein: Das Bibliographische Institut, Leipzig, Priewe, Berlin, Gerschel & Anheiser, Stuttgart, Schleswig-Holsteinisches Antiquariat, Kiel, K. Th. Völcker, Baer & Cie. Lehmann & Lutz, Isaac St. Goar, Frankfurt a. M.

Druck von Kumpf & Reis in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Erster Band.

Jahrgang 1884/85.

Frankfurt am Main.

Druck von Kumpf & Reis.

Digitized by Google

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
vom akademischen Gesamtausschusse.

Jahrgang 1884/85. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. Lieferung 1.

Inhalt: I. Vorbericht. — II. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — III. Thätigkeit der Genossenschaft vom 1. Juni 1884 bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres 1883/84 (30. Sept. 1884). 1. Constituirung der Aemter; 2. Vorbereitung zur Bildung der Akademischen Abteilung. — IV. Thätigkeit der Genossenschaft seit dem Beginne des Verwaltungsjahres 1884/85 (1. October 1884). 1. Hauptversammlung vom 26. October 1884. 2. Commissions-Sitzungen. 3. Hauptversammlung vom 16. November 1884. 4. Constituirung der Akademischen Abteilung und des Akademischen Gesamt-Ausschusses. 5. Lehrgänge. 6. Sitzungen nach Satz 4 E. 7. Lesezimmer. — V. Einsendungen. — VI. Schlußwort. — VII. Anhang.

I. Vorbericht.

Wenn erst heute die seit nahezu neun Monaten unterbrochene Berichterstattung wieder aufgenommen wird, und die Wiederaufnahme vorerst nur in einer vorläufigen und von der bisherigen Uebung abweichenden Gestalt erfolgt, da die nachfolgenden Zeilen sich mit einem Zeitraume des genossenschaftlichen Lebens beschäftigen, der aus einem in das andere Verwaltungsjahr herüberspielt, so liegt das wesentlich an dem Charakter der zunächst hinter uns liegenden Epoche des genossenschaftlichen Lebens. Es waren Tage der Um- und Neugestaltung, des Absterbens der alten Formen, in welchen unser Genossenschaftsleben sich seither bewegt hatte, und der Neubildung einer Organisation, die, nur ideell vorhanden, nach langem Harren und langem Kampfe ihre erste Lebensregung bethätigen sollte. Aber ehe eine derartige Regung möglich war,

Digitized by Google

ehe den neugeformten Körper der Pulsschlag des Lebens durchdringen konnte, galt es, der Lebensthätigkeit selbst die Stätte zu bereiten. Und nicht an den Ausbau derselben oder an behagliche Wohnlichkeit durfte zunächst gedacht werden — es mußte ein vorläufiger Riß entworfen und nach diesem das Notwendigste — Dach und Fach — beschafft werden, damit die Vorarbeit zu dem Werke beginnen konnte.

Zu dieser Vorarbeit wurde die Zeit in Anspruch genommen, die von dem verflossenen Verwaltungsjahre noch erübrigte, und sie zog sich hinüber in das neue, bis sie endlich mit dem Inslebentreten der Akademischen Abteilung und des Akademischen Gesammtausschusses, wie beides kürzlich erfolgt ist, als abgeschlossen betrachtet werden konnte.

Ueber Vorarbeiten im Stadium der noch andauernden Arbeit zu berichten ist stets eine mißliche Sache; im vorliegenden Falle um so mehr, als der in der Hauptversammlung vom 26. October 1881 ernannte Akademische Ausschuß sich nur als eine vorübergehende Behörde betrachten konnte, mit dem einen und wesentlichen Auftrage betraut, die bleibende Körperschaft zur Regelung der akademischen Thätigkeit in möglichst kürzester Frist ins Leben zu rufen.

Glaubt unter diesen Umständen der unterzeichnete Ausschuß mit einer Benachrichtigung der Genossen über die Vorgänge der letzten Zeit nicht säumen zu sollen, so möchte er doch hinsichtlich der Form, in welcher diese erfolgt, sich volle Freiheit gewahrt wissen. Am wenigsten soll die gewählte bindend für die der künftigen Berichte sein. Diesmal handelt es sich nur darum, den Genossen und namentlich denjenigen, welche den Hauptversammlungen der letzten Zeit beizuwohnen nicht in der Lage waren, ein möglichst annäherndes Bild von allem seither Geschehenen zu geben.

Es ist daher die Form eines Zwischenheftes gewählt worden, wie sich ihrer auch der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß schon zur Einleitung seiner Berichterstattung bedient hatte. Was den Inhalt betrifft, so dürfte alles das Berücksichtigung ge-

funden haben, was den Angehörigen unserer Genossenschaft als wissenswert erscheinen möchte.

II. Geschäftlicher Verkehr. Personalien.

Von Ende Mai 1884 bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres 1883/1884 fand eine Hauptversammlung nicht statt. Die Verwaltung trat in ihrer alten Verfassung noch zweimal, am 5. und 19. Mai zusammen, der Akademische Vorbereitungs-Ausschuß hielt seine letzte Sitzung am 8. Mai ab. Die neuen Verwaltungs-Organe constituirten sich am 30. Mai 1884, an welchem Tage auch der nunmehr an die Stelle der früheren Verwaltung tretende Verwaltungs-Ausschuß seine erste Sitzung abhielt; weitere Sitzungen dieses Ausschusses folgten sodann bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres (30. September 1884) am 7. Juli und am 1. September 1884. Der nach Maßgabe des Satzes 2 der Uebergangsbestimmungen zu den neuen Satzungen gebildete Akademische Ausschuß hielt seine erste Sitzung am 19. Juni 1884 ab, der sich weitere am 18. und 21. August sowie am 10. September anschlossen.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist vom 1. Juni bis zum 30. September 1884 256 Eingänge auf, denen 271 Ausgänge gegenüberstehen.

In diesem Zeitraume wurden 14 neue Genossen aufgenommen (s. Anhang), 14 bisherige erklärten ihren Austritt, 14 verloren wir durch den Tod.

Das jetzt laufende Verwaltungsjahr nahm entsprechend der Vorschrift der neuen Satzungen (Satz 26) seinen Anfang mit dem 1. October 1884. Der Verwaltungs-Ausschuß hielt von diesem Zeitpunkte an bis zum 28. Februar des laufenden Jahres 5 Sitzungen ab, am 6. und 24. October, am 17. November und 22. December 1884 sowie am 16. Februar 1885; an letzterem Tage trat er zu einer gemeinsamen Sitzung mit dem Pflegamte zusammen. Der Akademische Ausschuß wurde elfmal zusammenberufen, am 14. und 19. October, 2., 5., 17., und

Digitized by Google

22. November, am 6., 8., und 20. December 1884, am 31. Januar sowie am 5. Februar 1885.

Die Akademische Abteilung trat in Gemäßheit der Vorschriften der Sätze 16. und 17. der Satzungen mit dem 10. Januar 1885 ins Leben, an welchem Tage die Unterabteilungen für Geschichte (G), bildende Kunst und Kunstwissenschaft (K), Allgemeine Naturwissenschaften (N), Schöne Wissenschaften (Sch W) und Sociale Wissenschaften (Sz W) ihre constituirenden Sitzungen abhalten konnten. Der aus den Vorständen dieser Unterabteilungen bestehende Akademische Gesammtausschuß, dessen Obliegenheiten seither nach Maßgabe der Uebergangsbestimmungen zu den Satzungen von dem Akademischen Ausschusse wahrgenommen worden waren, trat zum ersten Male am 5. Februar 1885 zusammen, nachdem der Akademische Ausschuß sein Mandat für erloschen erklärt hatte. Eine weitere Sitzung des Akademischen Gesammtausschusses folgte am 13. Februar 1885.

An Eingängen sind seit Beginn des neuen Verwaltungsjahres 253 Nummern zu verzeichnen, denen 234 Ausgänge gegenüberstehen.

Aufgenommen wurden 41 neue Genossen, (s. Anhang), ihren Austritt erklärten 21 seitherige, 14 verloren wir durch den Tod.

Als verstorben gemeldet wurden seit dem Erscheinen des letzten Berichtes:

Hermann Boos, Maler, gestorben 13. Mai 1884, in Meran.

Prof. Dr. H. R. Göppert, gestorben 18. Mai 1884, in Breslau.

J. J. Rob. Kumpf, Buchdrucker, gestorben 12. Juli 1884, hierselbst.

Prof. Dr. F. Ritter von Hochstetter, gestorben 18. Juli 1884, in Wien.

M. Ritter von Braumüller, Verlagshändler, gestorben 25. Juli 1884, ebendort.

Dr. Heinrich Laube, gestorben 1. August 1884, ebendort.

Aug. von Nordheim, Bildhauer, gestorben 13. August 1884, hierselbst.

Digitized by Google

Dr. G. Krefft, Secretair des Australischen Museums zu Sidney (Todestag unbekannt).

Karl Berber, Kunsthändler in Dresden (Todestag unbekannt).

Joh. Elias Teijsmann, Ehreninspector der Kulturen in Batavia (Todestag unbekannt).

Heinrich Roth, Redacteur in Mannheim (Todestag unbekannt).

Dr. Arnold Förster, Realschullehrer in Aachen (Todestag unbekannt).

O. A. W. Leiner-Gottschick, Buchhändler, gestorben in Leipzig, 16. September 1884.

M. Morel, gestorben 24. September 1884, hierselbst.

Dr. Jakob Frank, Subrector, gestorben 17. September 1884, in Edenkoben.

Jos. Henrich, Buchdrucker, gestorben 25. September 1884, in Schwanheim.

Dr. Joh. Nicol. Brachmann, Regimentsarzt in Kalamata Griechenland (Todestag unbekannt).

Hans Makart, gestorben 3. October 1884, in Wien.

Victor Haymann, Kaufmann, gestorben 6. October, hierselbst.

Dr. R. Avé Lallemant, gestorben 10. October 1884, in Lübeck.

L. J. Cramolini, Hofopernsänger, gestorben 29. October, in Darmstadt.

Dr. Alfred Brehm, gestorben 13. November 1884, in Renthendorf bei Gera.

Karl Holthof, Mitglied des Stadtmagistrates, gestorben 19. November 1884, hierselbst.

H. Schäffer, gestorben 17. December 1884, in Nizza.

Prof. Dr. J. C. G. Lucae, gestorben 3. Februar 1885, hierselbst.

C. F. A. Kolb, Präceptor, gestorben 9. Februar 1885, in Stuttgart.

Digitized by Google

G. Kolb, Bayreuth, (Todestag unbekannt).
Dr. O. W. Sonder, Hamburg, (Todestag unbekannt).
Valentin Schertle, gestorben 24. Februar 1885, hierselbst.

III. Thätigkeit der Genossenschaft vom 1. Juni bis zum 30. September 1884.

1. Constituirung der Aemter.

Nachdem am 25. Mai 1884 die Genossen zu der von den Satzungen, Uebergangsbestimmungen Satz 1, vorgeschriebenen Hauptversammlung zusammengetreten waren und die erforderlichen Wahlen vorgenommen hatten, erfolgte am 30. desselben Monats die Einführung der neuen Verwaltung und die Constituirung der neuen Aemter. Wie den Genossen bereits durch Rundschreiben mitgetheilt worden ist, wurden gewählt:

zum Vorsitzenden des Verwaltungs-Ausschusses Herr Justizrat Dr. Berg;
zum Stellvertreter desselben Herr Dr. Otto Speyer;
zum Vorsitzenden des Akademischen Ausschusses Herr Dr. Grotefend;
zum Stellvertreter desselben Herr Stadtrath Dr. Flesch.

Das Pflegamt bestellte in seiner am gleichen Tage abgehaltenen ersten Sitzung zu seinem Vorsitzenden Herrn Generaldirector Vogtherr, zum Stellvertreter desselben Herrn R. Propach und zu seinem Kassier Herrn F. Ristenpart.

Da inzwischen die beiden erstgenannten Herren aus dem Pflegamte ausgeschieden sind und Herr Ristenpart seine Stelle niedergelegt hat, wurden Neuwahlen erforderlich, infolge deren Herr Schnetter zum Vorsitzenden, Herr M. Cahn zum Stellvertreter desselben und Herr Craz zum Kassier ernannt wurden, sodaß zur Zeit die Gesamtvertretung der Genossenschaft besteht: aus Herrn Justizrat Dr. Berg, als Vorsitzendem des Verwaltungs-Ausschusses, Herrn Schnetter als Vorsitzendem des Pflegamts und Herrn Dr. Holthof als Verwaltungsschreiber.

2. Vorbereitung zur Bildung der Akademischen Abteilung.

Der Akademische Ausschuß, von dem Grundsatze ausgehend, daß er satzungsgemäß nur eine vorübergehende Behörde sei und seinem Wesen nach lediglich in einer Abzweigung des Verwaltungsausschusses bestehe, glaubte zur Richtschnur seines Handelns Zweierlei festsetzen zu müssen: alles zu unterlassen, was irgendwie der Thätigkeit des später ins Leben tretenden Akademischen Gesamtausschusses vorgreifen, und Sorge dafür zu tragen, daß die Bildung der definitiven akademischen Behörde sich so bald wie möglich vollziehen könne. Um letzteres zu erreichen, mußte auf die Vereinigung der erforderlichen Anzahl von Genossen zu einer Akademischen Abteilung, wie sie in den Satzungen (Satz 17 und 18) vorgesehen war, Bedacht genommen werden, da mit erfolgter Constituirung von drei zu dieser gehörenden Unterabteilungen auch die neue akademische Behörde als gegeben zu betrachten, letztere sonach nur noch der Form nach ins Leben zu rufen war. Zunächst daher eine Anzahl von Unterabteilungen aufstellend, wie sie den in den Grundbestimmungen der Satzungen (Satz 4 A) namentlich hervorgehobenen Hauptzweigen der Thätigkeit der Genossenschaft entsprechen, ließ der Akademische Ausschuß ein Rundschreiben an die Genossen ergehen, um diese zur Beitrittserklärung zur Akademischen Abteilung und zugleich zur Meldung zu einer bestimmten der aufgestellten Unterabteilungen zu veranlassen. Schien anfangs, da nur vereinzelte Meldungen einliefen, der beabsichtigte Erfolg auf sich warten zu lassen, so sollte er sich doch auf eine Erneuerung des Aufrufes in der gewünschten Weise einstellen, und zwar derart, daß noch vor Ablauf des Verwaltungsjahres, wie es seither auch eingetreten, die Bildung der erforderlichen Anzahl von Unterabteilungen und damit die bleibende Gestaltung der genossenschaftlichen Verwaltungsorgane in naher Zukunft erwartet werden durfte.

Digitized by Google

IV. Thätigkeit der Genossenschaft seit dem Beginne des Verwaltungsjahres 1884/85 (1. October 1884).

1. Hauptversammlung vom 26. October 1884.

Die am 30. September 1884 ins Leben getreten neuen Aemter richteten neben Erledigung der speciell ihnen zugewiesenen Aufgaben ihr Hauptaugenmerk auf die Einberufung der herbstlichen Hauptversammlung, der es anheimgegeben bleiben mußte, das entscheidende Wort über diejenigen Veranstaltungen zu sprechen, mit welchen die Genossenschaft in der ihr nunmehr verliehenen neuen Gestaltung ihre Thätigkeit beginnen sollte. Während das Pflegamt auf Grund eines ihm vom Akademischen Ausschusse erstatteten Berichtes einen Finanzplan für das neue Verwaltungsjahr berieth, ließ der Akademische Ausschuß selbst es sich angelegen sein, einen Lehrplan für die wissenschaftliche Thätigkeit der Genossenschaft, an der Hand der von den Satzungen angegebenen einzelnen Richtungen derselben auszuarbeiten. Die gemachten Vorschläge fanden indeß nur zum Teil unbedingte Anerkennung der am 26. October 1884 zur Hauptversammlung zusammengetretenen Genossen; der von dem Akademischen Ausschusse vorgelegte Lehrplan wurde einer Commission zu weiterer Prüfung zugewiesen, und diese zugleich beauftragt, zu untersuchen, ob und wieweit es statthaft sei, an Mitglieder der Genossenschaft bezw. der Verwaltungsgremien, wie beantragt, eine nachträgliche Entschädigung für geleistete wissenschaftliche Thätigkeit eintreten zu lassen. Beschlußfassung wurde einer auf den 16. November 1884 anberaumten Hauptversammlung vorbehalten.

Schien somit der endliche Ausbau der äußeren Organisation der nach Fährlichkeiten so mancher und so herber Art zu ihrer Neugestaltung vorgedrungenen Genossenschaft in erwünschte Nähe gerückt, so befanden sich doch nach der Versammlung vom 26. October die leitenden Ausschüsse in nicht geringer Verlegenheit; konnte doch erst nach Mitte Novembers die Hauptversammlung stattfinden, der es in die Hand gegeben war, die vorgesehene genossenschaftliche Thätigkeit gutzuheißen oder mit einem Entscheid in entgegengesetztem Sinne dem begonnenen

Werke Stillstand zu gebieten und den Anfang der so eifrig gewünschten wissenschaftlichen Thätigkeit auf eine unbestimmte Zukunft zu vertagen. Man kann daher wohl sagen, daß von allen Versammlungen spannungsvollen Charakters, an welchen das Genossenschaftsleben während der letzten Jahre so reich war, kaum einer mit größerer Spannung entgegengesehen wurde als der auf den 16. November anberaumten Hauptversammlung.

2. Commissions-Sitzungen.

Die von der am 26. October abgehaltenen Hauptversammlung eingesetzte Commission zur Prüfung des Lehrplanes und der Remunerationsfrage hatte inzwischen ihre Thätigkeit begonnen. Am 31. October zum ersten Male zusammentretend erledigte sie ihre Arbeiten in drei weiteren Sitzungen, die am 4., 8. und 10. November stattfanden. Während die Mehrheit den Lehrplan verwerfen und die Remunerationsfrage verneinen zu sollen glaubte, war die Minderheit der Ansicht, daß möglichst an dem vorgelegten Lehrplane festzuhalten und die Remuneration, wenn auch nach einer einheitlicheren als der ursprünglich beabsichtigten Scala, zu gewähren sei. Gemeinsam hielt man im übrigen dafür, daß, abgesehen von diesen Fragen, die weiteren Vorschläge des Akademischen Ausschusses den Genossen zur Annahme zu empfehlen seien, mit der Maßgabe jedoch, daß die Etatspositionen für Herausgabe der Berichte und Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen nach Satz 4 B herabzumindern und die Position „Vermehrung des Goetheschatzes" entsprechend zu erhöhen sei. Es wurde demnach außer zu den übereinstimmenden Beschlüssen der Commission getrennte Berichterstattung und Ernennung je eines Referenten und Correferenten beschlossen.

3. Hauptversammlung vom 16. November 1884.

Als wesentlichen Gegenstand der Tagesordnung hatte somit die Hauptversammlung vom 16. November 1884 nur die Entgegennahme des Commissionsberichtes und die mit einer Beschlußfassung über denselben gegebene weitere Beratung des Etats zu erledigen. Die Berichterstattung erfolgte in der von der

Commission beschlossenen Weise, und es darf wohl dem ruhigen, objectiven und sachgemäßen Charakter derselben vorwiegend zugeschrieben werden, daß die Verhandlungen einen verhältnismäßig raschen Verlauf nahmen; die Anträge der Commissions-Minderheit gelangten sämmtlich zur Annahme und zwar mit allen gegen nur 5 Stimmen, sodaß beschlossen wurde, sowohl nachträgliche Honorirung der während der letzten beiden Jahre gehaltenen Vorträge eintreten zu lassen wie auch dem Lehrplane und den sonstigen Vorschlägen des Akademischen Ausschusses zuzustimmen, mit der einzigen Einschränkung, daß, wie die Commission es beantragt, die Positionen für Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen nach Satz 4 B sowie für Abfassung und Verbreitung von Berichten nach Satz 4 F herabzumindern, dagegen der Ansatz für Erhaltung des Goetheschatzes entsprechend höher zu bemessen sei.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden faßte die Versammlung schließlich noch den Beschluß, in den Etat als Zusatz die Summe von 300 Mark als Beitrag zu den Kosten des beabsichtigten Rückert-Denkmals einzufügen.

4. Constituirung der Akademischen Abteilung und des Akademischen Gesamtausschusses.

Wie schon hervorgehoben, betrachteten die Verwaltungsorgane und namentlich der Akademische Ausschuß es seit den letzten Hauptversammlungen als einen ihrer wesentlichsten Zwecke, die definitive Organisation der Genossenschaft, wie sie in den neuen Satzungen vorgesehen war, zu vollenden, d. h. die Constituirung der Akademischen Abteilung mit ihren Unterabteilungen herbeizuführen, damit das leitende Organ für die Hauptthätigkeit der Genossenschaft, der Akademische Gesamtausschuß sich bilden könne. Mit Beginn des Monats December 1884 hatte die erforderliche Anzahl von Einzelabteilungen die vorgesehenen Meldungen erreicht, und es konnte dem entsprechend auf den 10. Januar 1885 eine Versammlung zur formellen Bildung der einzelnen Abteilungen einberufen werden.

Digitized by Google

Diese fand in der vorgesehenen Weise statt Von den einzelnen Abteilungen constituirten sich am 10. Januar 1885:

1. Die für Geschichte mit 25 stimmfähigen Mitgliedern;
2. „ „ Bildende Kunst und Kunstwissenschaft mit 20 stimmfähigen Mitgliedern;
3. „ „ Allgemeine Naturwissenschaften mit 20 stimmfähigen Mitgliedern;
4. „ „ Schöne Wissenschaften mit 31 stimmfähigen Mitgliedern;
5. „ „ Sociale Wissenschaften mit 27 stimmfähigen Mitgliedern.

Die für Musik vorgesehene Abteilung hatte bis zu genanntem Tage nur 9 Meldungen erhalten; für eine pädagogische Abteilung war nur eine Meldung eingetroffen.

Anschließend an die constituirende Gesamtsitzung hielten an dem gleichen Tage die einzelnen Unterabteilungen Sitzungen zu ihrer formellen Bildung sowie zur Vornahme der hierzu erforderlichen Wahlen ab.

Es wurden gewählt:

In die Abteilung für Geschichte:
zum Vorsitzenden: Herr Dr. Grotefend,
„ Stellvertr. desselben: „ Prof. Dr. Fischer,

„ „ „ für Bildende Kunst und Kunstwissenschaft:
zum Vorsitzenden: Herr Dr. V. Valentin,
„ Stellvertr. desselben: „ Prof. O. Sommer,

„ „ „ für Allgemeine Naturwissenschaften:
zum Vorsitzenden: Herr Prof. Dr. Büchner,
„ Stellvertr. desselben: „ Hauptm. F. Holthof,

„ „ „ für Schöne Wissenschaften:
zum Vorsitzenden: Herr Dr. W. Jordan,
„ Stellvertr. desselben: „ Director Dr. Rehorn,

„ „ „ für Sociale Wissenschaften:
zum Vorsitzenden: Herr Stadtrath Dr. Flesch,
„ Stellvertr. desselben: „ Rector Chun,

Aus den vorgenannten Herren besteht nunmehr (nach Satz 19) der Akademische Gesamt-Ausschuß, der am 5.

Februar d. J. zu seiner constituirenden Sitzung zusammentrat und bei dieser Gelegenheit zu seinem Vorsitzenden Herrn Dr. V. Valentin und zum Stellvertreter desselben Herr Stadtrath Dr. Flesch wählte.

5. Lehrgänge.

Die in Aussicht genommenen Lehrgänge hatte unterdes noch der Akademische Ausschuß ins Leben gerufen. Nach dem definitiven Rücktritte Dr. Jordan's blieben aufrecht erhalten die auf Aufforderung des Ausschusses erfolgten Anerbietungen der Herren:

Prof. Dr. O. Roquette in Darmstadt, zu einem Cyclus, von 6 Vorträgen über „die deutsche Literatur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts."

Hofrath Dr. Schäfer in Darmstadt, zu einem Cyclus von 6 Vorträgen über „die Plastik im Zeitalter des gothischen Stils bis zum Beginn der Renaissance, mit gelegentlichen Seitenblicken auf das verwandte Kunstgewerbe." Mit Illustrationen.

Prof. Dr. K. Fischer hier, zu einem Cyclus von 6 Vorträgen über „Kulturgeschichtliche Wandlungen im Leben des deutschen Volkes beim Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit."

Dr. G. Schnapper-Arndt hier, zu einem Cyclus von 5 bis 6 Vorträgen über „die menschliche Lebensdauer unter dem „Einflusse der socialen Factoren und die Methode der Be„stimmung derselben." Mit Demonstrationen.

Stadtarchivar Dr. Grotefend hier, zu einem Cyclus von 6 Vorträgen über „Ausgewählte Kapitel aus der Verfassungs- und Rechtsgeschichte Frankfurts."

Von diesen trat der zuletzt genannte zurück, da er für die in Aussicht genommene Zeit durch Dienstreisen verhindert wurde.

Die übrigen Vorträge, zu welchen der Verwaltungs-Ausschuß für diesen Winter außer den Mitgliedern der Genossenschaft mit ihren Angehörigen den Mitgliedern einer Anzahl hiesiger Vereine (Kaufmännischer Verein, Künstlergesellschaft, Allgemeine Lehrerversammlung, Lehrerverein, Verein akademisch

Digitized by Google

gebildeter Lehrer, Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen) freien Zutritt gewährt hatte, fanden in der geplanten Weise statt bezw. dauern derzeit noch fort und zwar unter sehr reger Beteiligung. So hatten sich zu den Vorträgen des Herrn Prof. Dr. Roquette, zu deren Abhaltung des starken Andranges wegen der große Saal der Polytechnischen Gesellschaft gewählt werden mußte, 110 nicht zu der Genossenschaft gehörige Zuhörer einschreiben lassen, zu den des Herrn Hofrath Dr. Schäfer 70, zu den des Herrn Prof. Dr. Fischer 65, zu den des Herrn Dr. Schnapper 64. Zu dem nicht zu Stand gekommenen Lehrgange des Herrn Dr. Grotefend lagen 40 vorvorläufige Meldungen vor. Die im Etat vorgesehene Summe für Eintrittsgeld zu den Vorlesungen erreichte das Doppelte des eingestellten Betrages.

6. Sitzungen nach Satz 4 E.

Da an öffentliche Sitzungen wissenschaftlichen Charakters, wie sie in Satz 4 E vorgesehen sind, vor dem Inslebentreten einer regelmäßigen Thätigkeit innerhalb der einzelnen Abteilungen nicht zu denken war, nahm der Akademische Ausschuß Bedacht darauf, einen Ersatz für die Sitzungen dieser Art eintreten zu lassen. Vor der auf den October verschobenen Festsetzung des Jahresbedarfes stellten sich ihm indes Schwierigkeiten in den Weg, weil einerseits in der Februar-Sitzung 1884 der Abschluß der öffentlichen Thätigkeit in der seitherigen Weise ausgesprochen worden war, und andrerseits Mittel für eine Wiederaufnahme derselben in neuer, geeigneter Form hätten zur Verfügung stehen müssen. Von der Hauptversammlung am 28. Mai 1884 waren letztere nur für die Feier des Goethetages bewilligt worden. Der Akademische Ausschuß glaubte daher für den noch erübrigenden Teil des Verwaltungsjahrs sich auf diese eine Feier beschränken, sich aber bestreben zu sollen, dieser einen möglichst würdigen Charakter zu verleihen, der in Aussicht stand, da Herr Geheimrat Prof. Dr. Bartsch in Heidelberg sich früher bereits nicht abgeneigt gezeigt hatte, den Festvortrag zu übernehmen.

Die Schmückung des Hauses wurde nach einem Plane des

Genoſſen Herrn H. Junker in beſonders reicher und würdiger Weiſe am Goethetage ſelbſt vorgenommen; die Feſtſitzung folgte am nächſten Sonntage, 31. Auguſt, Vormittags um 11 Uhr. Ein Einleitungs- und Begrüßungsgeſang wurde von dem Sängerchore des hieſigen Lehrervereins vorgetragen, den Feſtvortrag hielt ſodann Herr Prof. Bartſch über „Goethe in Heidelberg im Jahre 1814". Der Redner lieferte nicht unweſentliche Beiträge zur Goetheforſchung, die namentlich helles Licht über denjenigen Teil des „Weſtöſtlichen Divans" verbreiteten, der, wie ſich jetzt nachweiſen läßt, im Jahre 1814 in Heidelberg entſtanden iſt. Dem von dem zahlreichen und gewählten Publikum ſehr beifällig aufgenommenen Vortrag folgt als Abſchluß der ſtimmungsvoll verlaufenen Feier ein Schlußgeſang des Sängerchors.

Für das mit dem 1. October begonnene neue Verwaltungsjahr galt es zunächſt die feſtliche Begehung des Stiftungstages zu ermöglichen, zumal mit dieſem, dem 125jährigen Geburtstage Schillers, unſere Genoſſenſchaft die Feier ihres 25jährigen Beſtehens feiern ſollte. Leider konnte die Feier nicht an dem, dem Erinnerungstage folgenden Sonntage abgehalten werden, da Herr Prof. Dr. C. Beyer in Stuttgart, der mit freundlicher Bereitwilligkeit die Abhaltung des Feſtvortrags übernommen hatte, verhindert war, an dieſem zu erſcheinen. Sie fand am 23. Nov. unter Mitwirkung des Neeb'ſchen Männerchors ſtatt. Herr Prof. Dr. Beyer ſprach über: „Alexander von Humboldt in ſeiner Bedeutung für den von Schiller erſtrebten Humanismus". Der Vortrag, der ſich durch glänzende Behandlung der Form auszeichnete, erſchöpfte ſeinen Gegenſtand nach allen Seiten und wurde von der Feſtverſammlung ſympathiſch aufgenommen.

Für den Januar 1885 glaubte der Akademiſche Ausſchuß verpflichtet zu ſein, eine Erinnerungsfeier an Jakob Grimm zu veranſtalten, deſſen 100jähriger Geburtstag auf den 4. dieſes Monats fiel. Dem entſprechend veranlaßte er Herrn Oberbibliothekar Dr. A. Duncker in Kaſſel, den berufenen Biographen des großen Brüderpaares, Sonntag 11. Januar einen Vortrag

über „Jakob Grimm als Gelehrter und Patriot“ zu halten. Nicht mit Unrecht darf man wohl dieſen Vortrag als den weihevollen Epilog zu den vielfachen im Laufe des Monats abgehaltenen Erinnerungsfeiern an Jakob und Wilhelm Grimm bezeichnen, da er namentlich in ſchöner Weiſe die menſchliche Bedeutung Jakobs, deſſen Würdigung es zunächſt gelten mußte, hervorhob.

Für den Monat Februar ließ ſich nicht wohl eine öffentliche Sitzung vorbereiten. Der Akademiſche Ausſchuß beſchloß im Laufe desſelben ſeine Thätigkeit und gab ſein Mandat an den nunmehr beſtehenden Akademiſchen Geſammtausſchuß ab, der als ſeine Hauptthätigkeit zuvörderſt ſeine eigene Organiſation ſowie die der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit der einzelnen Abteilungen betrachten mußte.

7. Das Leſezimmer.

Das Leſezimmer im erſten Stockwerke des Goethehauſes konnte Mitte Januar den Genoſſen zur Benutzung überwieſen werden. Bei Einrichtung desſelben wurde darauf geſehen, ſoweit die verwilligten Mittel es geſtatteten, möglichſt neben Zweckmäßigkeit die Bequemlichkeit der Beſucher zu berückſichtigen. Soweit es anging, wurden die Einrichtungen in den Leſeräumen des hieſigen alten Bürgervereins zum Muſter genommen. Ein Hauptaugenmerk glaubte man auf die Beleuchtung während der Abendſtunden legen zu müſſen, und es dürfte denn auch in dieſer Beziehung ein befriedigendes Ergebnis erzielt worden ſein.

Von Zeitſchriften und Zeitungen liegen außer den hieſigen Tages- und Wochenſchriften zur Zeit im Leſezimmer auf (die mit * bezeichneten in Folge freundlicher Zuſendung der verehrlichen Herausgeber):

Literariſche Revuen.

1. Allgemeine Bibliographie.
2. Göttinger gelehrte Anzeigen.
3. Literariſches Centralblatt.
4. Deutſche Literaturzeitung.
5. Archiv für Literaturgeſchichte.

6. Preußiſche Jahrbücher.
7. Fortnightly Review.
8. Deutſche Rundſchau.
9. Deutſche Revue.
10. Unſere Zeit.
11. Neue Zeit.
12. Revue des Deux Mondes.
13. Comptes rendus de l'Académie Française.
14. Athenaeum.

Rechts-, Volkswirthſchaft und Handel.

15. Jahrbuch für Geſetzgebung und Verwaltung.
16. Zeitſchrift für Handelsrecht.
17. Zeitſchrift der Savigny-Stiftung.
18. Jahrbuch für Nationalökonomie.
19. Vierteljahrsſchrift für Volkswirthſchaft.
20. Jahrbücher für die geſamten Staatswiſſenſchaften.
21. Deutſche Colonialzeitung.
22. *Hanſa.
23. *Oeſterr. Handelsjournal.
24. *Oeſterr. Oekonomiſt.
25. Journal des Economistes.
26. *Montan- und Metallzeitung.
27. *Müllerzeitung.
28. *Zeitung für Feuerlöſchweſen.

Geſchichte und Kunſt.

29. Germania.
30. Zeitſchrift für Deutſches Altertum.
31. Forſchungen zur Deutſchen Geſchichte.
32. Mitteilungen des Oeſterr. Inſtituts.
33. Sybel's hiſtoriſche Zeitſchrift.
34. Weſtdeutſche Zeitſchrift.
35. *Anzeiger für Kunde Deutſcher Vorzeit.
36. Archäologiſche Zeitung.
37. Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft.

Digitized by Google

38. Gewerbehalle.
39. *Lützow's Zeitschrift und Kunstchronik.
40. Gazette des Beaux Arts.
41. *Deutsche Photographen-Zeitung.

Geographie, Naturwissenschaften, Medicin.

42. Ausland.
43. Globus.
44. Petermann's Mitteilungen.
45. Gaea.
46. Kosmos.
47. Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften.
48. Nature.
49. *Zoologischer Garten.
50. *Leopoldina.
51. Zeitschrift für Völkerpsychologie.
52. *Gesundheit.
53. *Vegetarische Rundschau.
54. *Memorabilien.
55. *Irrenfreund.

Unterhaltungsschriften, Pädagogik, Theater.

56. *Vom Fels zum Meer.
57. Westermann's Monatshefte.
58. *Hausfrauenzeitung.
59. Helvetia.
60. *Kindergarten.
61. *Knabenhort.
62. *Reform.
63. *Klavierlehrer.
64. *Frankfurter Schulzeitung.
65. *Bühnenmoniteur.
66. *Deutsch-österreichische Theaterzeitung.

V. Einsendungen.

No.

1. Robert Schrotzenberger, hier: Francofurtensia, Aufzeichnungen von Robert Schrotzenberger, Frankfurt a. M. Selbstverlag 1884.
8. Georg Morin, München: Aus ruhmvollen Tagen, aus dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 von Georg Morin. München, H. Franz 1884, Leipzig, J. Roth 1884.
11. Nordböhmischer Excursions-Club, Böhm. Leipa:
    a) 1., 2., 3. und 4. Heft Mitteilungen pro 1883, redigirt von Prof. A. Pandler,
    b) 1., 2., und 3. Heft Mitteilungen pro 1884, redigirt von Prof. A. Pandler und Dr. F. Hantschel. Selbstverlag des Vereins.
26. Baron von Mueller Melbourne: Eucalyptographia, Ninth Decade. By Baron Ferd. v. Mueller. Melbourne-London 1883.
37. Smithsonian Institution, Washington: Observations of the Great Comot of 1882, made at the U. S. Naval Observatory Washington, Printing Office 1883.
57. K. K. Prof. Franz Rziha, Wien: Studien über Steinmetzzeichen von Prof. Franz Rziha. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei 1883.
65. Dr. R. Schomburgk, Adelaide: Report of the Progress and Condition of the Botanic Garden, during the Year 1883. By R. Schomburgk Dr. phil. Director. Adelaide, E. Spiller Governm. Printer 1884.
67. Premierlieutnant H. K. Eggers, Bremen:
    a) Genealogische Studie von H. K. Eggers. Beilage zur Vierteljahrsschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie 1884 Heft I.
    b) Der Stadt Hamburg, Bürgermeister, Ratsherrn ꝛc.
    c) Die Esmarch von H K. Eggers.
    d) Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 6. Jahrgang. W. Mauke Sohn 1884.
    e) Hansische Geschichtsblätter. Leipzig, Dunker und Humblot 1884.
68. A. Schröter's Verlag, Ilmenau: „Über allen Gipfeln ist Ruh!" Ein Gedenkblatt zur Erinnerung an Goethe's Aufenthalt in Ilmenau, herausgegeben von Gustav Liebau zu Berlin. Ilmenau, A. Schröter 1884.
77. Karl Rieger, Wien: Zu Goethe's Gedichten von Karl Rieger. Wien, Gerold & Cie. 1884.
79. K. Ziegler. Stadtamhof: Über Erhaltung alter Bauwerke von K. Ziegler, Stadtamhof, J. K. Mayer 1884.
81. Siebenbürgischer Karpathen-Verein, Hermannstadt: 14. Jahrbuch 1884. Selbstverlag 1884.
90. Naturforschende Gesellschaft, Bern: Mitteilungen, Jahrgang 1883 II. und 1884 I. Bern, Huber & Cie. 1884.

Digitized by Google

101. Bureau of Education, Washington: Circulars of Information Nr. 2 & 3 1884. Washington, Governm. Printing Office 1884.
112. Prof. Ludwig Blume, Nußdorf a. Attersee: Goethe als Student in Leipzig von Ludwig Blume. Wien 1. Wiener Vereinsdruckerei 1884.
133. Ludwig Ravenstein, Frankfurt a. M.: Führer durch den Frankfurter Wald von L. Ravenstein, Frankfurt a. M., Geographische Anstalt von L. Ravenstein.
174. Aachener Geschichtsverein, Aachen: Zeitschrift des Aachener Geschichts-Vereins 6. Band 1—3 Heft. Aachen, Benrath u. Vogelsang 1884.
175. Dr. W. Hübner, Zielenzig: Die Pockenkrankheit heilbar, von Dr. W. Hübner. Leipzig, Herm. Hucke 1884.
192. Prof. Dr. Ludwig Büchner. Darmstadt: Aus Natur und Wissenschaft, 2. Band von Dr. L. Büchner, Leipzig, Theod. Thomas, 1884.
194. August Hinüber, Leipzig: Das Lied vom Genius, eine Goethe-Studie von August Hinüber. Leipzig, Otto Wigand 1884.
216. Herm. Wettig, Gotha: Führer durch die Clavierunterrichts-Literatur von Herm. Wettig, Bernburg, Bacmeister.
226. Prof. Dr. J. M. Söltl, München: Gustav Adolph, Gedicht von J. M. Söltl. München, H. Franz'sche Hofbuch- und Kunsthandlung 1883.
227. Deutsche Seewarte, Hamburg: Meteorologische Beobachtungen in Deutschland 2. Jahrgang 1879, 3. Jahrgang 1880, 4. Jahrgang 1881. Hamburg, Hammerich-Lesser 1881/82.
238. Königl. Ungar. Naturwissenschaftliche Gesellschaft, Budapest:
   a) die Krankheiten unserer Culturpflanzen, von J. Buza. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1879.
   b) Darstellung der ungarischen zoolog. Literatur in den Jahren 1870 bis 1880 von E. Daday. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1883.
   c) Anleitung zu geographischen Ortsbestimmungen, von L. Gruber. Verlag. d. Ung. Naturw. Ges. 1883.
   d) Ungarn's Tabaksorten von F. Kosutány, Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1884.
   e) Anleitung zu erdmagnetischen Messungen von G. Schenzel. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1884.
   f) Die Flechten-Flora des Ungarischen Reiches von F. Hazslinsky. Verlag d. Ung. Naturw. Ges. 1884.
   g) Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn (Vereinsbericht) 1 Band, Juni 1882 bis Juni 1883, redigirt von J. Fröhlich. Berlin R. Friedländer Sohn.
343. Ludwig August Frankl, Wien:
   a) Zur Biographie F. Hebbel's, von L. A. Frankl. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag 1884.
   b) Zur Bigographie Ferd. Raimund's von L. A. Frankl. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag 1884.

Digitized by Google

c) Andreas Hofer im Liede von L. A. Frankl. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung 1884.

251. Smithsonian Institution, Washington: Circulars of Information of the Bureau of Education Nr. 4 & 5 1884. Washington Governm. Print. Office 1884.

258. Franz Cerwênka. Teplitz: Gemischte Waare, Novellen und Erzählungen von Franz Cerwênka, Teplitz bei Weigend.

263. M. E. Sachs, München:
a) Drei Stimmungsbilder, Waldbächleins Thalfahrt, Clavier-Compositionen von M. E. Sachs. München, Jos. Ribl.
b) Trauermarsch, Idylle in drei Bildern, Clavier-Composition von M. E. Sachs. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
c) Drei Lieder ohne Worte, Clavier-Composition von M. E. Sachs. Offenbach a. M., Joh. André.

307. Prof. H. Hoefer, Leoben: Häuerleistung bei der Bohrarbeit, von Prof. H. Hoefer. Wien, Selbstverlag 1884.

308. Dr. Ludwig Eyrich, Mannheim: Über Einteilung und Succession der Organismen. Vortrag von Dr. K. F. Schimper gehalten im Winter 1834/35 zu München, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Ludwig Eyrich. Mannheim, J. Ph. Walther 1884.

310. Dr. Franz J. Englert, München: Berchtesgadener Märchen, von Dr. Franz J. Englert. Berchtesgaden, L. Vonderhanns Verlag, 1884.

312. Professor Dr. J. Schneider, Düsseldorf: Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche, von Prof. Dr. J. Schneider. 3. Heft. Leipzig, J. S. Weigel, 1884.

324. P. Th. Falck, Riga: Friedericke Brion in Sesenheim (1812—1813) von P. Th. Falck. Berlin, Kamlah'sche Buchhandlung, 1884.

327. Dr. H. K. Schaible, Professor, Heidelberg:
a) Der Salzbund, von K. H. Schaible. London, Aug. Schaible 1882.
b) Englische Sprachschnitzer, zusammengestellt von J. Clarns Hiebslac; Esq. M. A. Straßburg, K. J. Trübner, 1884.

343. Shmitsonian Institution, Washington: Report of the Commission of Education for the Years 1882—83. Washington, Governm. Printg. Off. 1884.

335. Franz Knauth, Rector, Mühlhausen i. Th.:
a) Erinnerungen an die Breitsülzer-Quelle von Franz Knauth, Mühlhausen, F. Lange 1884;
b) Mühlhauser Kirmeslieder, zusammengestellt von Th. Röbling. Mühlhausen, E. W. Röbling's Buchdruckerei, 1884.

360. Dr. Otto Hahn, Reutlingen:
a) Nacht und Licht, von Otto Hahn. Stuttgart, J. Rommelsbacher 1861;

b) Das Recht auf Arbeit, von Dr. Otto Hahn, Stuttgart, W. Kohlhammer 1885.

362. Leop. von Beckh-Widmannſtetten, Graz: Ein Kampf um's Recht. Enthüllungen von L. von Beckh-Widmannſtetten, Graz, Selbſtverlag 1884.

363. Dr. J. Schuchardt, Rötha: Deutſche Warte, Kalender auf das Jahr 1885. Herausgegeben von Dr. J. Schuchardt, Bonn und Leipzig, B. Harſchau.

369. Verein für Heſſiſche Geſchichte, Caſſel: Feſtſchrift zur Feier des 50. Stiftungstages, am 16. Auguſt 1884, von Dr. Albert Duncker. Caſſel, A. Freyſchmidt, 1884.

372. Dr. F. W. Fricke, Wiesbaden: Abriß der vereinfachten Volksorthographie von Dr. Fried. Wilh. Fricke. Leipzig, J. H. Kobolsky, 1885.

389. Louis Mohr, Straßburg i. E.: Die Jubelfeſte der Buchdruckerkunſt, von Louis Mohr, Wien, Friedr. Jasper, 1882.

404a G. Löning, Frankfurt a. Main: Friedrich Preller, ein Lebensbild von Otto Roquette. Frankfurt a. M. Literariſche Anſtalt 1883.

404. Naturforſchende Geſellſchaft, Bern: Mitteilungen Nr. 1083-1091, 2. Heft, 1883. Bern, Paul Haller, 1884.

418. Durch unbekannten Abſender: Appendix to the Memoir No. 5 of Tôkiô Daîgaku Tôkiô by Kokubunsha 2544 (1884).

425. United States Naval Observatory, Washington: Report of the Superintendent for the Year ending October 30, 1884. Washington, Government Printing Office, 1884.

431. Dr. G. A. Salfeld, Blankenburg i. Harz: Deutſch-lateiniſches Handbüchlein der Eigennamen aus der alten, mittleren und neuen Geographie. Leipzig, C. F. Winter'ſche Verlagsbuchhandlung, 1885.

438. Verein für Geſchichte der Stadt Meißen: Mitteilungen des I. Bandes 3. Heft. Meißen, Louis Moſche, 1884.

450. Gebrüder Henninger, Heilbronn: Die guten Frauen von Goethe. Mit Nachbildungen der Originalkupfer. Deutſche Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken. Herausgegeben von Leonhard Seuffert. 21.

457. A. Pernwerth von Bärnſtein, München: Das deutſche Studententum von Gründung der Univerſitäten bis auf die unmittelbare Gegenwart von A. Pernwerth von Bärnſtein. Würzburg, A. Stuber's Buch- und Kunſthandlung, 1882.

462. Ferdinand von Herder, Petersburg: Plantae Raddeanae Monopetalae von Ferdinand von Herder. Moskau, M. Katkow, 1884.

455. Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft, hier: Bericht pro 1884. Frankfurt a. M., Waldſchmidt & Mahlau, 1885.

Digitized by Google

463. Anthopologiſcher Verein, Coburg: Mitteilungen bei Gelegenheit des 10jährigen Stiftungsfeſtes. Coburg, Dietz'ſche Hofbuchdruckerei, 1885.

473. Chriſtian Beydemüller, Frankfurt a. M.: Das roſafarbene Billet, Luſtſpiel in 1 Act von Chriſtian Beydemüller, Frankfurt a. M., Gebr. Knauer, 1885.

475. Dr. W. Volkmar in Homberg bei Caſſel:
   a) Mozart-Sonaten für das Pianoforte revidirt und mit Bezeichnung verſehen von Dr. Volkmar, Langenſalza;
   b) Handbuch für Muſik, herausgegeben von Dr. W. Volkmar. Langenſalza, Herm. Beyer Söhne.

481. Jan ten Doornkaat Koolmann, Norden: Wörterbuch der oſtfrieſiſchen Sprache, 3. Band, von J. ten Doornkaat Koolmann. Norden, Herm. Braams, 1884.

487. Conſul W. W. Murphy z. Z. Homburg v. d. H.: Proceedings of the Tenth annual National Conference of Charities and Corrections. By A. O. Wright. Madis, Wisc. Midland Publishing Co., 1884.

489 Franz Knauth, Rector, Mühlhauſen i. Th.: Johannes Bugenhagen, Pomeranus, ein Lebensbild für alt nnd jung von F. Knauth. Berlin, J. A. Wohlgemuth's Verlagshandlung.

Von Kunſtblättern gingen ein:

durch Profeſſor Ille in München: Photographien nach deſſen Gemälden „Excelſior" und „Die Zeit des dreißigjährigen Kriegs".

„ Paul Barfus in München, Stich nach Defregger von P. Barfus (Avant la lettre).

Von Zeitungen und Zeitſchriften gingen in fortlaufender Lieferung ein:

Durch E. A. Seemann, Leipzig: „Zeitſchrift für bildende Kunſt".

„ Prof. Dr. Zarncke, Leipzig: „Literariſches Centralblatt".

„ R. Weber, Baſel: „Helvetia".

„ Prof. Kürſchner, Stuttgart: „Vom Fels zum Meer",

„ „ „ „ „Ueber Land und Meer".

„ die Leopoldino-Caroliniſche deutſche Akademie: „Leopoldina".

„ Prof. Dr. Noll, Frankfurt a M.: „Der Zoologiſche Garten",

„ den Lahnſteiner Alterthums-Verein: „Rhenus".

„ Dr. Fr. Betz, Heilbronn: „Der Irrenfreund".

„ „ „ „ „ „Memorabilien".

„ Prof. Dr. Reelam, Leipzig: „Geſundheit".

„ Dr. Neumayer, Hamburg: „Deutſche Seewarte".

„ F. Seidel, Weimar: „Der Kindergarten".

Digitized by Google

Durch J. Harnischfeger, Frankfurt a. M.: „Frankfurter Schulzeitung".
„ K. Merker, Augsburg: „Der Volkserzieher".
„ Dr. W. Fricke, Wiesbaden: „Reform".
„ den Steiermärkischen Gartenbauverein, Graz: „Mittheilungen".
„ W. von Freede, Bonn: „Hansa".
„ R. Lesser, Frankfurt a. M.: „Deutsche Colonialzeitung."
„ L. Jung, München: „Knabenhort".
„ „ „ „ „Zeitung für Feuerlöschwesen".
„ K. Schwier, Weimar: „Deutsche Photographen-Zeitung."
„ G. Pappenheim, Wien: „Oesterreichisches Handelsjournal"
„ „ „ „ „Montan- und Metallindustrie-Zeitung".
„ „ „ „ „Müller-Zeitung".
„ E. Breslaur, Berlin: „Der Clavierlehrer".

Von den betreffenden Redactionen wurden eingesandt:

„Frankfurter Zeitung."
„Frankfurter Journal."
„Frankfurter Beobachter".
„Frankfurter Börsen- und Handelszeitung".
„Frankfurter Latern".
„Coursblatt des Frankfurter Wechselmakler-Syndikats.
„Die kleine Chronik".
„Wochenrundschau".
„Berliner Bühnen-Moniteur",
„Deutsch-österreichische Theaterzeitung".
„Oesterreichische Badezeitung".

Lektionskataloge und Akademische Schriften sandten ein: die Universitäten Freiburg, Göttingen, Innsbruck, Jena, Prag, sowie die Technischen Hochschulen Braunschweig, Darmstadt, Hannover und Wien.

Lager-Verzeichnisse schickten ein: Baer & Co., J. St. Goar, Lehmann & Lutz, Theodor Völker hier, sowie J. A. Stargart in Berlin, Priewe, ebendaselbst, Gerschel und Anheiser in Stuttgart, Holsteinisches Antiquariat in Kiel.

Digitized by Google

VI. Schlußwort.

Indem wir unsere Genossen wegen weiterer Mitteilung über das genossenschaftliche Leben und namentlich die akademische Thätigkeit auf die demnächst beginnende regelmäßige Berichterstattung verweisen, haben wir denselben noch die Mittheilung zu machen, daß es uns gelungen ist, mit der Redaktion bezw. dem Verlage des „Goethejahrbuchs" ein Abkommen dahin zu treffen, daß unseren Genossen der im laufenden Monat noch zur Versendung gelangende VI. Band dieses Jahrbuches mit einem Nachlasse von 25 pCt. vom Ladenpreise zur Verfügung gestellt werden soll.

Die geehrten Genossen, welche für sich diese Vergünstigung in Anspruch nehmen wollen, werden daher ersucht, den Betrag von 9 Mark nebst 50 Pfg. für Portokosten an die unterzeichnete Stelle gelangen zu lassen, worauf die Uebersendung des Buches unmittelbar erfolgen wird.

Auch machen wir die geehrten Genossen noch einmal darauf aufmerksam, daß Anmeldungen zu der Akademischen Abteilung, bezw. den Unterabteilungen derselben an den unterzeichneten Ausschuß zu richten sind. Nach den Anfängen zu urteilen, darf dem Leben innerhalb der einzelnen Abteilung eine günstige Entwicklung in Aussicht gestellt werden.

Der Akademische Gesamtausschuß des Freien Deutschen Hochstiftes.

VII. Anhang.

Seit Juni 1884 sind unser Genossenschaft als Mitglieder beigetreten:

Herr Ferd. Wilferth, K. Postmeister und Vorstand des Postamts II. in München.
„ Adam Oberländer, Kunstmaler, München.
„ Ant. Georg Zwengauer, Kunstmaler, München.
„ Albin Schieder, K. Obersecretär, München.
„ Karl Zeiß, K. Bayer. Premierlieutnant, München.

Herr Adolph Weſtphal, K. Pr. Ingenieur-Major a. D. Frankfurt a. M.
„ Günther Pettera, Schauſpieler und Regiſſeur, Frankfurt a. M.
„ Karl Klippel, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Moritz Eduard Reis, Buchdruckereibeſitzer, Frankfurt a. M.
„ Auguſt Thaler, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Alexander Achilles, Kaufmann, St. Petersburg.
„ Auguſt Schick, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Peter Amberger, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Franz Wirth, Redacteur des „Patentanwalts", Frankfurt a. M.
„ Karl Hecht, Wechſelagent, Frankfurt a. M.
„ B. Bergmann, Fabrikant, Frankfurt a. M.
„ Dr. E. Philippſon, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ S. Spier, Privatgelehrter, Frankfurt a. M.
„ A. Sabor, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ G. Maier, Bankdirector, Frankfurt a. M.
„ Dr. med. Walther, Frankfurt a. M.
„ J. H. Epſtein, Fabrikant, Frankfurt a. M.
„ Prof. Dr. Ludwig Geiger, Berlin.
„ Otto Puls, Syndicus der Handelskammer, Frankfurt a. M.
„ Prof. Dr. Ludwig Oelsner, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ Heinr. Wettig, Lehrer und Muſikſchriftſteller, Gotha.
„ Joſeph Englert, Generaldirections-Rat, München.
„ Karl Bauſt, Staabsauditeur, München.
„ Julius Hofmann, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Dr. Robert Philippſon, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ E. Ille, Kgl. Akademie-Profeſſor, München.
„ J. G. Laur, Kriegsminiſterial-Secretair, München.
„ Dr. G. P. Junker, Lehrer, Bockenheim.
„ Felix Prager, Amtsgerichtsſecretair, Frankfurt a. M.
„ Dr. Fritz Mayer, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
„ Richard Graul, Künſtler, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Herr Dr. A. Kortegarn, Director der Wöhler-Schule, Frankfurt a. M.
„ Dr. H. Cuers, Gymnaſiallehrer, Frankfurt a. M.
„ Sigmund Iſtel, Frankfurt a. M.
„ Franz Reuter, Kaufmann, Frankfurt a. M.
„ Friedr. Biedenkapp, Lehrer, Frankfurt a. M.
„ Heinrich Mannberger, Priv., Frankfurt a. M.
„ Dagobert Friedländer, Priv., Frankfurt a. M.
„ Dr. J. G. Jung, Oberlandesgerichts-Rat, Frankfurt a. M.
„ E. Peliſſier, Gymnaſiallehrer, Frankfurt a. M.
„ Dr. Paul Holdheim, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
„ Dr. R. Jung, Frankfurt a. M.
„ W. Karraß, Amts-Actuar, Frankfurt a. M.
„ J. G. Claar, Metzgermeiſter, Frankfurt a. M.
„ Dr. G. Könnecke, Kgl. Staats-Archivar, Marburg (Heſſen).
Frau Dr. Adams-Walther, Frankfurt a. M.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Berichte
des
Freien Deutschen Hochstiftes
für
Wissenschaft, Kunst und höhere Bildung
in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M.
herausgegeben
vom Akademischen Gesamtausschusse.

Jahrgang 1884/85. Diese Berichte erscheinen in zwanglosen Lieferungen für die Stiftsgenossen und für befreundete Kreise. **Lieferung 2.**

Inhalt: I. An die Genossen: Bericht des AGA über den gegenwärtigen Stand der Entwicklung. — II. Berichte aus den Abteilungen. — III. Öffentliche Sitzungen mit Vorträgen: 1. Joseph Führich von Dr. V. Valentin. 2. Bericht über die Führich-Ausstellung von Dr. V. Valentin. 3. Die soziale Bedeutung der Krankenversicherung von Dr. Flesch, Stadtrat. 4. Über das Goethe-Jahrbuch Bd. VI von Dr. R. Philippson. 5. Die Genealogie der Goethe's von Dr. L. Holthof. 6. Die Kulturentwicklung Süditaliens von Dr. Gothein. — IV. Bericht des AGA an die Hauptversammlung 14. Juni 1885: der Lehrplan. — V. Geschäftlicher Verkehr. Personalien. — VI. Einsendungen. — VII. Kunstbeilage: Führichs Porträt von E. von Steinle. Lichtdruck von Kühl & Co. hier.

I. An die Genossen.

Der Akademische Gesamt-Ausschuß ist seit seiner Konstituierung im Februar d. J. unausgesetzt bemüht gewesen, den ihm gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Sollte es ihm dabei noch nicht gelungen sein den hohen Zielen, welche sich das Freie Deutsche Hochstift gesteckt hat, so gerecht zu werden wie er es wünscht, so bittet er zu bedenken, daß er nach ganz bestimmten Seiten hin Schranken hat, die zu übersteigen weder ihm noch überhaupt irgend Jemanden möglich ist. Diese Schranken bestehen in erster Linie in der pekuniären Lage unseres Stiftes. Es ist vielfach die Meinung verbreitet, die Mittel des Hochstiftes seien in Folge der Müller'schen Erbschaft ungemessen große und erlaubten reichste Entfaltung von Kräften nach allen Seiten hin. Wir bedauern, daß die im höchsten Grade dankenswerte Schenkung diese Folge nicht haben kann. Die aus ihr gewonnenen

Digitized by Google

Mittel belaufen ſich an jährlichen Zinſen auf die Summe von Mk. 20162. 20. Dazu kommt noch das Hochſtiftsvermögen mit einem Erträgnis von Mk. 2349. Alle übrigen Einnahmen ſind nur Vorausſetzungen und können ſich in ihrem Erträgniſſe ändern. Dahin gehört der Fremdenbeſuch, deſſen Ertrag auf Mk. 6000, der Verkauf von Photographien, der auf Mk. 200, die Einnahme von Mitgliedsbeiträgen, die auf Mk. 4500 und der Einſtandsgelder neu zutretender Mitglieder, die auf Mk. 200 berechnet ſind. Wenn dieſe Anſätze ſich bewahrheiten, ſo iſt für das laufende Jahr ein Geſamterträgnis von Mk. 33411.42 zur Verfügung. Hiervon gehen von vornherein für ein Mitglied der Familie des H. Müller eine Rente, zu deren Zahlung das Hochſtift durch Annahme des Müller'ſchen Legates verpflichtet iſt, ſo wie die Penſion des Herrn Dr. Volger, zuſammen mit Mk. 4200.— ab, Poſten, die freilich über kurz oder lang wegfallen müſſen. Es ſtehen fernerhin für Gehalte von Beamten jetzt Mk. 7610 im Büdget: es iſt keine Frage, daß hier eine Vereinfachung eintreten muß, welche ohne Zweifel zugleich infolge der Konzentrierung eine Mehrleiſtung und Beſchleunigung in der Arbeit herbeiführen wird. Da dies aber mit Perſonenfragen zuſammenhängt, ſo iſt eine ebenſo ſorgfältige wie gründliche Prüfung notwendig, ehe eine endgiltige Entſcheidung ſich treffen läßt. Es kommen ferner die Erhaltungskoſten des Hauſes in Betracht, die jetzt mit Mk. 2000 eingeſtellt ſind, die jedoch in der nächſten Zeit eine Erhöhung erfahren dürften: es hat ſich als notwendig herausgeſtellt, eine gründliche Wiederherſtellung eintreten zu laſſen, welche ſich zugleich die Aufgabe ſtellt, möglichſt den Charakter des Hauſes aus ſeiner Entſtehungszeit zu erhalten, beziehungsweiſe wiederherzuſtellen. Im Zuſammenhange damit ſteht eine des Hauſes würdige Möblierung, die zugleich den zahlreichen Bedürfniſſen des Gebrauches entſprechen muß. Mit beidem iſt bereits ein Anfang gemacht. So iſt es gelungen, einen großen kunſtvoll gearbeiteten Schrank, der nachweislich in der Jugendzeit Goethes hier gemacht worden iſt und ſeitdem in einer und derſelben Familie ſich erhalten hatte, von dieſer ſelbſt zu erlangen: er bildet ein würdiges

Ausstattungsstück des Corneliazimmers und dient zugleich der inzwischen leider ohne besonderen Verschluß gewesenen wertvollen Kunstsammlung des Hochstiftes zum Schutz und zur Zierde. Der nächste Etat wird weitere dahinzielende Vorlagen bringen. Fernerhin weist der diesjährige Etat eine Reihe einmaliger und bleibender Ausgaben auf, welche bewirken, daß für den Etat des Akademischen Gesamt-Ausschusses Mk. 11500 zur Verfügung bleiben. Nun sind aber die Aufgaben des Akademischen Gesamt-Ausschusses sehr mannichfaltig. Die Herrichtung des Lesezimmers hat Mk. 600 in Anspruch genommen, der Jahresbedarf ist auf Mk. 1200 von einer erbetenen höheren Summe herabgesetzt worden. Die Vermehrung des Goetheschatzes darf nur Mk. 1000 in Anspruch nehmen, während ihm zur Ermöglichung eines durch Gelegenheit gebotenen größeren Erwerbes Mk. 1000 zur Disposition gestellt sind. Die Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen kann Mk. 1500 beanspruchen: es gehören dahin solche Unterstützungen, wie sie durch eine Förderung des Goethe-Jahrbuches oder der Führich-Ausstellung geleistet worden sind. Für die Berichte werden Mk. 1500 in Anspruch genommen. Es bleiben schließlich für die Monatssitzungen nach Satz 4 E Mk. 2000 und für die Lehrgänge nach Satz 4 A Mk. 2700 übrig. Mit solchen Mitteln, die sehr bescheiden sind, können natürlich nur bescheidene Resultate erreicht werden, bescheidener als hochfliegende Gedanken beim Durchlesen der Satzungen sie erreicht sehen möchten, aber darum dennoch nicht weniger dem Zwecke der Stiftung entsprechend, wenn auch das Wirken nicht so allumfassend sein kann, wie es in weitestgreifender Art von den Satzungen als schließliches Ziel der Stiftung hingestellt worden ist. Fassen wir die in ihren Hauptposten angeführten Ausgaben vollständig zusammen, so ergeben sich als Gesamt-Ausgaben Mk. 30535.71. Dies von den Einnahmen Mk. 33411.42 in Abzug gebracht, ergiebt freilich einen Überschuß von 2875.71. Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß manche der in Ansatz gebrachten Einnahmen möglicherweise nicht erreicht werden, wodurch dieser Überschuß sich verringern würde; ferner daß irgendwelcher

Überschuß für Unvorhergesehenes stets vorhanden bleiben muß und daß dieser, soweit er für solches nicht in Anspruch genommen wird, seine Verwendung im nächsten Jahre findet, besonders für Erhaltung und Ausstattung des Goethehauses selbst.

Das Einzelne über unsere Vermögensverhältnisse enthält der von der Hauptversammlung im November genehmigte Etat, auf welchen wir hierfür verweisen. Aber auch aus dem Angeführten wird sich leicht ergeben, daß mancherlei Wünsche entweder noch nicht oder voraussichtlich überhaupt keine Erfüllung finden könnten. So dürfte die Anstellung von Dozenten nicht so bald erreicht werden, wenigstens nicht die von mehreren Dozenten. Die Schaffung einer großen Bibliothek, welche alle Fächer gleichmäßig umfaßt, ist unerreichbar, aber auch nicht notwendig, da hier schon andere bedeutende Bibliotheken existieren. Wir werden uns also auf eine Spezialität, die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts im Anschluß an Goethe (Goethe-Bibliothek) beschränken dürfen; damit ist jedoch schon ein sehr weites Gebiet gegeben. Andererseits sollen die Leistungen des Hochstifts vielseitig sein, so daß eine Fülle von Aufgaben an uns herantreten, deren durch die Satzungen gegebene Berechtigung die Art der Verwendung der Geldmittel von vornherein gegen den Vorwurf der Zersplitterung schützt: in der That geht unser Bestreben darauf aus, nur das Notwendigste aus dem großen Thätigkeitsgebiete zu bearbeiten, um innerhalb der mannichfaltigen Ziele doch die Kräfte möglichst zusammen zu halten.

Da sich die Verhältnisse durch die erstrebten Vereinfachungen voraussichtlich dennoch nicht so sehr ändern werden, daß die Zuweisungen an den Akademischen Gesamt-Ausschuß wesentlich größer sein können, so dürfen auch die Erwartungen, welche an dessen Leistungen sich knüpfen, das Maß der ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht überschreiten. Es wird vielmehr in erster Linie an die Opferwilligkeit der Mitglieder zu appellieren sein, daß sie ihre geistigen Kräfte dem Stifte bereitwillig zur Verfügung stellen. Es wird darauf hinzuarbeiten sein, daß die vom Hochstifte gewährten Gegenleistungen nicht über das ortsübliche

Digitized by Google

und notwendige Maß hinausgehen, daß aber auch nur wirkliche Leiſtungen eine Gegenleiſtung finden, damit jeglicher Gedanke ausgeſchloſſen bleibt, als könne das Vermögen des Hochſtiftes Gelegenheiten für Ruheposten oder für verlockenden reichlichen Erwerb darbieten. Gerade in dieſer Richtung wird die Aufgabe des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes eine beſonders ſchwierige ſein. Wären die Mittel da, Dozenten anzuſtellen, welche ihre Geſamtthätigkeit dem Hochſtift widmen könnten, ſo wäre von vornherein manche Schwierigkeit gehoben. Wenn dies aber auch nur in beſchränktem Maße erreicht würde, ſo könnte damit in einem Hochſtiftsbeamten eine Triebkraft für die wiſſenſchaftliche Thätigkeit gewonnen werden, die jetzt vollſtändig fehlt: wir ſind augenblicklich im Weſentlichen auf die freiwillige Hilfe von Männern angewieſen, die über ihre Berufsthätigkeit hinaus dem Hochſtift ihre Arbeit aus Intereſſe für die Sache widmen. Hier kann nichts *verlangt* werden: es muß vielmehr das freiwillig Geleiſtete mit Dank angenommen werden. Und glücklicherweiſe können wir ſagen, daß uns ſolche freiwillige Leiſtungen in erfreulichſter Weiſe zur Verfügung geſtellt worden ſind. Mit ganz beſonderer Freude verzeichnen wir die Leiſtungen der Abteilung für ſoziale Wiſſenſchaften (Sz W). Es hat ſich ſehr ſchön gefügt, daß ſich ein ſchon beſtehender Verein mit geordneter Thätigkeit dem Hochſtifte als Abteilung angegliedert hat — ein Vorgang, dem wir um ſo mehr Nachahmung wünſchen möchten, als hierdurch nicht nur die beſonderen Beſtrebungen in dem Hochſtift einen bedeutungsvollen Rückhalt und eine wertvolle Erweiterung ihres Arbeitsgebietes finden, ſondern auch das Hochſtift einen weiteren Schritt zu der univerſellen Bedeutung macht, welche bei ſeiner Stiftung als Ziel vorgeſchwebt hat. Es iſt mit der ſo ermöglichten Bildung der Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW) ein Mittelpunkt für dieſe beſonderen Beſtrebungen gewonnen, der hier bisher noch gefehlt hatte und den ein einzelner Verein nicht in gleicher Weiſe geben kann, weil er leicht in eine einſeitige Richtung geraten könnte, die durch ſeine Verbindung mit der Geſamtheit des Hochſtifts von vornherein ausgeſchloſſen iſt. Zugleich aber

Digitized by Google

hat der ſozialwiſſenſchaftliche Verein als Abteilung für ſoziale Wiſſenſchaften in dem Hochſtifte den nicht zu unterſchätzenden Vorteil erlangt, daß ihm in unſerem Leſezimmer die wichtigſten Zeitſchriften ſeiner Wiſſenſchaft zu Gebote geſtellt ſind und daß unter die vom Hochſtifte veranſtalteten Lehrgänge ein ſolcher aus ſeinem ſpeziellen Gebiete eingereiht werden konnte, der zugleich der erſte öffentliche wiſſenſchaftliche Lehrgang auf dieſem Gebiete dahier war. Durch die Abteilung aber können auch die Einſendungen dieſes Gebietes ihre Verarbeitung finden, womit für beide Teile ein wertvoller Zuwachs ihrer Wirkſamkeit ſich ergiebt. Weiterhin hat die Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K) eine in Betracht der kurzen Zeit ihres Beſtehens erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, die wiederum einem einzelnen Vereine nicht möglich geweſen wäre. Sie hofft dadurch nicht nur mancherlei Anregung gegeben, ſondern auch der Einſicht Raum verſchafft zu haben, daß der Rückhalt, welchen das Hochſtift bietet, zur Förderung und Belebung der das Geſamtgebiet der Bildkunſt umfaſſenden Beſtrebungen ein höchſt wertvoller iſt; eine Konzentrierung, eine einheitliche Verfolgung des Zieles erſcheint aber von ganz beſonderer Bedeutung, je mehr der Zuſammenhang der Künſte und ihr Miteinanderwirken von den Vertretern der einzelnen Richtungen als ein belebendes und zugleich jeden Einzelnen auf ſeinem beſonderen Gebiete förderndes Element erkannt wird. Auch die Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (Sch W) ſowie die für Geſchichte (G) hat ihre Arbeiten begonnen. Dieſe Arbeiten der Abteilungen ſind naturgemäß doppelter Art. Entweder verſammeln ſich die Mitglieder einer Abteilung zu einer internen Sitzung, um ihre Angelegenheiten zu erörtern, die ihnen vom Akademiſchen Geſamt-Ausſchuß zugewieſenen Berichte zu beraten und darüber zu beſchließen, die an den Akademiſchen Geſamt-Ausſchuß zu ſtellenden Anträge zu behandeln ſowie die laufenden Arbeiten, wie die Berichterſtattung über Bücher und ſonſtige Eingänge, die jedesmal der betreffenden Abteilung zugewieſen werden, zu erledigen. Oder ſie verſammeln ſich zu öffentlichen Sitzungen, zu welchen alle Mitglieder der wiſſenſchaftlichen Abteilungen geladen ſind: ſelbſtverſtändlich ſind

auch andere Mitglieder des Hochstiftes stets willkommen und zu erscheinen berechtigt. Hier kommen in Form von Berichten, Vorträgen und Vorlagen solche Gegenstände zur Behandlung, welche von weitergreifendem Interesse sind und geeignet sein möchten, die Hochstiftsmitglieder über wichtigere, das Einzelgebiet eben bewegende Fragen zu orientieren. Erheben sich Fragen, von denen es wünschenswert erscheint, daß sie in größerem Kreise behandelt werden, so ergiebt sich hieraus das Material für die öffentlichen Gesamtsitzungen nach Satz 4 E, sei es, daß eine einzelne Frage in künstlerisch abgerundetem Vortrage zur Behandlung kommt, sei es daß kürzere Berichte zur Anregung von Diskussionen gegeben werden. Die Vorträge in Gesamtsitzungen eignen sich zugleich ganz besonders dazu, auswärtige Mitglieder und Freunde des Hochstiftes zur Teilnahme an den Arbeiten des Hochstiftes heranzuziehen, ohne daß damit hier wohnende Mitglieder ausgeschlossen wären.

Noch sind wir im Anfange dieser ganzen Organisation. Die Erfahrung wird lehren müssen, ob das Bedürfnis mehr oder weniger, ob es dieses oder anderes verlangt. Die Satzungen zeigen die Ziele. Aber sie schreiben nicht eigensinnig die Wege vor, auf welchen allein diese Ziele erreicht werden könnten. Die Wege zu finden und zu prüfen wird die nächste Aufgabe gemeinsamer Arbeit sein. Jeder, der mit Hand anlegen will, ist willkommen und sein Rat und seine Wünsche sollen gehört und wenn möglich berücksichtigt werden. Niemand aber kann mit dem berechtigten Anspruch hervortreten, daß er größere Erfahrung hätte, daß sein Erwägen und Meinen notwendig und sicher das Bessere und Richtigere böte: es giebt Niemanden, der eine solche Stiftung mit diesen Bestrebungen und Zielen einerseits, diesen Mitteln andrerseits schon geleitet hätte. Auch wir bescheiden uns, das durch unsere Erwählung in uns gesetzte Vertrauen nach bestem Eifer und redlichstem Bestreben nach Maßgabe der Satzungen rechtfertigen zu wollen; wir glauben aber nicht bereits weiter zu sein als bei dem sorgfältigen Suchen nach dem Besten. Wir werden daher jede Erfahrung zu nützen suchen, sind aber der Ueberzeugung, daß es noch mannichfaltiger

Digitized by Google

Erfahrung bedürfen wird, bis wir werden ſagen können: dies iſt der feſt und ſicher einzuſchlagende richtige Weg. Wir bitten daher um Vertrauen, Geduld und Mitarbeiten.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

II. Berichte aus den Abteilungen.

Die ſämtlichen Abteilungen ſind in Thätigkeit getreten. Sie werden hier in der alphabetiſchen Folge ihrer abgekürzten Bezeichnungen aufgeführt.

1. Abteilung für Geſchichte (G).

Die Abteilung trat am 9. Mai zu einer internen, am 22. Mai zu einer öffentlichen Sitzung zuſammen. In dieſer Sitzung, in welcher auch Gäſte anweſend waren, teilt der Vorſitzende, Herr Dr. Grotefend, mit, daß die Abteilung beſchloſſen habe, wenn irgend möglich jedesmal am vorletzten Freitag des Monats Abends 7 Uhr im Goethehauſe zuſammenzukommen. Die Arbeiten ſollten ſich nicht, wie es bei dem hier beſtehenden Verein für Geſchichte und Altertum der Fall ſei, an die lokale Forſchung anſchließen, ſondern das ganze Gebiet der Geſchichtswiſſenſchaft umfaſſen: eben dieſer Umſtand laſſe es berechtigt erſcheinen, daß neben den Verein, der ein allgemeineres Publikum zu berückſichtigen habe, noch dieſe rein wiſſenſchaftlich gedachte Abteilung für Geſchichte trete. Dieſer Gedanke wurde von den zahlreichen Anweſenden beſonders freudig begrüßt; es ward allſeitig anerkannt, daß eine Mitteilung eigner Forſchung in anſpruchsloſer Form aber vor einem Kreiſe von Fachgenoſſen für alle Teilnehmer nur ſehr anregend und fördernd ſein könne.

Zunächſt lenkte Herr Profeſſor Dr. Oelsner die Aufmerkſamkeit der Abteilung auf eine Thatſache, die für die geſamte Geſchichtswiſſenſchaft von hervorragendem Intereſſe iſt. Die „Bibliotheca historica“ iſt ſeit den dreißig Jahren ihres Beſtehens zu einem immer nützlicheren, ja faſt unentbehrlichen Hilfsmittel hiſtoriſcher Studien geworden. Sie gewährt in halbjährigen Heften eine ſyſtematiſch geordnete Überſicht aller deutſchen und aller einigermaßen wichtigen ausländiſchen Erſcheinungen der

Geſchichtswiſſenſchaft. Indem ſie ſo einerſeits die neuen Publikationen ſchon wenige Monate nach ihrem Erſcheinen in einer Vollſtändigkeit, wie ſie auf keinem anderen Wege erreicht wird, zur Kenntnis der Intereſſenten bringt, erwächſt ſie andererſeits zu einem bibliographiſchen Nachſchlagewerk, das jeden Spezialforſcher über die Literatur ſeines Gebiets auf das erwünſchteſte orientiert.

Da das Unternehmen der Verlagshandlung (Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen) einen jährlichen Zuſchuß von 500 M. auferlegte, appellierte ſie ſchon 1881 an eine Unterſtützung aus öffentlichen Mitteln reſp. von Seiten der deutſchen Hiſtoriker, leider jedoch an ſo verborgener Stelle, daß dieſer Aufruf wohl ſelbſt den meiſten Benutzern der Bibliotheca entging. Das gleiche Loos hatte gewiß auch eine warme Befürwortung der Sache in den wenig verbreiteten „Mitteilungen aus der hiſtoriſchen Literatur". Das Reſultat war, daß das Unternehmen mit dem Ende des Jahres 1882 abgebrochen wurde.

Es bedürfte nun gewiß nur einer neuen thatkräftigen Anregung, um die Verlagshandlung zur Wiederaufnahme des ihr ſelbſt liebgewordenen wichtigen Werkes zu veranlaſſen und das Hochſtift würde ſich ohne Zweifel um die Wiſſenſchaft verdient machen, wenn es dazu die Initiative ergriffe.

Die Abteilung drückte ihre volle Zuſtimmung zu dieſer erfreulichen Anregung aus. Betreffs des Wegs, der zur Erreichung des Zieles einzuſchlagen ſei, einigte man ſich dahin, daß man ſich zunächſt mit der Verlagsbuchhandlung in Verbindung zu ſetzen habe, um zu erfahren, ob ſie, falls ihr die damals für nötig erachtete Summe geſichert werde, geneigt ſei, das Unternehmen fortzuführen; dann ſolle man ſich mit den hiſtoriſchen Vereinen Deutſchlands in Verbindung ſetzen, um ſie für die Sache zu intereſſieren, beſonders aber die Vereine, welche dem hiſtoriſchen Geſamtverein angehörten, veranlaſſen, ihre Vertreter für die nächſte Generalverſammlung mit Vollmacht zu verſehen. Damit aber ein praktiſcher Anfang gemacht werde, richtete die Abteilung an den AGA den Antrag: Der AGA wolle für das Jahr 1885 M. 50 zur Ermöglichung der Wiederherausgabe der Bibliotheca

historica bewilligen." Es ist dabei in Aussicht genommen, daß, wenn auf anderer Seite genügende Unterstützung gefunden wird, dieser Beitrag ein jährlicher wird.*)

Herr Stadtarchivar Dr. Grotefend legte sodann den ersten Band der „Quellen zur Frankfurter Geschichte" vor, der die Frankfurter Chroniken des Mittelalters enthält. Die „Quellen" sind eine durch Vermächtnis von J. Fr. Böhmer ermöglichte Publikation, die, von dem Referenten geleitet und herausgegeben, in etwa 5 bis 7 Bänden die chronikalischen und urkundlichen Nachrichten über Frankfurt in streng wissenschaftlichem Gewande zusammenfassen wird. Der erste Band ist von Herrn Dr. R. Froning bearbeitet. Es handelte sich dabei nicht nur darum, das Alte in neuer, meist originaler Form wiederzugeben, sondern auch alles seither Neugefundene an chronikalischem Material zu veröffentlichen und — worauf besonders Wert gelegt werden muß — in zahlreichen Anmerkungen den Inhalt des Stadtarchivs möglichst erschöpfend zur Erhärtung, Ergänzung, oft auch Berichtigung heranzuziehen. Der zweite Band der „Quellen" wird die „Chroniken des XVI. Jahrhunderts" in Bearbeitung des Herrn Dr. R. Jung enthalten, 3 Bände sind für Regesten und Urkunden bestimmt, deren Bearbeitung sich der Herausgeber unter Beihilfe des Herrn H. von Nathusius vorbehalten hat; die beiden letzten Bände werden Quellen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts enthalten.

Da am 19. Juni, dem vorletzten Freitag des Juni, der Vorsitzende der Abteilung amtlich abwesend sein wird, so beschloß die Abteilung, für diesen Monat den letzten Freitag zu ihrer Zusammenkunft zu wählen. Diese wird also Freitag den 26. Juni Abends 7 Uhr im Goethehause stattfinden.

---

*) Der AGA hat in seiner Sitzung vom 29. Mai diesen Antrag der Abteilung G angenommen und ihr anheimgegeben, das Weitere einzuleiten und ihm von dem Erfolge Bericht zu erstatten, damit bei günstigem Erfolge die Einstellung des Betrages als eines sich regelmäßig wiederholenden Postens in den Etat erfolgen kann.

Digitized by Google

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Die Abteilung trat zu ihrer Konstituierung am 5. Februar zusammen. Bei der Wahl eines Vorsitzenden handelte es sich zunächst um eine prinzipielle Entscheidung. Die Abteilung zählt eine Reihe hervorragender auswärtiger Kunstgelehrter zu ihren Mitgliedern, und es hätte eben so sehr nahe gelegen eine solches Mitglied an die Spitze zu stellen, um ihm dadurch eine Anerkennung auszusprechen, wie es für die Abteilung selbst nur hätte förderlich sein können, wenn ein allgemeiner bekannter Namen auch den weitesten Kreisen die Thatsache ihrer wissenschaftlichen Richtung verkündet hätte. Es war jedoch in Betracht zu ziehen, daß aus den Vorsitzenden der Abteilungen der Akademische Gesamt-Ausschuß gebildet wird und daß es im höchsten Grade wünscheswert sei, wenn dessen Mitglieder auch thatsächlich in der Lage wären möglichst zahlreich zu erscheinen: dies aber wird durch eine Reise aus der Nachbarschaft erschwert, bei weiterer Entfernung einfach unmöglich. Es kam aber weiter in Betracht daß der Vorsitzende wesentlich die Aufgabe hat, den hier lebenden Stamm der Mitglieder, welche die persönliche Arbeit zu leisten haben, zu einer allseitigen Teilnahme anzuregen: erst wenn sich eine lebhafte örtliche Teilnahme und Arbeit gestaltet, werden die auswärtigen Mitglieder geneigt sein auch ihrerseits der Abteilung ihr Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Man hielt es daher im Interesse der Förderung der Arbeiten in der Abteilung, daß sie zum Vorsitzenden sowie zu dessen Stellvertreter Ortsansässige wählte, womit in keiner Weise etwas andres als ein praktischer Gesichtspunkt berücksichtigt werden sollte. Die nach Feststellung dieses Prinzipes vorgenommene Wahl ergab als Vorsitzenden Herrn Dr. V. Valentin, als stellvertretenden Vorsitzenden Herrn Professor O. Sommer. Zum Schriftführer wurde Herr H. Junker und, da dieser aus Gesundsheitsrücksichten ablehnen mußte, in der folgenden Sitzung Herr R. Sauerlaender gewählt.

Am 23. Februar fand die erste interne Sitzung statt, welche von allen ortsansässigen Mitgliedern besucht war. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß es notwendig sei sich über

einen Arbeitsplan klar zu werden. Als natürliche Gegenstände ergäben sich hierfür Mitteilungen über die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft, Ausstellungen und Vorzeigen hervorragender neuerer Werke unter Hinweis auf ihre Eigentümlichkeiten, Forschungen und Mitteilung der Arbeiten der Mitglieder der Abteilung hier und auswärts. Es sei dabei auf die verschiedenen Zweige der Kunst gebührende Rücksicht zu nehmen. Die Aufgabe der aus dieser Arbeit sich ergebenden öffentlichen Sitzungen bestehe darin, zwischen praktischer Kunst und Kunstwissenschaft einerseits und dem Publikum andrerseits ein Zwischenglied zu bilden, so daß das Interesse des Publikums genährt und erhöht, die Leistungen besonders der praktischen Kunst ihm näher gerückt und bekannt gemacht würden. So könne der Zweck des Hochstiftes, welches der Pflege und Förderung der Wissenschaft, Kunst und höheren Bildung gewidmet sei, und zugleich eine Förderung der Bestrebungen der arbeitenden Mitglieder des Hochstiftes selbst erreicht werden. Nachdem noch von andrer Seite darauf hingewiesen war, daß besonders das Kunstgewerbe als derjenige Zweig mit hereingezogen werden müsse, der am Besten geeignet sei, das Verständnis und das Interesse für die Kunst überhaupt zu wecken, wie das gerade die Entwicklung in den letzten Jahren bewiesen habe, und der Vorsitzende erklärt hatte, daß die Pflege des Kunstgewerbes selbstverständlich in die Arbeiten der Kunstabteilung eingeschlossen sei, die Abteilung aber suchen müsse die verschiedenen Zweige möglichst gleichmäßig zu pflegen, brachte er einen von der Abteilung sodann angenommenen Antrag vor, eine Ausstellung von Werken Führichs betreffend. Das Nähere hierüber giebt der Abschnitt „Bericht über die Führichausstellung."

Am 13. April fand die erste öffentliche Sitzung der Abteilung K statt. Der Vorsitzende legte, nach Erläuterung des Zweckes dieser Sitzungen, zunächst eine wertvolle Einsendung vor, den neu erscheinenden „Anzeiger des germanischen Nationalmuseums" (Band I, Heft 1. 154 S., Jahrgang 1884). Er wies darauf hin, daß hier, wo „das germanische Nationalmuseum ein neues Organ begründet", eine ausführliche Geschichte seiner

Entstehung gegeben sei, begleitet von interessanten Beilagen (Grundriß und Gesamtansicht), sowie daß eine eingehende, von Illustrationen unterstützte Beschreibung der reichen Sammlung durch alle zwölf Nummern dieses Heftes ginge, welches außerdem noch eine sorgfältige Chronik des Museums, sowie eine Fundchronik als regelmäßig wiederkehrende Rubriken enthalte. Im Anschluß hieran seien die „Mitteilungen aus dem germanischen Museum" (Band I, Heft 1, Jahrgang 1884) erschienen, welche eine Fülle wertvollen, reich mit Illustrationen ausgestatteten Materials böten, sowie endlich ein „Katalog der im germanischen Museum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit" (mit Abbildungen). „Vom 12. Jahrhundert, also fast von der Entstehung dieses Kunstzweiges, an bieten die Hunderte von ganzen Tafeln und Bruchstücken eine zusammenhängende Illustration der Geschichte der Glasmalerei, sowohl der aufsteigenden Entwicklung als des Verfalls und zuletzt der Verwahrlosung bis zum vollständigen Erlöschen, welches merkwürdigerweise erst gerade mit dem Wiederaufleben zusammenfällt." Und in der That zeigen die sehr zahlreichen Abbildungen diese Entwicklung in sehr schöner und dankenswerter Weise im Überblick auch denen, welche dem Orte des Museums ferne sind. Hierauf teilte der Vorsitzende seine Auffassung über die auf der Basis der Lenormant'schen Athenestatuette befindlichen Darstellungen mit. Er erkennt darin Gruppen aus dem Parthenonfriese, durch welche der Künstler, der bei der Kleinheit des Raumes auf Wiedergabe der am Originale befindlichen Szenen verzichten mußte, dennoch auf den Zusammenhang mit der im Parthenon befindlichen Statue des Phidias hinwies. Er erklärte die Gruppe links vom Beschauer als einen Krieger zu Wagen, gegen dessen Pferd sich ein Vorhergehender hemmend umwendet, die Gruppe in der Mitte als die Übergabe des Gewandes der Göttin, welche als der bedeutungsvollste Moment des ganzen Zuges für die Charakterisierung besonders geeignet war, während die minder deutliche Gruppe rechts die Herbeiführung eines Opfertieres zu sein scheine. So seien die Hauptmomente des Zuges, die Überreichung des Gewandes sowie die Huldigung der

Bevölkerung in abkürzender aber deutlicher Weise wiedergegeben und die Statuette dadurch klar als Nachbildung der im Parthenon befindlichen Athenestatue bezeichnet gewesen, d. h. als die Stadtgöttin, welcher die Vertreter der Stadt zu huldigen kommen. Der Vortragende wies dies im Einzelnen in einem zur Ansicht aufgestellten Gipsabguß nach und bemerkte, daß man nur nach einem solchen, nicht aber nach Abbildungen urteilen dürfe, weil auf diesen die Gruppen, da sie vom Zeichner nicht verstanden wären, bis zur Unkenntlichkeit entstellt seien; höchstens die Gruppe des Wagenfahrers sei zu erkennen. Hierauf hielt Herr Otto Donner von Richter einen Vortrag über die „Enkaustische Malerei der Alten." Er äußerte sich etwa in folgender Weise:

Während die Fresko- und die Tempera-Malerei sich in ununterbrochener Ausübung von dem frühesten Altertum bis auf unsere Tage erhalten haben, ist die enkaustische Malerei der Alten durchaus untergegangen, ja keiner der alten Schriftsteller hat uns ein genügend klares Bild ihrer technischen Ausübung hinterlassen. In den Angaben derselben ist schon angedeutet, daß allgemach etwas an ihre Stelle trat, was den Technikern zweckmäßiger erschien oder ihrer Leistungsfähigkeit mehr entsprach. In der That fallen die letzten schriftstellerischen Erinnerungen an dieselbe, ungefähr im VI S. p. Chr. im Corpus juris, mit den ersten schriftstellerischen Nachrichten über die Anwendung trocknender Öle, namentlich des Leinöles, zusammen, welches letztere die Alten gar nicht bereiteten, während sie wohl die trocknenden Nuß- und Mohnöle kannten, sie aber nur zu medizinischen Zwecken verwendeten, da zu allen andern das reichlich produzierte Olivenöl alle anderen Öle zurückdrängte. Thatsächlich hat die aufkeimende Ölanstreicherei sehr rasch diesem früher mit Wachs ausgeführten technischen Verfahren ein Ende bereitet und die Ölmalerei vorbereitet.

Kann es unter solchen Umständen einen Wert für uns Neuere haben, die Enkaustik der Alten erneut ins Leben rufen zu wollen? Es ist sehr zu bezweifeln. Trotzdem aber sind seit der Mitte des vergangnen Jahrhunderts bis auf unsere Tage

ſtets neue Verſuche gemacht worden ſie zu reſtituieren. Am 29. Juli 1755 trug Graf Caylus in der Académie des Inscriptions zu Paris ſeine neu erfundene Methode der Enkauſtik vor, in welcher er jene der Alten wieder entdeckt zu haben glaubte, nachdem er ſchon 1754 einen von dem Maler Vien nach ſeiner Methode gemalten Kopf einer Minerva hatte ausſtellen laſſen; nach 130 Jahren, gegen Ende 1884, wurde in Paris wieder ein Reſtitutionsverſuch von dem Bildhauer und Maler Cros und Herrn Henry, Bibliothekar an der Sorbonne*) gemacht. Zwiſchen dieſen beiden Verſuchen liegen viele andere, die alle von ihren Erfindern als die ächte Methode der Alten bezeichnet wurden, auch faſt alle zu ihrer Zeit Freunde und Bewunderer fanden, aber ſchließlich alle die klägliche Todesart gänzlichen Vergeſſens erdulden mußten. Die Ölmalerei mit ihren unerſchöpflichen Hilfsmitteln und ihrer bequemen Ausübungsweiſe ließ dieſe mangelhaften Verfahren nicht neben ſich aufkommen.

Indeſſen waren dieſe Beſtrebungen inſofern nicht fruchtlos, als aus ihnen einige ganz neue Verfahrungsweiſen hervorgingen, wie die de Montabert'ſche und die Fernbach'ſche, die ſich ſehr ähnlich ſind, und eigentlich Harz-Wachsmalereien genannt werden ſollten, da das Wachs nur eine mitwirkende, nicht die Hauptrolle dabei ſpielt und auch das Einbrennen vorzugsweiſe nur für Grundierung der Mauer wichtig iſt, während die Malerei ſelbſt auch ohne Einbrennen beſtehen kann, ja meiſt ohne dasſelbe beſſer wirkt.

Wie aber war das Verfahren der Alten bei ihrer enkauſtiſchen Malerei? Der Vortragende wird das Reſultat ſeiner eigenen Forſchungen auf dieſem Gebiete, welche er 1868 veröffentlichte**), in Folgendem kurz entwickeln, da er die An-

*) L'encaustique et les autres procédés de peinture chez les anciens, histoire et technique par Henry Cros statuaire et peintre et Charles Henry, bibliothécaire à la Sorbonne. Paris, librairie de l'Art. J. Rouam. 1884.

**) Die antiken Wandmalereien in techniſcher Beziehung unterſucht und beurteilt von Otto Donner, Maler, in Helbigs: Wandgemälde der vom Veſuv verſchütteten Städte Campaniens. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1868. Daſelbſt auch als Separat-Abdruck erſchienen 1869.

ſchauungen der Herren Cros und Henry nicht in Übereinſtimmung mit dem Quellen-Material findet.

Die wichtigſte Nachricht, die wir über die Enkauſtik der Alten beſitzen, gibt uns Plinius in folgendem Satze: encausto pingendi duo fuisse antiquitus genera constat: cera et in ebore cestro id est verriculo; donec classes pingi coepere; hic tertium accessit resolutis igni ceris penicillo utendi.

Ganz klar iſt die dritte Methode geſchildert. Man ſchmolz Wachs über dem Feuer, ſetzte Farbenpulver hinzu und ſtrich die Farben heiß mit dem Pinſel auf. Selbſtverſtändlich konnte dies nur eine Malerei in Lokaltönen und Umriſſen ſein, da das raſche Erſtarren eine maleriſche Ausführung unmöglich macht.

Die Stelle: cera, et in ebore, cestro id est verriculo, überſetzt der Vortragende folgendermaßen: vermittelſt Wachs, auch auf Elfenbein, mit dem Ceſtrum, d. h. dem Verrieulum. Er erkennt bei beiden Arten das Ceſtrum oder Verriculum als ausführendes Inſtrument, das Wachs als Vehikel für die Farbſtoffe, in der erſten Art aber, als zu bekannt vorausgeſetzt und deshalb nicht erwähnt, die Holztafel als Material, auf welches gemalt wurde; in der zweiten Art im Gegenſatz zu der Holztafel das Elfenbein, welches als Ausnahme beſonders erwähnt werden mußte. Dieſe Auffaſſung wird dadurch unterſtützt, daß Plinius im 35. Buche, bei ſeiner Aufzählung der berühmteſten griechiſchen und römiſchen Maler, ſtets erwähnt, ob ſie mit dem Pinſel oder mit dem Ceſtrum auf ihre Holztafeln (tabulae) malten, oder ob ausnahmsweiſe auf Elfenbein, was er nur von Dauen erwähnt. Wie aber ſah das Ceſtrum oder das Verriculum aus? Der Vortragende leitet die Benennung Ceſtrum von κεστρον oder κεστρος, dem griechiſchen Namen der Betonica-Pflanze, ab, die ein lanzettförmiges Blatt mit gezahntem Rande und langem Stiele hat; dies ſtimmt der Form nach mit der Waffe, die Heſychius Alexand. κεστρος nennt, und welche Livius XLII, 65 als cestrosphendone und ebenſo Suidas (Polybii reliquiae lib. XXVII, 9) als Schleuder-Pfeil bezeichnet; der lange Stiel und die lanzettförmige Spitze wiederholen ſich alſo in dieſer Waffe. Wir erhalten damit eine Form, welche faſt genau die der Pflaſter-

meſſer iſt, welche zahlreich in Pompeji gefunden worden ſind. In der That iſt deren Zweck ein ähnlicher. Das gefärbte Wachs mußte, um mit einem ſolchen Inſtrument aufgetragen werden zu können, ungefähr die Konſiſtenz unſeres Modellierwachſes haben. Dieſelbe erreicht man durch einen geringen Zuſatz von Olivenöl zu dem puniſchen Wachs, welches, mit Nitrum (kohlenſaurem Natron) bereitet, ſich durch dieſen Ölzuſatz zu einer ſehr duktilen Maſſe geſtaltet, die kalt aufgetragen wird. Um dieſelbe bequem zu bearbeiten, iſt die Zahnung des Randes des Ceſtrums durchaus nötig; die Herren Cros und Henry erkennen dieſe von dem Vortragenden zuerſt ausgeſprochene Anſicht als richtig an, kopieren deſſen erklärende Tafeln, und ließen ſich ihre Inſtrumente ähnlich formieren. Der Vortragende fügt noch eine von ihm vorgeſchlagene Erklärung des Wortes verriculum hinzu. Die Handſchriften bringen die Form verriculum, vericulum, viriculum. Die Philologen hielten dieſes Wort, das ſie nicht zu erklären vermochten, für eine Verderbung von veruculum, kleiner Bratſpieß, und daraufhin gründeten Viele die ſeltſamſten Anſchauungen über dieſe Technik. Der Vortragende hält die Form verriculum für die richtige, denn ſie gibt einen Sinn, gibt dieſelbe Bedeutung wie Keſtron. Wie vehiculum von veho, vexi, vectum, ſo leitet er ſie von verro, verri, versum ab. Verriculum iſt demnach ein gezahntes Inſtrument, ein Furch- oder Scharr-Eiſen, zum Furchen, Abſtreichen der aufgetragenen Wachspaſten, reſp. um Aufhäufungen wegzunehmen. Das Einbrennen erklärt der Vortragende nur als eine Notwendigkeit, um die Oberfläche des Bildes von den Furchen und dem ungleichen Auftrage zu befreien und zu einer gleichmäßigen zu geſtalten »ut peraequetur«, wie ſich Plinius und Vitruv bei der Schilderung der Kauſis, d. h. dem Einbrennen des mit Wachs überzogenen Zinnoberanſtriches, ausdrücken. Auch den Zuſatz eines balſamiſchen Harzes, z. B. des Chio-Terpentins, hält der Vortragende auf Dioskorides lib. I, c. XCIV., geſtützt für möglich; er macht das puniſche Wachs zu einer angenehm duktilen Maſſe bei kaltem Auftrag.

Der Vortragende verwirft als ganz willkürlich die Zumiſchung

harter Harze zu dem Wachs, die der Abbate Requeno zuerst erfand, und welche ihm die Herren Cros und Henry entlehnen. Sie erfordert ein beständiges Arbeiten mit heißen Instrumenten, was gegen den Sinn verschiedener Textstellen alter Autoren geht. (Seneca Epist. 121. Vitr. l. VII, c. IX. Plin. XXXV, 147 etc.). Ebenso verwirft er als gegen den Sinn der Ueberlieferung die Benutzung des Pinsels und geschmolzenen Wachses zu der ersten Art der von Plinius geschilderten enkaustischen Malerei, wie auch die Auflösung des Wachses in heißem Wasser, welche Graf Caylus vorschlug, ebenso auch die durch Verseifung, die Bachelier, Calau und Andere versuchten. Alle diese Verfahren können als eigene Erfindungen der Betreffenden bezeichnet werden, nicht aber als Restitution des Verfahrens der Alten, wie es aus deren schriftlichen Ueberlieferungen hervorgeht.

Die von Herrn Henry als antike, enkaustische Bilder bezeichneten Porträts der Familie Soter in den Sammlungen des Louvre erklärt der Vortragende nach seinen genauen Untersuchungen derselben als Temperamalereien, als welche sie sich trotz des darüber gelegten Firnisses jedem Sachverständigen zu erkennen geben. Die sogenannte Muse von Cortona, die Herr Henry auch für ein antikes enkaustisches Bild hält, hat der Vortragende nicht gesehen, kann somit kein positives Urteil aussprechen. Aber zuverlässige Kenner halten das Bild für ein Ölbild aus der Renaissanceezeit und die angebliche Auffindung mit etruskischen Antiquitäten für eine Fabel. Nach der Photographie zu urteilen ist der Vortragende aber geneigt, sich letzterer Ansicht anzuschließen. (Eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes erscheint demnächst in den „Praktischen und chemisch-technischen Mitteilungen für Malerei und Baumaterialienkunde" in München).

Zum Schluß legte der Vorsitzende eine reiche Sammlung von Stichen, Heliogravüren und Photogravüren vor, welche die Prestel'sche Kunsthandlung durch Herrn Günther, Mitglied der Abteilung K, zur Verfügung gestellt hatte. Es sollten die verschiedenen älteren und neueren Reproduktionsverfahren zur An-

Digitized by Google

ſchauung und Erläuterung kommen, beſonders zur Darlegung der mechaniſchen Verfahren in ihrem Verhältniſſe zu den künſtleriſchen des Stiches und der Radierung. Da die Zeit ſchon ſehr vorgerückt war, mußte die eingehende Betrachtung verſchoben werden.

3. Abteilung für Allgemeine Naturwiſſenſchaften (N).

Die Abteilung trat am 8. April zuſammen, gab die Eingänge an Mitglieder der Abteilung zum Referate und beſchloß Anträge betreffs zu haltender Vorträge zu ſtellen.

4. Abteilung für Schöne Wiſſenſchaften (SchW).

Die Abteilung hielt ihre erſte Sitzung am 8. Mai. Der Vorſitzende, Herr Dr. Jordan, legte der Abteilung zwei ausführliche Gutachten über Gegenſtände vor, welche der Abteilung vom AGA zur Berichterſtattung überwieſen worden waren. Das erſtere betraf die Unterſtützung des Werkes „Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenoſſen“ von Julius Braun. Ohne die Ausdehnung des Wiederabdruckes des häufig wertloſen Materials zu billigen und die Auswahl als eine überall geſchickte bezeichnen zu können, ſchlägt der Vorſitzende der Abteilung vor, ſie möge ſich, in Anbetracht der doch gleichfalls in reichlichem Maße vorhandenen wertvollen und intereſſanten Beſprechungen, welche für den Literaturhiſtoriker konſerviert werden müßten, die aber anderenfalls verloren gehen oder doch ſehr unzugänglich bleiben würden, für eine Unterſtützung des noch ausſtehenden letzten Bandes dieſes Werkes ausſprechen. Das zweite Gutachten betraf die Herſtellung eines Gutzkowdenkmals. Bei der Thatſache einer bis jetzt äußerſt geringen Beteiligung glaubt der Referent nicht, daß die Abſicht ein ſolches Denkmal zu errichten bereits als eine allgemeine Äußerung des deutſchen Volkes zu betrachten ſei. Es bleibe daher abzuwarten, ob kommende Zeiten dieſes Urteil ändern würden. Sobald ſich dies durch eine wirklich allgemeine Teilnahme ausſpreche, ſei es auch angebracht, daß das Hochſtift einen Beitrag in Betracht ziehe. Für jetzt könne er ſich in Rückſicht auf die vorliegenden Thatſachen nicht

für einen ſolchen ausſprechen. Die Abteilung eignete ſich das Ergebnis beider Gutachten an und richtete dementſprechende Anträge an den AGA, welcher ſeinerſeits in Übereinſtimmung damit eine Unterſtützung des Braun'ſchen Werkes, ſobald es fertiggeſtellt ſei, zu leiſten beſchloß, einen Beitrag dagegen zu dem beſagten Denkmal ablehnte. Die Abteilung beſchloß ferner auf Anregung des Herrn Direktor Rehorn, regelmäßig alle vier Wochen zuſammenzukommen, und zwar bis auf weiteres Samstags. Die nächſte Sitzung ſoll ſomit Samstag 6. Juni ſtattfinden. Für dieſe Sitzung haben bis jetzt Herr Dr. Nabert und Herr Direktor Rehorn Referate in Ausſicht geſtellt.

5. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

Um einen Überblick über das reichhaltige wiſſenſchaftliche Leben zu geben, das innerhalb der ſozialwiſſenſchaftlichen Abteilung herrſchte, folgt hier das Verzeichnis der Gegenſtände, die in derſelben ſeit ihrer Konſtituierung behandelt wurden. Die Form der Behandlung war ſtets die, daß nach einer allgemeinen Erörterung des Themas durch einen im voraus beſtimmten Referenten eine Diskuſſion des Referats gewöhnlich in Anknüpfung an Theſen ſtattfand, die von dem Referenten aufgeſtellt waren. Eine Abſtimmung über die Theſen wird nach ausdrücklicher Vorſchrift der Geſchäftsordnung nicht vorgenommen. Hierdurch, ſowie durch die Zuſammenſetzung der Abteilung, welcher Männer der verſchiedenartigſten volkswirtſchaftlichen und ſozialpolitiſchen Richtungen, ſowie der verſchiedenartigſten Berufe gleichmäßig angehören, war der rein ſachliche, wiſſenſchaftliche Charakter der Diskuſſion von vornherein geſichert.

Die Themata waren, — abgeſehen von der Beſprechung der in geringer Zahl erfolgten literariſchen Einſendungen —: Der Normalarbeitstag (Theſe: Die Verkürzung bezw. geſetzliche Regulierung der Arbeitszeit iſt für die Wohlfahrt der Arbeiter wichtiger als direkte Erhöhung des Arbeitslohns) —; die Lohnſyſteme, insbeſondere Stücklohn und Zeitlohn; — die Verſtaatlichung des Grundkredits (Referat des als Verfaſſer der Schrift: „Auf friedlichem Wege" bekannten J. M. Flürſcheim aus Gag-

genau, welcher der Einladung eines Mitglieds der Abteilung, Hr. Baukdirektor G. Maier, freundlichſt gefolgt war); — Referat über das Werk L. v. Stein's: „Die drei Fragen des Grundbeſitzes". — Die ökonomiſche Bedeutung der Spekulation. — Die Schutzzölle. —

III. Öffentliche Sitzungen.

1. Joſeph Führich.

Am 17. April hielt in der Führich-Ausſtellung (Saal der Polytechniſchen Geſellſchaft) Herr Dr. V. Valentin einen Vortrag über Führich. Er ſprach etwa wie folgt:

Im Mai des Jahres 1871 war Führich auf einen Meierhof in der Nähe von Wien mit ſeiner Familie hinausgezogen. Während draußen die junge Natur grünte und blühte, ſaß der greiſe Meiſter Vormittags von 11—3 Uhr am niedrigen Fenſter ſeines Schlafzimmers mit Bleiſtift und Papier, und indem er von Zeit zu Zeit auf ſein Enkelchen ſchaute, das im Garten ſpielte, warf er eine Reihe Kompoſitionen auf ſeine Blätter, ſtill und ohne daß Jemand ahnte, ob er an Größerem arbeitete und was er ſchüfe. Nach kaum vier Wochen rief er eines Sonntags Morgens die Seinigen herbei und ſagte: „Da hab' ich etwas gemacht; ſeht's Euch einmal an — ich glaube, ich bin fleißig geweſen." Und in der That, er war fleißig geweſen: es lagen vor ihm fertig, ſo wie wir ſie im Original in unſerer Ausſtellung ſehen, die dreizehn Kompoſitionen zur Legende des hl. Wendelin, jene poeſievollen erfindungsreichen Zeichnungen, in welchen mit einfachem Kontur die liebliche Erzählung in ergreifender ſchöner Weiſe wiedergegeben iſt. Und das hatte der Künſtler geſchaffen aus der Fülle ſeines reichen Geiſtes, ſeiner unabläſſig regen Phantaſie, ohne jedes äußere Hülfsmittel. Bis der Meiſter zu ſolcher Höhe herangewachſen war, bedurfte es freilich eines arbeitsvollen Lebens, eines unermüdlichen Schaffens: nur ſo konnte die treffliche Anlage zu der Sicherheit herangezogen werden, die den Abſichten des Künſtlers bedingungslos gehorchte und willig ausführte, was er wollte. Der Weg, der zu durch-

meſſen war, führte von der Anlehnung an Vorgänger zu immer höher wachſender Selbſtändigkeit: der Weg, den alle wirklich großen Künſtler gegangen ſind.

Führich iſt 1800 geboren. Als er heranwuchs, traf er in jenen Kampf, welchen die erſten Meiſter der neueren deutſchen Schule gegen die flach und flau gewordenen Traditionen der veralteten akademiſchen Richtung kämpften. Da hatte Carſtens ſich gegen die mechaniſche Kompoſitionsweiſe aufgelehnt und im Vertrauen auf ſein wunderbares Formengedächtnis ohne Modell zu ſchaffen begonnen. Den bedeutſamen Inhalt, der die bisherigen einſeitig techniſchen Kunſtfertigkeiten verdrängen und dem Kunſtwerk ſeine erhöhte Bedeutung wiedergeben ſollte, hatte er geglaubt im klaſſiſchen Altertum zu finden: er erſchloß ſich damit den Weg zu den Klaſſiſchgebildeten aller Völker, aber er verſchloß ſeiner Kunſt die Wirkung auf die Geſamtheit ſeines eignen Volkes, welchem die notwendigen Vorausſetzungen zum nachempfindenden Erfaſſen ſolcher Werke naturgemäß abgehen mußten. Da hatte Cornelius den Weg zu den alten deutſchen Meiſtern gewieſen, indem er an Dürer anknüpfte, und hatte zugleich die deutſche Vergangenheit zum Gegenſtande der Darſtellung gewählt: das war der Punkt, an welchen auch Führich anknüpfte. Als er 1821 zum erſten Male eine Sammlung Dürer'ſcher Holzſchnitte ſah, ſo wurde dies der Wendepunkt für ſeine künſtleriſche Laufbahn. Nun hatte er die Formenſprache gefunden, in welcher zu reden es ihn drängte, und deren Kraft und Markigkeit er nie wieder aufgegeben hat. Zugleich aber war die Zeit erfüllt von den Schöpfungen und noch mehr von den Anregungen der romantiſchen Schule. Die Legende, das Märchen, der geheimnisvolle Zauber des Mittelalters, das um ſo mächtiger lockte, je weniger man es kannte und je mehr deshalb der eigenen Phantaſie Spielraum gelaſſen blieb, jene wundervolle mondbeglänzte Zaubernacht hielt auch ſeinen Sinn gefangen und gab ihm das Gebiet des Denkens und Empfindens, wo er ſich am reinſten und unbefangenſten wohl fühlte und zu dem er immer wieder wie zu einem Geſundbrunnen zurückkehrte. Als drittes Element kam ſein von früheſter Jugend lebhaft

reger religiöſer Sinn hinzu. Er hatte das Glück, ohne Zweifel, ohne Schwanken in eine entſchiedene, für ſein künſtleriſches Streben zugleich dankbare Richtung hineinzuwachſen. Aber wenn er auch ohne Zweifel blieb, ſo hinderte ihn das doch nicht an der Tiefe der Auffaſſung. Was Anderen infolge der Gewohnheit alltäglicher gedanken- und empfindungsloſer Gebrauch wird, blieb ihm immer neu und gleichmäßig in ſeiner auf das Heil der Welt und der Seele gerichteten Tendenz lebendig. Er gehörte zu den verhältnismäßig ſeltenen Menſchen, welche alles Einzelgeſchick in der Welt nie anders als sub specie aeternitatis, im Hinblick auf die Ewigkeit betrachten. Hier fand er den unerſchöpflichen Quell, aus welchem er das Alltägliche mit immer neuem Reichtum erfüllte. Und dieſe Empfindung fühlt auch der durch, der nicht die gleiche Bekenntnisſprache ſpricht wie Führich: der große, weite, weltumſpannende Blick des das Menſchengeſchick ſtets im Zuſammenhange mit dem Weltprozeſſe erfaſſenden Denkers bricht überall mächtig hervor. Dieſe religiöſe Seite fand ihre Nahrung durch Führichs Verkehr mit Overbeck, den er in Rom traf, der in Führich ſofort die verwandte Natur fühlte und die ihn an ſich heranzog. Aber während Overbeck der Konvertit ängſtlich um das Wohl der eigenen Seele beſorgt iſt, geht Führich, der über ſeinen Glauben nie zweifelhaft iſt, ſicheren Schrittes über dieſe Grenze hinaus, und das Wohl der ganzen Welt war es, worauf er nach ſeiner Weiſe zielte. Dieſe drei Elemente bleiben nun bei Führich die maßgebenden: in markigen Formen, wie er ſie bei Cornelius und Dürer gefunden hatte, ſprach er ſich aus, aber ſo, daß er ſie durch Overbeck'ſche Anmut milderte, ohne ſie irgendwie zu verweichlichen: je nach dem Gegenſtande tritt bald mehr die männliche Kraft, bald mehr die weibliche Milde in den Vordergrund, ohne daß ſie je ſich ganz trennten. Mit Freudigkeit tritt er an eine Reihe religiöſer Schöpfungen heran und erfüllt ſie mit dem ganzen Ernſte ſeines hohen Strebens, mit der ganzen Kraft ſeiner nie wankenden Ueberzeugung: nie aber mißbraucht er ſeine Kunſt zu einſeitiger Betonung des Bekenntniſſes, ſo daß ſeine religiöſen Werke faſt überall die Ueberzeugung jedes chriſtlichen

Bekenntniſſes ausſprechen. Am wohlſten aber fühlte er ſich, wenn er in die romantiſche Welt tauchen konnte, mit der er denn auch vielfach ſeine religiöſen Schöpfungen erfüllte: ſo in jenem wunderlieblichen Gang der Maria über's Gebirge, ſo in den köſtlichen Idyllen des bethlehemitiſchen Weges, wo die menſchliche Seele als Pilgerin der Aufforderung der Kunſt folgt und Zeugin der ganzen Entwicklung der Kindheit Jeſu wird. Erhöht wird gerade dieſer Reiz der romantiſchen Empfindungswelt durch die Feinfühligkeit, die der Künſtler von Jugend auf für die Schönheit der Natur hatte: mit vollen Händen gießt er ſie über ſein Werk aus, immer aber alles Effekthaſchende vermeidend und mit wenig Strichen Charakter und Stimmung in trefflichen Formen feſthaltend. Das beginnt ſchon in der früheſten Zeit, wie in jener ſchlichten Federzeichnung nach Hoffmanns Novelle „Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen": wie klar und reizvoll iſt jene Ferne, in welche wir von dem Hügel aus blicken; alles iſt mit den geringſten Mitteln erreicht. Es erhält ſich aber bis in ſein hohes Alter, ſo in den ſchönen Zeichnungen: „Sehet die Lilien auf dem Felde" und in der Szene von dem Einzug in Jeruſalem, und endlich noch in der letzten fertiggewordenen Zeichnung: „Noah warnt die Spötter".

Als Höhepunkte ſeiner Thätigkeit auf dem Gebiete der religiöſen Malerei heben wir außer dem Zyklusswerke „Er iſt auferſtanden", „Thomas von Kempen", dem „Pſalter", dem großartig gedachten und durchgeführten, vom Künſtler ſelbſt radierten „Triumphzug Chriſti" ganz beſonders die Kreuzwegſtationen in der St. Johanniskirche in Wien hervor. Sie ſind, von Petrak geſtochen, eines der verbreitetſten Sammelwerke geworden, zunächſt wohl wegen ihres religiöſen Gehaltes; ſie verdienen es aber auch um ihrer künſtleriſchen Bedeutung willen. Sie erinnern in der leidenſchaftlichen Energie an Dürer, ja ſie werden zu Vielen heute verſtändlicher ſprechen als dieſer, deſſen Sprache herber und minder unmittelbar faßbar iſt, als die dem heutigen Kunſtbedürfniſſe näher liegende, gefälligere, nicht aber etwa kraftloſe Formen gebende Darſtellungsweiſe des heutigen Künſtlers: es tritt vielmehr gerade hier die gedrungene Kraft der Geſtalten,

Digitized by Google

die Energie des Ausdrucks meisterhaft hervor. Bedeutender noch sind die Schöpfungen für die Altlerchenfelder Kirche. Diese Kirche wurde nach dem Plane des Schweizer Architekten J. G. Müller in frühitalienischem Stile erbaut. Durch die Vorhalle, mit der Darstellung der Weltschöpfung, gelangt man in das Langschiff, das aus einem überhöhten Mittelschiff und zwei schmalen Seitenschiffen besteht. Es führt zu dem Querschiff mit achteckiger Kuppelwölbung und weiter zu dem vertieften Chor, der mit halbkreisrunder Apsis abschließt. Den Plan für den gesamten außerordentlich reichen Bilderkreis entwarf Führich. Er selbst übernahm nur einen Teil der Kompositionen, und auch von diesen führte er nur die Kartons eigenhändig aus: neun dieser Originale schmücken unsere Ausstellung. Ihre malerische Ausführung in der Kirche wurde von Engert und Kuppelwieser übernommen. Die zwei imponierendsten Blätter, nicht nur durch ihre äußere Größe, sind die links und rechts vom Eingang an der Stirnwand der Seitenschiffe befindlichen Werke: der Engelsturz und das Jüngste Gericht. Mit göttlicher Hoheit und Kraft ausgerüstet, stürzt der gewaltige Michael, überlegenes Siegesbewußtsein im Antlitz, den Satan (Luzifer) mitsamt seinem angemaßten Thron in den Abgrund: von grausigem Entsetzen erfaßt fällt Satan mit seiner Rotte, den gefallenen Engeln, dahin. Diesem wilden Kampfgewühl gegenüber zeigt das Jüngste Gericht die Ruhe göttlicher Erhabenheit in Christus selbst, während die untere Hälfte die durch den Posaunenschall Erweckten in lebhaftester Bewegung darstellt. Hier wie überall erscheint der dramatische Zug der Auffassung besonders bemerkenswert, den Führich ebenso beherrscht wie den idyllischen Frieden in der Natur. Während in den Seitenschiffen die alttestamentliche Welt in ihrer vorbildlichen Bedeutung sich entwickelt, giebt das Mittelschiff die Hauptmomente der Geschichte Christi selbst, begleitet, wie von einem Chor, von den Gestaltungen Christi an den Pfeilern, wo er in seiner mannichfaltigen Bedeutung als Gärtner, Hirte, Hoheprieſter, König u. s. w. erscheint. Die Kuppel mit dem Christuskopf als Schlußstein zeigt die acht Seligpreisungen; der nördliche Altar des Querschiffs

iſt dem Abendmahl, der ſüdliche der Mutter Gottes geweiht. In dem Presbyterium kommt die Hauptbeſtimmung der Kirche zu ihrem Rechte: ſie heißt „zu den ſieben Zufluchten.“ Dieſe ſind die Dreieinigkeit, der Gekreuzigte, das Altarſakrament, die Mutter Gottes, alle Heiligen, die Schutzengel, die armen Seelen des Fegfeuers. Von dieſen giebt der Altar des Querſchiffs bereits das Sakrament des Altars; das Kruzifix erſcheint an dem Querbalken des Triumphbogens, die Schutzengel ſind an der nördlichen, das Purgatorium an der ſüdlichen Wand unmittelbar neben der Apſis angebracht, das große, die ganze Höhe der Apſis einnehmende Bild an der Altarwand giebt die Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes und alle Heiligen. An der nördlichen Wand befinden ſich ferner vor den Schutzengeln Chriſtus in Emaus und gegenüber Chriſtus und Petrus auf dem Meere — beide in den Originalkartons hier; ferner die Auferweckung des Lazarus und „Chriſtus erſcheint dem Thomas“, beide in Photographien nach dem Originale vertreten. Die Schutzengel und das Purgatorium ſind wieder im Originale hier, das mächtige Apſisbild in einer Farbenſkizze, um welche ſich die einzelnen Gruppen in Bleiſtiftzeichnungen reihen; die Apoſtelgruppen ſind in den Originalkartons hier. Für die Würdigung des Apſisbildes ſind zwei Geſichtspunkte maßgebend: was hier auf einer Fläche erſcheint, iſt für eine halbkreisrunde Niſche gedacht; hierdurch verliert ſich das reihenförmige, und die einzelnen Gruppen gewinnen durch ihre Näherrückung und andere Anordnung einen engeren Zuſammenhang; ferner mußte ſich die Kompoſition der Aufgabe fügen. Demgemäß zeigt ſich oben die Dreieinigkeit, darunter Maria mit Joſeph und Johannes dem Täufer, endlich, um einen Altar verſammelt, die Vertreter aller Heiligen: vor dem Altar kniet die herrliche Engelsgeſtalt, die wir im Originalkarton ſehen. Den Abſchluß nach unten machen, neben der die Leben ſpendenden Sakramente andeutenden Quelle knieend, die zwei großen Ordensſtifter: der des gelehrten Ordens, Dominikus, der des poeſievoll an Herz und Gemüt appellierenden, Franziskus, weshalb hier die religiöſe Kunſt und König David, der Sänger, erſcheinen. Ueberall frappiert uns

hier die individuelle Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks, das dramatische Leben, die mannhafte Gestalt Christi, die sich sehr glücklich von der bei Overbeck vorherrschenden Duldergestalt unterscheidet.

Wenn Führich der religiöse Mensch bei all diesen Werken sicherlich mit vollem Herzen war, so dürfen wir doch sagen, daß Führich der künstlerisch empfindende Mensch noch lieber bei den Schöpfungen verweilte, welche ihm den Flug ins romantische Land gestatteten. So war eines seiner frühesten Werke die Geschichte der Genoveva, deren nach seinem Aufenthalt in Italien geschaffene Umarbeitung im Originale vorliegt. Hier sind die Anknüpfungspunkte noch sehr sichtbar. Man liest deutlich bald Cornelius, bald Overbeck, bald Veit heraus, und doch ist alle Anregung schon zu Führich geworden. Man vergleiche z. B. „Siegfrids Abschied von Genoveva" mit dem Cornelius'schen „Abschied Siegfrids von Chrimhild". Die Komposition ist übereinstimmend; aber die gezierte Anmut und der spröde Heldensinn bei Cornelius ist wirkliche Anmut und glaubhafte Manneskraft geworden. In Rom selbst hatte Führich das Glück, von Overbeck zur Vollendung des Tassozimmers der Villa Massimi herangezogen zu werden: der Karton für das Bild: „Armida beschießt Rinaldo" befindet sich hier. Führichs Selbständigkeit möchte hier wohl am meisten in den am Boden liegenden Toten hervortreten. Von Rom zurückgekehrt, schafft er religiöse Gegenstände zu lieblichen Idyllen um, so in „Jakob und Rahel", wo die kraftvolle Gestalt der wassergießenden und zugleich einen Widder kräftig packenden Frauengestalt mit ihrer energischen Wendung auffällt; so in dem schon erwähnten „Gang der Maria übers Gebirg", welcher die köstliche Engelgruppe voranschreitet. Dahin gehört das Buch Ruth, dahin die Bilder der Galerie Schack, die Einführung des Christentums in Deutschland und die Auffindung des Nepomuk, dahin der „Arme Heinrich" und ganz besonders der herrliche „Verlorene Sohn". Hier hat Führich als freier Dichter geschaltet, wie er es so gerne that: dann aber erweist er sich stets als groß in Erfindung und Gedankenreichtum. Er giebt hier dem Sohne den Verführer an die Seite, der ihn

nach der Vollendung ſeines Werkes höhniſch verläßt: ſo wird im Bilde, das des Wortes entbehrt, der innere Prozeß zu einem ſichtbaren und greifbaren. Dann kommen jene ergreifenden Blätter der Reue und des Heimwehs. Und wie fein empfindet der Dichter, wenn er den Schluß ohne Mißklang durch den neidiſchen Bruder ausklingen läßt: hier ſehen wir nichts als die menſchlich ſchöne Verſöhnung — die Spitze der Parabel, die für die aus ihr zu ziehende Lehre notwendig iſt, hat in der nur poetiſch geſtalteten Erzählung keinen Platz. Aber auch die heldenhafte Seite der Romantik weiß Führich zu erfaſſen: man betrachte die gewaltige Leidenſchaft in der „Wilden Jagd" (1871), den Siegesſturm in der „Makkabäerſchlacht", den Schauer der Geiſterwelt in „Makbeth bei den Hexen", und man wird die Berechtigung anerkennen, Führich den Meiſtern der Hiſtorienmalerei zur Seite zu ſtellen.

Wohl wäre es verlockend alle die reichen Kompoſitionen, beſonders die ſo zahlreich vorhandenen Originalzeichnungen im Einzelnen zu verfolgen — es würde viel zu weit führen. Es mag genügen dieſe Hauptgeſichtspunkte hervorgehoben zu haben, die es uns verſtehen laſſen können, wie der Mann, der als Jüngling um des lieben Brotes willen Romane von Spindler und Dramen von Kotzebue illuſtrieren mußte, wovon hier gleichfalls Proben ſind, die den feinen Zeichner mit dem delikaten Stifte, den lebhaft dramatiſch empfindenden Künſtler, den Mann mit dem ſcharfen Auge für die Wirklichkeit nirgends verleugnen, der große Meiſter werden konnte, als welcher er uns ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom in immer ſteigender Linie erſcheint. Und mag auch in einem ſeiner ſpäteſten Werke, wie in der Legende des Wendelin, die Hand ſchon nicht mehr ganz dem Willen gehorchen — der Geiſt iſt auch hier immer noch mächtig, und der iſt es geblieben, bis der Meiſter mitten unter den Entwürfen für die Votivkirche den Griffel ſinken ließ. Wir aber freuen uns an dem, was das Bleibende von ihm iſt, was wir ſo reich um uns verſammelt ſehen: möge es einen dauernden Eindruck hinterlaſſen — ein ſolcher kann nichts anderes als ein bleibender Gewinn für Geiſt und Seele ſein.

2. Mitteilungen aus Abteilungen.

Am 11. Mai berichtete Herr Dr. Valentin als Vorsitzender der Abteilung K über den Verlauf der von dieser beantragten Führich-Ausstellung. Er hob dabei folgendes hervor, um die Entstehung, den Charakter und den Verlauf der Ausstellung zu schildern, welche vom 16. April bis zum 7. Mai gedauert hat.

Der Gedanke hier in Frankfurt eine Ausstellung von Werken Führichs zu veranstalten, durfte durch die geschichtliche Bedeutung, welche Frankfurt in der Entwicklung der neueren deutschen Malerei einnimmt, ganz besonders berechtigt erscheinen. Cornelius hat hier den Weg zuerst mit Erfolg betreten, auf dem er groß werden sollte: von 1809—1811 schuf er hier die erste Hälfte der Blätter zu seinem „Faust" und gewann sich dadurch die Möglichkeit nach Rom zu ziehen. Durch die Berufung Philipp Veits, seines Freundes und Genossen in Rom, der mit ihm in der Stanza Bartholdy gemalt und ihn in Villa Massimi abgelöst hatte, in die Direktion des Städel'schen Kunstinstituts und seiner Kunstschule, trat Frankfurt in die Reihe der Pflanzstätten der neueren deutschen Malerei ein. Von hier aus hat Rethel, nachdem er die ersten Düsseldorfer Eindrücke überwunden hatte, seine große Laufbahn begonnen, hier hat Schwind gearbeitet und das Werk geschaffen, das ihm seine Berufung zur Ausmalung der Wartburg eintrug, hier hat Führichs Genosse und Freund, Eduard von Steinle seine Heimat und das Zentrum seiner Wirksamkeit gefunden.*) Im Städel'schen Institut legen die Kartons von Veit (die sieben fetten Jahre) und von Overbeck (Josephs Verkauf) zu den Freskobildern der Stanza Bartholdy, die erst kürzlich angekauften, jetzt im Bibliothekzimmer aufgehängten Kartons von Veit zur Decke des Dantezimmers in der Villa

*) Von der Hand Steinles befand sich als No. 1 eine treffliche Bleistiftzeichnung aus der Zeit des Aufenthalts Führichs in Rom in der Ausstellung; wir freuen uns, daß wir mit Bewilligung des Künstlers einen wohlgelungenen Lichtdruck den Mitgliedern als Andenken an die Ausstellung beilegen können. Die Zeichnung vereinigt das Interesse an dem Gegenstande der Darstellung, Führich in seiner wichtigsten Entwicklungsepoche, mit dem an dem Darsteller, unserm hochverehrten Meister Steinle.

Digitized by Google

Maſſimi (Szenen aus dem Paradies darſtellend), das Freskobild Veits (die Einführung der Künſte durch das Chriſtentum), das Freskobild Rethels (den Engel in Hirtenerſcheinung, welcher den Kaiſer Maximilian auf der Martinswand rettet, darſtellend), ſowie das große Ölbild Overbecks (die Religion in ihrer Offenbarung in den Künſten) Zeugnis hierfür ab: von ſo vielem anderen was hierhergehört, ſei nur noch auf die Steinle'ſchen Aquarelle zu den Fresken auf Schloß Rheineck hingewieſen.

Es durfte jedoch auch nicht überſehen werden, daß ſeit der Blütezeit jener Richtung eine andre hervorgetreten war, die ſie zwar nicht verdrängt hat — das Berechtigte läßt ſich nicht einfach verdrängen —, die ſich aber bei dem größeren Publikum durch den kräftigeren Sinnenreiz energiſcher Farbenwirkung eine breite Stellung erobert hat. Dieſe koloriſtiſche Richtung hat bereits den Höhepunkt ihrer Einſeitigkeit in der phänomenalen Begabung Makarts für Farbenwirkung erreicht. Gerade dieſes Mannes Werke haben aber gezeigt, wie wenig gehaltvoll die dekorative Behandlung der Farbenreize iſt, wenn ſie, ſtatt auf dem Gebiete der rein dekorativen Kunſt zu bleiben, ſich auf das Gebiet der hiſtoriſchen Malerei wagt: hier kann kein noch ſo überwältigender Farbenrauſch für den Mangel an innerer Bedeutung, an Charakteriſtik entſchuldigen, zumal wenn ihm eine ſo bedenkliche Eilfertigkeit der Zeichnung zur Seite geht, wie es bei Makart der Fall iſt. Schon darf daher der Gipfel der Einſeitigkeit als überſtiegen betrachtet und die Erkenntnis als Errungenſchaft bezeichnet werden, daß neben dem berechtigten Elemente vollerer koloriſtiſcher Wirkung die Zeichnung und die Charakteriſtik als in der That ſehr weſentliche Beſtandteile einer Kunſtleiſtung angeſehen werden, die auf mehr als vorübergehenden Erfolg rechnen möchte. Da war der entſchiedene Hinweis auf einen Meiſter der Zeichnung und der Charakteriſtik erſten Ranges wohl am Platze: er ſollte nicht nur kennen gelernt, ſondern es ſollte auch von ihm gelernt werden, ſelbſtverſtändlich in der Art wie vernünftigerweiſe von früheren Meiſtern der Bildkunſt gelernt wird — es kommt nicht auf Nachahmung, ſondern auf Verarbeitung ihrer Vorzüge nach dem Charakter

und der Auffassungsweise der eignen Zeit an. Der Erfolg hat gezeigt, daß in der That die Wertschätzung des ebenso erfindungsreichen wie formenschönen Meisters in demselben Grade eine höhere war, in welchem die Auffassungsfähigkeit eine durchgebildetere, die Freiheit von Schlagwörtern und von der Herrschaft der Mode eine größere war.

Führich selbst sagt in seiner Selbstbiographie: „Der Überblick eines Meisters in einer Mehrheit seiner Werke ist unterrichtender als selbst das Höchste, wenn es vereinzelt erscheint, in welcher Vereinzelung ihm schon die verständigende Erklärung abgeht, die es nach Rückwärts und Vorwärts in lebendige Verbindung bringt". In der Wahrheit dieses Satzes liegt die Berechtigung des Grundcharakters unserer Ausstellung *einen* Meister zu zeigen, diesen aber möglichst vielseitig und so daß seine Entwicklung möglichst deutlich hervorträte. Damit hat das Hochstift einen Weg betreten, auf welchem es mit keiner der sonstigen Ausstellungen dahier zusammenstößt, mit dem es vielmehr ergänzend neben diese tritt. Zugleich aber hat es damit ein Mittel ergriffen, welches geeignet ist für die künstlerische oder kunstliebende Welt eine Anregung und Förderung zu geben, deren Früchte nach Seiten der Leistungen wie des Verständnisses künstlerischen Strebens und Schaffens wohl nicht ausbleiben werden. Es darf daher wohl angenommen werden, daß das Hochstift dieses Mittel praktisch zur Förderung der künstlerischen Interessen beizutragen, weiterhin verfolgen, daß an diese Ausstellung sich andere anschließen und so eine Reihe von künstlerischen Persönlichkeiten in ihrer Eigentümlichkeit und Bedeutung zu näherer Kenntnis nicht sowol als vielmehr Erkenntnis gebracht werden.

Die Führichausstellung trug nun in der That diesen Charakter, daß sie den Meister in seiner ganzen Entwicklung kennen lehrte. Wer wäre nach der landläufigen Ansicht, daß Führich ein einseitig religiöser Maler sei, nicht von der markigen Realistik einer Reihe seiner frühesten Arbeiten überrascht gewesen, wie sie durch die Zusendung des Reichenberger Museums (Katalog Nr. 208—252; 255—257) bekannt wurde? Noch tastet

der junge Künſtler nach dem rechten Wege; aber durch alle Verſuche bricht eine eigne Auffaſſung, eine entſchiedene künſtleriſche Kraft. Da wird er anfangs der zwanziger Jahre mit Dürer und Cornelius bekannt: „Das Gebet des Herrn“ (Originalzeichnungen Katalog Nr. 258—262) und „Der wilde Jäger“ (Nr. 261—267) zeigten die Verarbeitung dieſer Einflüſſe. Wie ſelbſtändig das geſchah, beweiſt die köſtliche Federzeichnung „Eginhard und Emma“ (Nr. 6) ſowie die Szene aus „Meiſter Martin der Küfer und ſeine Geſellen“ (Nr. 3). Der Künſtler geht 1827 nach Italien und bleibt dort bis 1829. Da iſt es Overbecks Einfluß, der vorherrſchend wird: der Karton zu einer Szene aus Taſſo's Befreitem Jeruſalem, das den Künſtler ſchon früher beſchäftigt hatte (Nr. 255), zeigt ihn ganz in dieſer Richtung (Nr. 7). Dieſer Einfluß dauert noch die nächſte Zeit fort. Dies zeigt der in der Originalzeichnung vorhanden geweſene Zyklus zu Tieck's „Genoveva“ (Nr. 8—22), in welchem außer Overbeck auch Cornelius und Veit deutlich durchblicken. Seiner Hinneigung für idylliſche Szenen im Rahmen reizender Landſchaft, die ſtets eine bedeutungsvolle Rolle bei ihm ſpielt, folgt er freier in den lieblichen Werken „Jakob und Rahel“ (Nr. 181) und dem „Gang der Maria über das Gebirge“ (Nr. 180), während ſeine in Rom gewonnene große hiſtoriſche Auffaſſungsweiſe in dem „Triumphzug Chriſti,“ den Führich ſelbſt radiert hat, einen Ausdruck gewann (Nr. 23—33). Mächtiger werden des Meiſters Werke, als er große Aufträge für Kirchen erhielt. Da ſchuf er mit erſchütternder Kraft der Wahrheit die Kreuzwegſtationen in der St. Johanniskirche in Wien, die von Petrak geſtochen worden ſind (Nr. 193—206), und die Kartons zu Fresken der Altlerchenfelder Kirche, von welchen wir neun im Originale (Nr. 44—52), zwei in Photographie (Nr. 54 und 55) hier ſahen, während die große Farbenſkizze (Nr. 53) den Überblick über das Apſisbild der Kirche ermöglichte, und die herrlichen Bleiſtiftzeichnungen (Nr. 56—64) einzelne Gruppen daraus in dem vollen Reize der erſten Erfindung zeigten. Unter den Kartons zogen außer dem jüngſten Gericht und dem Engelſturz, deſſen gewaltige Leidenſchaft in der

Lichtdruck v. Kühle & Co. Wien.

Bewegung an die größten Vorgänger erinnerte, in erster Linie die beiden Apostelgruppen durch die Schönheit der Komposition und durch die individuelle und doch großartige Charakteristik der Köpfe sofort aller Augen auf sich; aber auch der die Gebete in Gestalt des Weihrauchs Gott darbringende Engel erregte allgemeine Bewunderung. Nach Vollendung dieser Aufträge (1861) wendete sich der Künstler mit erneuter Kraft und Freude der in dieser ganzen Richtung mit Vorliebe betriebenen Schöpfung von Zyklen zu: hier konnte er die Fülle seiner gestaltungskräftigen Phantasie in ausgiebigster Weise lebendig werden lassen. Da schuf er die mehr religiösen Zyklen, den „Bethlehemitischen Weg" (Nr. 67—79), „Er ist auferstanden" (Nr. 80—94), die „Nachfolge Christi" (Nr. 95—100), den „Psalter" (Nr. 169—116), Werke, in welchen seine kraftvolle, für den Holzschnitt besonders geeignete Zeichnung zur Geltung kommen konnte. Seine Meisterwerke in dieser Richtung schuf er in den von religiöser Empfindung durchwehten, aber ihrem Grundcharakter nach rein menschlich schön und frei empfundenen Werken, wie im „Buch Ruth", welches von Merz gestochen worden ist (Nr. 117—123); von besonderem Interesse war es die aus dem Jahre 1836 herrührende Darstellung einer einzelnen Szene mit der entsprechenden aus diesem Zyklus zu vergleichen: Nr. 281 mit Nr. 121. In der älteren Auffassung erscheint noch die Overbeck'sche Empfindungsweise, in dem späteren Werk ist sie naturwahr, frei und groß geworden — da ist nichts mehr, was an eine überkommene Manier erinnern könnte. An dieses Werk schließen wir den „Heiligen Wendelin", dessen von der ganzen Unmittelbarkeit des künstlerischen Schaffens erfüllte Originalzeichnungen eine ganz besondere Zierde unserer Ausstellung bildeten (Nr. 124—136). Vielleicht das bedeutendste Werk in dieser Richtung ist aber der „Verlorene Sohn," acht Zeichnungen, welche von Petrak in Kupfer gestochen worden sind (Nr. 101 bis 108). Hier vereinigt sich die schöne menschliche Empfindung mit der Vollendung der Zeichnung und der Charakteristik; zugleich aber zeigt sich die unübertreffliche Erzählerkunst in ihrem schönsten Lichte. Die Ausstellung brachte dann außer dem nach dem

Tode des Meisters erschienenen Marienleben (Nr. 137—164) noch die letzte Zeichnung, die er überhaupt vollständig ausgeführt hat, die Szene wie Noah die Spötter warnt (Nr. 178), und schließlich konnte sie von dem noch unpublizierten Werke „Aus dem Leben" wenigstens ein Blatt bringen (Nr. 177), welches den Meister auf dem Gebiete des genrehaften Lebens zeigt und damit eine neue Seite seiner Thätigkeit enthüllte, auf deren volle Darlegung durch Veröffentlichung des Zyklus man in hohem Grade gespannt sein darf. Mit diesen kurzen Hinweisungen ist weder der ganze Reichtum noch die Mannichfaltigkeit des Schaffens Führichs erschöpft — wir müssen dafür auf den Katalog*) verweisen, der jedoch ebensowenig wie die Ausstellung des Künstlers Werke in ihrer Gesamtheit darstellt. Wohl aber geben beide die Hauptepochen seines künstlerischen Lebens in vollster Klarheit, so daß dieser Zweck, die Gesamtheit seiner künstlerischen Entwicklung zur Anschauung zu bringen, als erreicht betrachtet werden darf.

Die Ausstellung hat nach vielen Seiten hin gewirkt. Sie ist von über 2000 Personen besucht worden; darunter sind über 400 Schüler und Schülerinnen von hier und auswärts. Sie wurde unterstützt durch das freundliche Entgegenkommen der Polytechnischen Gesellschaft, welcher das Hochstift für die Ueberlassung des Saales zu Dank verflichtet ist. Als besondere Erfolge dürfen zwei Thatsachen verzeichnet werden. Außer einigen Handzeichnungen und einem großen Karton (Nr. 249), welche in das Eigentum von Kunstliebhabern übergegangen sind, ist die schöne Federzeichnung Nr. 5 (Totenerweckung Petri), sowie die großen Kartons des Engels mit dem Weihrauchfaß (Nr. 51) und die zwei Apostelgruppen (Nr. 45 und 48) in den Besitz des Städelschen Kunstinstituts gelangt. So verbleibt in der Frankfurter Kunstsammlung ein dauerndes Andenken an die Führichausstellung des Hochstiftes, ohne welche diese schönen

*) Der Katalog, welcher mit seinen drei Nachträgen 309 Nummer umfaßt, kann gegen Einsendung von 40 Pfg. von dem Bureau des Freien Deutschen Hochstifts postfrei bezogen werden.

Werke wohl niemals hier erworben worden wären. Es kommt dadurch der große Künstler in der bleibenden Ausstellung, wo er bisher gefehlt hatte, zur Vertretung, und der Kreis der verwandten Künstler erlangt dort eine bedeutungsvolle Ergänzung. Die zweite Thatsache ist die, daß durch die Kunde von der hiesigen Ausstellung angeregt, die Kunsthalle in Düsseldorf gleichfalls eine Ausstellung von Werken Führichs veranstaltet, welche sich indessen auf die dem Sohne des verstorbenen Meisters gehörigen Werke beschränkt. Gerade diese Thatsache ist eine besonders erfreuliche. Die Wirkungen des Hochstiftes möchten einen weiteren Umfang als den der Stadt Frankfurt gewinnen, sowie es selbst in ganz Deutschland seine Freunde, Mitglieder und Mitarbeiter hat. Hier ist eine solche Anregung eingetreten, welche vielleicht noch auf weitere Kreise fortwirken wird.*)

Zum Schlusse sei nochmals hier allen Ausstellern, in erster Linie Herrn Lukas von Führich, dessen Besitz den Kern der Sammlung gebildet hat, sowie den sonstigen Unterstützern der Ausstellung, die durch persönliche Beihilfe oder unentgeltliche Uebernahme von Arbeiten ihr Interesse an den Bestrebungen des Hochstifts bewiesen haben, der ergebenste Dank des Akademischen Gesamt-Ausschusses ausgesprochen.

Hieran schloß Herr Stadtrat Dr. Flesch als Vorsitzender der Abteilung SzW einen Vortrag über

Die soziale Bedeutung der Krankenversicherung.

Der Vortragende knüpfte an ein dem Hochstift durch Herrn Konsul Murphy in Homburg v. d. H. geschenktes höchst interessantes Werk an:

> Proceedings of the tenth annual national conference of charities and corrections held at Louisville, Ky. Sept. 24—30. 1883.

*) Wir können nachträglich hinzufügen, daß die Vaterstadt Führichs, Kratzau, die Werke zur Ausstellung erbeten und soweit sie Herrn L. von Führich gehören auch erhalten hat: die dortige Ausstellung, welche brieflich „als eine Frucht der Frankfurter Ausstellung" bezeichnet wird, findet im August d. J. statt.

Das Werk ſei dem Hochſtift erſt vor Kurzem zugegangen und der ſozialwiſſenſchaftlichen Abteilung überwieſen worden, die ſich genauere Berichterſtattung über den reichen Inhalt desſelben vorbehalte. Es biete eine Fülle des intereſſanteſten Materials zur Kenntnis des Zuſtandes der öffentlichen und der privaten Armenpflege in allen ihren Zweigen ſowie des Gefängnisweſens in den Vereinigten Staaten.

Ihm, dem Vortragenden, ſei aber bei Durchſicht der auf die Armenpflege bezüglichen Referate insbeſondere die große Wichtigkeit aufgefallen, die man dort den Anſtalten zur Beſchäftigung Arbeitsloſer ſchenke, ein Zweig der Armenpflege, der bei uns wenigſtens derzeit durchaus hinter den auf Durchführung der Krankenverſicherung, Unfallverſicherung u. ſ. w. gerichteten Beſtrebungen zurücktrete. Es laſſe ſich erklären, daß letztere Fragen in einem Lande, in dem durchſchnittlich wohl höhere Arbeitslöhne ſeien, als bei uns, geringere Beachtung fänden, da die höheren Arbeitslöhne die Selbſtverſicherung eher ermöglichten. Aber es rege die Frage an, in wie weit die bei uns wohl zuerſt durchgeführte zwangsweiſe Krankenverſicherung überhaupt geeignet ſei, die Urſachen der Verarmung zu verringern.

Indem Redner ſodann bemerkte, daß er ſich wegen der vorgerückten Zeit nur ganz kurz faſſen könne, führte er aus, daß die Krankenverſicherung insbeſondere inſofern einen weſentlichen Fortſchritt in der Armenpflege darſtelle, als bisher die Unterbrechung der Arbeitsfähigkeit durch Krankheit lediglich als ein zufälliger unglücklicher Umſtand betrachtet worden ſei, der, gerade weil er nur aus zufälligen Urſachen hervorgegangen ſei, auch Beachtung ſeitens der Geſetzgebung nicht gefunden habe, deſſen Behebung vielmehr lediglich der Privatwohlthätigkeit überlaſſen worden ſei.

Durch Einrichtung der zwangsweiſen Krankenverſicherung ſei im Gegenteil anerkannt, daß die Erkrankung, inſofern ſie Verarmung herbeiführe, eine ſoziale Urſache der Verarmung darſtelle. Indem nämlich die die Lohnbildung beherrſchenden volkswirtſchaftlichen Geſetze es dem einzelnen Arbeiter regel-

mäßig nicht erlaubten, Erſparniſſe zu machen, die hinreichten, ihn während der durch Erkrankung herbeigeführten Unterbrechungen ſeiner Erwerbsthätigkeit zu erhalten, erwachſe für den Staat, deſſen Geſtaltung auf dieſen volkswirtſchaftlichen Geſetzen beruhe, die Verpflichtung, zu Gunſten derer einzuſchreiten, die durch die Ungunſt dieſer Geſetze betroffen würden. So ſtelle das Krankenverſicherungsgeſetz einen erſten Schritt auf einer Bahn dar, die gerade in einem Lande mit verhältnismäßig niederen Arbeitslöhnen und großem Angebot von Arbeitskräften der Staat allerdings gehen müſſe.

In derſelben Sitzung erfolgten zwei private Mitteilungen, die eine von Herrn Dr. R. Philippſon, welcher einen Überblick über den reichen Inhalt des letzten Bandes des Goethe-Jahrbuches (VI) gab: dieſer Vortrag iſt abgedruckt Didaskalia 1885, Nr. 128 und 129 am 4. und 5. Juni; die andere von Dr. L. Holthof, welcher eine in der von ihm herausgegebenen „Kleinen Chronik" 1885 Nr. 42 gemachte Zuſammenſtellung über die Genealogie der Goethe's mit einigen Ergänzungen vorlegte und durch eine genealogiſche Tafel erläuterte.

3. Die Kulturentwicklung Süditaliens.

Am 27. Mai behandelte Herr Dr. Gothein aus Karlsruhe dieſes reiche Thema etwa wie folgt:

Eine wunderbare Mannichfaltigkeit der Naturſzenen wechſelnd zwiſchen Hochgebirge, Steppe, üppiger Meeresküſte zeichnet Süditalien aus. Ihr entſpricht die Mannichfaltigkeit der Begabung, der Sitte bei den Volksſtämmen, die dies Land bewohnen. Ihr entſpricht auch die wechſelvolle politiſche und Kulturgeſchichte desſelben. Griechen und Römer, Byzantiner und Langobarden, Sarazenen und Normannen, Deutſche, Franzoſen und Spanier haben ſich nacheinander dieſes ſchöne Land ſtreitig gemacht, und von allen Völkerwogen, die über dasſelbe hingegangen, ſind auch Spuren zurückgeblieben.

Die früheſte Kulturepoche, die oſkiſch-griechiſche, war faſt die glücklichſte. Wohlhabende Bauern und hochgebildete Bürger —

zwei ſtammfremde Völker freilich — ſtehen nebeneinander. Unter römiſcher Herrſchaft verfällt der Wohlſtand des Landvolkes, — nur von furchtbaren Sklavenaufſtänden weiß die ſoziale Geſchichte hier zu erzählen, — und verſchwindet das Griechentum außer an ſeinen zwei Hauptpunkten, Tarent und Neapel. Aber unter der ſonſt ſo unproduktiven Herrſchaft der Byzantiner tritt es gleich einer halberloſchenen Schrift wieder hervor, und iſt ſeitdem, wenigſtens in Kalabrien nie ganz verſchwunden. Dem Langobarden ſind ſeine Gegner an der Seeküſte ſchlechtweg Griechen.

Raſch fand ſich das germaniſche Volk in dieſem Lande zurecht; bald betrachtete es dasſelbe als ſeine Heimat, und die Griechen galten ihm als Eindringlinge. Sage und Recht entwickelten ſich hier, wo ſich langobardiſche Herrſchaft noch lange erhielt, nachdem ſie in Norditalien ſchon den Franken unterlegen war, frei und fröhlich. Die Märchen, wie ſie in den Abruzzen erzählt werden, ſind im Ton wie in faſt allen Einzelheiten den deutſchen aufs nächſte verwandt, näher als die irgend eines andern romaniſchen Volkes.

Jahrhunderte lang blieben die Langobarden in Süditalien noch Heiden. Die chriſtlichen Heiligenlegenden ſchildern ſie uns, wie ſie in frommer Scheu den Stätten der Weisſagung nahen und in heiligen Hainen dem Wodan dienen. Als ſie Chriſten wurden, erkoren ſie ſich aus dem Kreiſe heiliger Geſtalten den kriegeriſchen Erzengel Michael als Schützer, als Volksheiligen. Bei ihnen entſtand ſeine ſeltſame Legende, und entwickelte ſich ſein Kultus, der dann ſeinen Lauf durch ganz Europa nahm. Als Donnergott glaubten ſie ihn von ſeiner ſelbſtgebauten Grottenwohnung am Monte Gargano ihren Schaaren vorſchweben, den Feinden Schrecken einjagen zu ſehen.

Während ſie als freie Bauern lebten, drängte ſich in den griechiſchen Städten das bürgerliche Leben immer enger zuſammen, und entfaltete ſich inmitten der Bedrängniſſe, die durch die Natur wie durch die Sarazenen und Langobarden bereitet wurden, aufs kräftigſte. In der Biſchofschronik von Neapel beſitzen wir die erſte eigentliche Stadtchronik. Alles wird auf dieſe Stadt wie auf ein lebendiges Weſen bezogen, ſelbſt wenn von den Heiligen

erzählt wird, gilt es als besonderer Ruhm derselben Söhne dieser Stadt gewesen zu sein.

Einen dieser Heiligen erlas man sich zum besonderen Schützer, S. Januarius, und weil seine Legende ganz dürftig war, umspann man sie mit allerlei Schlingwerk, das im Lauf der Jahrhunderte immer üppiger wucherte. Er ist das Muster eines Stadtheiligen, wie sie nur Italien kennt, dessen einzige Aufgabe ist, im Himmel für seine irdischen Mitbürger die Vertretung zu übernehmen, den diese eifersüchtig auf seinen Schutz mit keinem Fremden teilen wollen. Aber auch die Bedrohung, sobald er nicht helfen will, hat Statt.

Beide hadernde Nationen, Griechen und Langobarden, fielen, nachdem sie furchtbar durch die sarazenischen Verwüstungen gelitten hatten, den Normannen zur Beute. Erst diese schufen aus den zerstreuten Provinzen einen Staat, ein Heerkönigtum, in dem an die Gefolgsmänner des Führers als Lehenleute das Land verteilt war. Süditalien war in der Kreuzzugszeit, in der sie die wichtigste Rolle spielten, fast der hervorragendste Besitz des normannischen Abenteurervolkes. Seine bedeutendsten Führer Robert Guiskard, Tankred, König Roger haben hier geherrscht. Die ritterliche Bildung, die sie sich mit besonderem Eifer angeeignet und die sie durch ganz Europa verbreiteten, trugen sie auch nach Süditalien; die besten Stücke ihrer Kultur haben sie aber ihren bittersten Feinden, den Sarazenen, entlehnt.

Der verfeinert orientalische Lebensgenuß reizte sie, und ebenso die Kunst, welche jenem diente. Wichtiger ward die rationelle Betrachtung und Behandlung des Lebens für sie, die sie von den Arabern lernten. Aus dem Heerkönigtum wurde bald eine mit den Machtmitteln orientalischer Despotien gestützte Monarchie; aus den gläubigen Kreuzfahrern wurden aufgeklärte Skeptiker.

Als nun die Hohenstaufen die Erbschaft der Normannen antraten, ward es von weltgeschichtlicher Bedeutung, daß dieses Staatswesen und diese Kultur in einen unversöhnlichen Gegensatz trat zu dem kirchlich-feudalen System, das im übrigen Europa herrschte. In dem Existenzkampf der Hohenstaufen entfalteten

ſich erſt recht alle Talente des genialen Geſchlechts, aber ihr Wirken blieb doch vergebens. Als beſten Gewinn nahm aus jener denkwürdigen Zeit Italien die Ausbildung ſeines Volksdialektes zur Schriftſprache in die nächſte Epoche hinüber.

Die Sieger, die franzöſiſchen Anjous, geſtalteten wiederum Süditalien nach nordiſchem Muſter um. Neapel wurde wieder ganz und gar feudal, und der alte Stadtadel der Hauptſtadt ward Beamtenadel, eine noblesse de robe. Da jedoch das Heimatland der Anjous, die Provence, damals nächſt Italien das höchſtgebildete und für ganz Europa tonangebende Land war, litt das Königreich Neapel in geiſtiger Beziehung nicht, während Sizilien, das ſich in der ſizilianiſchen Vesper losriß, ſeitdem eine iſolierte Provinz ohne rechten Zuſammenhang mit dem Geiſtesleben des übrigen Italiens ward. Alle Pracht wandten die Anjous namentlich auf ihre Hauptſtadt Neapel. Dieſes erhielt damals durch ihre Dome, Kloſterkirchen und Grabmäler ſeinen bleibenden Kunſtcharakter.

Jedoch nur die Regierung der drei erſten Anjous war eine Blütezeit; unter den ſpäteren zerfiel der Lehensſtaat in fürchterlichen Kämpfen. Und da an der Spitze der Parteien die Seitenlinien des königlichen Hauſes ſtanden, erhielten dieſe Kämpfe gleich den engliſchen der weißen und der roten Roſe den tragiſchen Charakter des Familienzwiſtes.

Im Zerfall aller Ordnung erhoben ſich nur die wilden, ganz auf ſich geſtellten Naturen, die Kondottieren. Es ſind die beſſeren ihres Standes, die Unteritalien hervorgebracht hat. Einzelne unter ihnen leben noch in der Sage fort.

Merkwürdig aber bleibt vor Allem, daß ſich damals in dem feudalen Neapel ein Freiſtaat ganz in der Art toskaniſcher Republiken erheben konnte. Es geſchah dies in den Abruzzen. Dort hatte ſich in der letzten Hohenſtaufenzeit die zerſtreute bäuerliche Bevölkerung mehrfach zu ſtädtiſchen Anſiedelungen vereinigt, deren blühendſte bald das ſtolze Aquila wurde. Eine feſte Eidgenoſſenſchaft ſchloß gegen 100 Gemeinden zuſammen, deren gemeinſchaftliche feſte Burg die Adlerſtadt in der Mitte des erhabenſten Bergzirkus der Halbinſel war. In dieſer ſelbſt

blühten die Gewerbe, zumal die Wollenweberei, deren Material die großen Heerden des Gebirgslandes lieferten, demnächst die Färberei, deren koſtbarſter Stoff, der Saffran, allerorts daſelbſt auf den Feldern gebaut wurde und noch wird. Bald folgten die Künſte nach, und es zeigte ſich auch in Unteritalien, daß dieſelben überall eine originelle Blüte erreichen können, wo ſie auf der Grundlage bürgerlicher Freiheit ſproſſen, während das übrige Königreich, wo dieſe Lebensbedingung fehlte, wenigſtens in dieſem einen Punkt zurückblieb. Freilich zeigt die Geſchichte dieſer Abruzzenrepubliken auch ebenſo viel Parteizwiſte, blutige Tragödien, unnütze Kraftvergeudung wie bei den andern kleinen italieniſchen Freiſtaaten. Daß ein freiheitsſtolzes Bauerntum neben einem nicht minder kräftigen Bürgertum einherging, macht dieſe Kämpfe noch beſonders heftig. Dann erſchienen die Bußprediger, um die verſtockten Seelen zu rühren; und die beiden letzten von europäiſcher Wirkſamkeit haben hier vornehmlich gewirkt. Der heilige Bernhardin hat hier ſein Leben beſchloſſen und über ſeinem Grabe erheben ſich die ſtolzeſten Kunſtwerke des inneren Süditalien; und Johannes Capiſtrano, der letzte Kreuzzugsprediger, an den die Erinnerung auch hier in Frankfurt eines der hiſtoriſchen Fresken im Dom feſthält, war ein echter Sohn der Abruzzen, groß geworden in den Kämpfen ſeiner Heimat.

Unterdeß war das übrige Königreich, zumal die Reichshauptſtadt Neapel in Folge der Bürgerkriege um ein halbes Jahrhundert hinter dem übrigen Italien zurückgeblieben und gerade in derjenigen Epoche, in welche die Entwickelung der Renaiſſancekultur, des Humanismus fällt. Auch ſchienen hier die Verhältniſſe allzu mittelalterlich-feudal gefärbt, als daß jene einen recht gedeihlichen Boden hätte finden können.

Es war zunächſt ein einzelner Mann, dazu ein Ausländer, der ſich in den Beſitz des Landes geſetzt, der König Alfonſo von Aragon, der bei leidenſchaftlicher Neigung für die moderne Kultur dieſelbe gleichſam für ſeinen Hausgebrauch einführte. An ihm und ſeinem Hofe fanden zuerſt die Humaniſten ein dankbares Publikum. Nachdem ſie hier feſten Fuß gefaßt, ge-

wannen ſie auch Einfluß bei den Baronen, bei den faſt unabhängigen, den andern kleinen italieniſchen Fürſten vergleichbaren Lehensleuten der Krone, und bei dem Stadtadel von Neapel, der als Beamtenadel die Verwaltung des Reichs in Händen hielt, und außerdem maßgebend für die Geſelligkeit war. Neapel iſt ein Gebiet, das ſich der Humanismus durch eigene Anſtrengung erobert hat. Deshalb iſt auch ſeine Kraft und Eigenart kaum an irgend einem Punkte beſſer zu beobachten als hier.

Ein Hofmann mit humaniſtiſcher Bildung, nicht ein tiefer Gelehrter, aber ein kluger, leichtlebiger Geſellſchafter und Menſchen-Beobachter, Antonius Panormita, war der erſte Träger der neuen Bildung, die hier ganz heimiſch wurde. Von ſeinen eleganten, aber höchſt ſchlüpfrigen Verſen dürfen wir abſehen; für Neapel iſt er merkwürdiger durch das Werkchen über Thaten und Ausſprüche des Königs Alfonſo, das in nachläſſig-anmutiger Weiſe die für dieſen Muſterkönig der Renaiſſance charakteriſtiſchen Züge an einander reiht.

Der Kreis geiſtreicher Männer, der ſich ſchon um Antonius geſchaart hatte und in der humorvollen Betrachtung des vielgeſtaltigen und widerſpruchsvollen Neapolitaner Lebens ſeine Lieblingsbeſchäftigung fand, ſchaarte ſich ſpäterhin um Jovianus Pontanus, einen der bedeutendſten Menſchen, die die Renaiſſance hervorgebracht hat. Während er als raſtloſer Diplomat und als erſter Miniſter des Königs die Geſchicke des Landes lenkte, glänzte er als der vielſeitigſte und am meiſten bewunderte Dichter ſeiner Zeit, ausgezeichnet ebenſo in der geiſtreichen Schilderung des bewegten Lebens wie in ſinniger Verherrlichung der ſüdlichen Natur, in deren poetiſcher Wiedergabe er nur noch durch ſeinen jüngeren Freund Sannazaro übertroffen wurde. Als Philoſoph Ariſtoteliker, verſchmähte er es doch, das leere Stroh der logiſchen und metaphyſiſchen Schriften, wie man bisher immer allein gethan, zu dreſchen; er wandte ſich mit Vorliebe den ethiſchen Werken des Meiſters zu, an denen ihn beſonders der reiche Lebensinhalt anzog. Und wenn auch ſeine eigene Spekulation der Tiefe entbehrt, ſo ſind uns ſeine Schriften

doch als Verſuch, eine Theorie des ganzen Lebens und Denkens der Renaiſſance zu geben, unſchätzbar.

Wie als Dichter von Sannazaro, ſo wurde Pontan als Hiſtoriker von Triſtan Caraccioli übertroffen, einem edeldenkenden Manne, der mit der Feder und der Geſinnung eines Tacitus die wechſelnden Schickſale der Beherrſcher und der Großen ſeiner Heimat beſchrieb. Gerade als die Renaiſſance ſich erſt recht in Süditalien heimiſch gemacht hatte, als ſie auch das Leben umzugeſtalten begann, ward Neapel ſeine Unabhängigkeit durch die ſpaniſche Herrſchaft geraubt. Dieſe hat bald alle jene hoffnungsreichen Keime geknickt, ſie hat binnen Kurzem das Volk in eine abergläubiſche, geſtaltloſe, gährende Maſſe verwandelt, wie es uns aus der Geſchichte des Maſaniello-Aufſtandes bekannt iſt. Aber auch in dieſem Verfalle zeigt ſich die adelnde Kraft, welche die Bildung beſitzt. Wenigſtens dem modernen italieniſchen Kulturleben ging Neapel nie wieder verloren. Faſt alle bedeutendſten wiſſenſchaftlichen Denker Italiens in den nächſten zwei Jahrhunderten gehören dem Süden an: Giordano Bruno und Teleſio, der erſte große moderne Philoſoph und der erſte Theoretiker der empiriſchen Naturwiſſenſchaft, Giambattiſta Vico, der große Geſchichtsphiloſoph, und Filangieri, der edle Freund Goethes und tiefdenkende Staatsrechtslehrer. Erſt die Frevlerherrſchaft der letzten Bourbonen hat dieſe Blüte einer geiſtreichen, hochſtrebenden Geſellſchaft roh geknickt. Aber dieſe letzte Vergangenheit, wie ſeine ganze frühere Geſchichte weiſt dem vielgeſcholtenen Volke des ſchönen Landes die Mahnung zu, daß der Fortſchritt der Kultur auf zwei Pfeilern ruht: auf entſagender Arbeit und befreiender Geiſtesbildung.

IV. Lehrplan.

Bericht des AGA an die Hauptverſammlung 14. Juni 1885.

Bei der nach Satz 40 Abſatz 3 vom Akademiſchen Geſamtausſchuß (AGA) zu machenden Aufſtellung eines Lehrplanes iſt der allgemeine und der ſpezielle Lehrplan zu unterſcheiden.

Der erstere versucht die Wege zu zeigen, auf welchen die Vorschriften der Satzungen sich erfüllen lassen, der zweite wird bedingt durch die nicht in unserer Macht stehenden äußeren Verhältnisse. Zu diesen letzteren gehört in erster Linie die Höhe der uns bewilligten Geldmittel: diese bilden für Ausführung der Tendenzen des allgemeinen Lehrplanes die unübersteiglichen Grenzen, innerhalb welcher der AGA sich zu bewegen hat, wenn es sich um Verwirklichung des allgemeinen Lehrplanes handelt. Reichen die Mittel zu voller Verwirklichung der Vorschriften der Satzungen nicht aus, so muß eine Beschränkung eintreten, die selbstverständlich nicht als ein Verstoß gegen die Satzungen aufgefaßt werden kann: die Satzungen geben die Ziele, aber nicht die Mittel. In zweiter Linie sind wir durch die zur Verfügung stehenden Personen beschränkt. Wir sind angewiesen auf Männer in Frankfurt und der näheren Umgegend: jedes Weitergreifen erhöht mit der Schwierigkeit die Kosten für die Leistung sowohl wie für die Reise und zwar so sehr, daß wir für ein regelmäßiges Heranziehen entfernt wohnender Lehrkräfte von vornherein absehen müssen. Ist uns somit eine Begrenzung auferlegt, welche die Schwierigkeit bei der Wahl der Themata bedeutend erhöht, da diese von den zur Verfügung stehenden Lehrkräften abhängt, so ist selbst auf diesem engeren Gebiete ein Beginn unserer Thätigkeit unmöglich, so lange wir nicht der zur Verfügung stehenden Mittel sicher sind. Erst wenn dies der Fall ist, können wir wissen, wie weit wir in der Mannichfaltigkeit der Gegenstände gehen können, bei deren Auswahl das Notwendigste in den Vordergrund gestellt werden muß, und dann erst können wir unter Berücksichtigung der von den einzelnen Abteilungen einzuholenden Vorschläge mit einzelnen Persönlichkeiten in Unterhandlung treten. Das Ergebnis dieser Unterhandlungen auf Grund der uns gewährten Mittel und unter Einhaltung der uns dadurch gesteckten Grenzen ist der spezielle Lehrplan für die laufende Lehrzeit. Daß jetzt, bevor diese Mittel gewährt sind, bevor wir wissen, welche Höhe sie erreichen, ein solcher spezieller Lehrplan überhaupt sich nicht aufstellen läßt, wenn man mehr als leeres Phantasiewerk geben will, liegt auf

der Hand. Wie er aber auch ausfallen möge, er wird sich immer innerhalb des Rahmens eines allgemeinen Lehrplanes halten müssen, welcher die Ziele aufzustellen hat, deren Erstrebung als Aufgabe des Hochstiftes in Befolgung seiner Satzungen zu betrachten ist.

Die Satzungen stecken diese Ziele sehr hoch. Das Hochstift soll „eine freie Hochschule für höhere Gesamtbildung darstellen" (Satz 3). Diese „freie Hochschule" soll gebildet werden in allererster Linie „durch Veranstaltung von Vorlesungen und Lehrgängen" (S. 4 A). Die Vorlesungen sind Einzelvorträge, deren jeder für sich ein Ganzes bildet: sie sind für die monatlichen Sitzungen Sonntags Vormittag bestimmt und sollen mehr und mehr aus den Arbeiten der einzelnen akademischen Abteilungen hervorgehen, namentlich aber auch unseren auswärtigen Mitgliedern Gelegenheit zur Beteiligung an unsern Arbeiten geben. Die Lehrgänge dagegen sind Kurse, welche erst durch ihren Zusammenhang ein Ganzes darstellen. Wir haben es bei Aufstellen eines allgemeinen Lehrplanes nur mit diesen letzteren zu thun, weil sie allein eine systematische Behandlung der dem Hochstift gestellten Aufgabe ermöglichen. Diese Lehrgänge sollen „vornehmlich Gegenstände aus den Gebieten der Geschichte, Literatur, Kunst, Philosophie, Volkswirtschaft und allgemeinen Naturwissenschaften umfassen" (S. 4 A). Durch das „vornehmlich" ist ausdrücklich gesagt, daß auch andere Gebiete mit hereingezogen werden können; es ist aber nicht gesagt, daß jedesmal Gegenstände aus allen diesen Gebieten behandelt werden müssen: ob dies geschehen kann, wird nicht durch Vorschrift der Satzungen, sondern durch die vorhandenen Mittel bedingt; es wird und muß also freistehen einerseits auch andere Gebiete zu behandeln, andererseits aber eine Auswahl unter den hier genannten Gebieten zu treffen, je nachdem die Geldmittel und die Persönlichkeiten zur Verfügung stehen und je nachdem sich für das eine oder das andere Gebiet ein größeres Bedürfnis ergiebt. Und in der That hat die Hauptversammlung im letzten Winter auf Antrag des Akademischen Ausschusses auf das Gebiet der Naturwissenschaften

verzichtet, weil die beschränkten Mittel es nicht rätlich erscheinen ließen ein von andrer Seite in Frankfurt bereits behandeltes Gebiet gleichfalls zu bearbeiten, während die hier von keiner anderen Seite behandelten Gebiete sich als notwendiger ergaben. Dennoch sollen in den allgemeinen Lehrplan alle hier als „vornehmlich" zu behandelnden Gebiete hereingezogen werden: es wird dann bei der Aufstellung des speziellen Lehrplanes die Aufgabe eingehender Prüfung sein, in wieweit die Absichten des allgemeinen Lehrplanes im einzelnen Falle zur Thatsache werden können.

Wenn das Hochstift eine „freie Hochschule für höhere Gesamtbildung" sein soll, so ist damit ein scharfer Unterschied von den Universitäten gegeben. Diese sollen, unter Aufrechterhaltung des schließlichen Zusammenhanges aller Wissenschaften, für jede einzelne Wissenschaft doch eine Fachschule sein, auf welcher solche Männer gebildet werden, welche eben diese einzelne Wissenschaft fachmäßig, sei es praktisch, sei es theoretisch, betreiben wollen. Eine „freie Hochschule für Gesamtbildung" schließt aber von vornherein die Fachbildung als Ziel aus; sie will vielmehr die von der Fachbildung in Folge ihrer naturgemäßen und notwendigen Einseitigkeit spezialisierte Bildung zu einer Gesamtbildung erweitern und dadurch eben jenes Bewußtsein des inneren und notwendigen Zusammenhanges aller Einzelbildungen erhalten und pflegen, welches das charakteristischste Merkmal einer wirklichen Gesamtbildung ist, wenn diese nicht ein schönes Wort bleiben und ein Deckmantel für Dilettantismus werden soll.

Mit dieser Richtung auf Gesamtbildung und Ausschließung der Fachbildung ist aber auch der Charakter der Lehrgänge gegeben. Sie sollen nicht ein Wissensgebiet untersuchend und forschend mit der Absicht behandeln, den Hörer zur Weiterforschung anzuleiten, also auch nicht eine Vorbereitung für künftigen Universitätsbesuch bilden, womit in die Fachbildung übergegriffen würde, sondern sie sollen auf Grund wissenschaftlicher Forschung und Beherrschung des Gebietes die Ergebnisse der betreffenden Wissenschaft faßlich und geschmackvoll vorführen, so daß der auf

dieſem Gebiete nicht fachmäßig Gebildete einen Überblick über den Stand und die allgemeinen Ergebniſſe der betreffenden Wiſſenſchaft gewinnt. Es ſoll dabei aber nicht dogmatiſch verfahren, ſondern ein Einblick in die dieſe beſonderen Wiſſenſchaften bewegenden Fragen und die Verſuche ihrer Löſungen ermöglicht werden, ſo daß die beſondere Wiſſenſchaft als lebendig fortarbeitende Kraft, nicht als abgeſchloſſener Kodex dogmengewordener Lehrſätze erſcheint. Zu dieſem Zweck iſt es nicht nötig, daß eine beſondere Wiſſenſchaft in ununterbrochenem Zuſammenhange von Anfang bis zu Ende ihrer Entwickelung in hiſtoriſchgenetiſcher Weiſe behandelt werde; es wird ſich vielmehr empfehlen, einzelne Gebiete herauszugreifen und allmählich auf der durch ſolche Behandlung gewonnenen Klarheit und Einſicht weiter fortzubauen. Es würde alſo z. B. nicht rätlich ſein, eine Wiſſenſchaft wie die Kunſt- oder die Kulturgeſchichte ſo zu behandeln, daß bei der älteſten Zeit begonnen und dann lehrend bis zur Gegenwart fortgefahren würde. Man wird vielmehr richtiger gehen, wenn man einzelne Epochen herausgreift und dadurch die Möglichkeit gewinnt, jedesmal das zu wählen, was im gegebenen Augenblick beſonders intereſſant oder unter beſtimmten Verhältniſſen beſonders wünſchenswert erſcheint. Derartige Lehrgänge ſind aber zugleich die einzigen, für welche einerſeits die Mittel einigermaßen ausreichen möchten, für welche aber andrerſeits auch eine Zuhörerſchaft vorhanden iſt.

Soll nun dieſe Auswahl nicht dennoch planlos ſein oder wenigſtens erſcheinen, ſo wird es notwendig ſein allgemeine Geſichtspunkte aufzuſtellen, welche wenigſtens die Richtung der Thätigkeit des Hochſtiftes angeben. Das Hochſtift iſt gegründet worden an Schillers hundertjährigem Geburtsfeſte und hat ſeinen Sitz im Goethehauſe: mit Schiller und Goethe ſind ihm von vornherein ſeine Bildungsziele geſteckt. Beide ſtrebten nach einer harmoniſchen Geſamtbildung d. h. einer ſolchen, welche auf der Grundlage einer humanen Bildung den Zuſammenhang aller Wiſſenſchaft unausgeſetzt im Auge behielt. Dürfen wir beide Männer als die Repräſentanten einer umfaſſenden humanen Geſamtbildung betrachten, ſo iſt damit auch dem Hochſtift die

Richtung seiner Bestrebungen gezeigt. Alle Elemente, welche als wesentliche Bestandteile zur Erreichung einer solchen Gesamtbildung jener beiden Männer gedient haben und uns zu gleichem Zwecke dienen können, alle diese Elemente sind von ihm in seine Bestrebungen hereinzuziehen. Es haben dabei ebensowohl die verschiedenen Wissenschaften als die verschiedenen Kulturepochen ihre Stelle zu finden; es werden aber in erster Linie die Wissenschaften zu behandeln sein, welche diesen Zusammenhang zwischen den Fachwissenschaften herzustellen am geeignetsten sind und eben darum auch am meisten auf allgemeines Verständnis und Interesse rechnen können. Es werden ferner die Epochen besonders zu betonen sein, welche den Schatz unsrer heutigen Bildung zu schaffen ihr Bestes als unerschöpfliche Bildungsquelle hergegeben haben. Es möchten somit in erster Linie Philosophie, sodann Literatur und Geschichte in ihren verschiedenen Abzweigungen als Kultur-, Literatur-, Kunst- und politische Geschichte, sowie Volkswirtschaft (soziale Wissenschaften) und endlich Naturkunde zu behandeln sein. So war im eben verflossenen Winter bereits die Literatur, die Geschichte in ihren Abzweigungen als Kultur- und Kunstgeschichte, die Volkswirtschaft vertreten. Wir hoffen für das beginnende Lehrjahr den Kreis erweitern zu können, sowohl was die Gebiete als auch was die behandelten Zeitläufe betrifft.

Unser Vorschlag für das kommende Lehrjahr ist nun dieser. Wir ersuchen Sie außer Mk. 500, die als Dispositionsfonds für Lehrmittel und Reisekosten dienen, für die Lehrgänge selbst Mk. 3000 zu bewilligen — nicht weil wir diese verhältnismäßig kleine Summe für genügend hielten, sondern weil wir fürchten, daß bei der gegenwärtig obwaltenden starken Belastung andrer Konti uns nicht mehr bewilligt werden kann. Wir werden versuchen, damit möglichst haushälterisch zu verfahren, um möglichst weit damit zu kommen. Es wird wohl nicht ungerecht sein, wenn wir als Norm für die Bezahlung den Maßstab annehmen, der auch anderweitig hier in Frankfurt für wissenschaftliche Vorträge bezahlt wird, wenn sie als Teile eines größeren Lehrganges auftreten. Es ist dies Mk. 50.—

für den einzelnen Vortrag: das Honorar für den ganzen Lehrgang wird dieſe Summe multipliziert mit der Zahl der für den Lehrgang feſtgeſetzten Vorträge betragen. Nehmen wir dieſes Verhältnis an — ohne daß wir dadurch gebunden wären eventuell nicht weiter zu gehen, wodurch jedoch gleichzeitig die Zahl der Vorträge verringert würde — ſo gewähren die Mk. 3000.— die Möglichkeit 60 Vorträge zu veranſtalten. Dieſe werden ſich am beſten auf drei Vierteljahre verteilen: Oktober—Dezember, Januar—März, April—Juni. Es wird hierdurch eine Häufung der Vorträge vermieden und damit ein leichterer Beſuch ermöglicht: es kämen auf jede Woche zwei Vorträge, bei Behandlung von je zwei Fächern im Vierteljahr aber für jedes Fach auf jede Woche ein Vortrag. Es würden hiernach auf jedes Vierteljahr zwanzig Vorträge fallen, welche zwei Lehrgänge zu je zehn, oder richtiger wohl vier Lehrgänge zu je fünf Vorträgen geſtatten. Es könnten in dieſem letzteren Falle in einem Vierteljahre vier Wiſſensgebiete zur Behandlung kommen. Dadurch iſt die Möglichkeit geboten, wo es notwendig iſt, Mannichfaltigkeit eintreten zu laſſen, und, wo es die Wichtigkeit der Sache erfordert, die Behandlung eines Wiſſensgebietes durch zwei oder alle drei Vierteljahre hindurch fortzuſetzen. In dieſem letzteren Falle iſt zugleich innerhalb deſſelben Wiſſensgebietes die Behandlung verſchiedener Epochen ermöglicht. Es läßt ſich auf dieſe Weiſe den verſchiedenen Wünſchen und Bedürfniſſen entgegenkommen. Neben ſolchen Hörern, welche Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts oder mittelalterliche Kunſt behandelt ſehen wollen, wird es auch ſolche geben, welche antike Literatur oder moderne Kunſt mit beſonderem Intereſſe verfolgen; es würde ſogar geradezu zu erſtreben ſein für den Fall, daß ein Wiſſensgebiet wiederholt behandelt wird, daß alsdann eine Mannichfaltigkeit in der Wahl der Epochen einzutreten hätte. Es ließe ſich alſo z. B. der Plan machen, daß im erſten Quartal zehn Vorträge aus der Literaturgeſchichte kämen, und zwar fünf aus der neueren und fünf aus der alten Literatur; daneben zehn Vorträge über Geſchichte, fünf aus früherer, fünf aus ſpäterer Zeit; im zweiten Quartal kämen etwa je fünf Vorträge aus

älterer und neuerer Kulturgeſchichte, und je fünf Vorträge aus älterer und neuerer Kunſtgeſchichte; im dritten Quartal fünf Vorträge aus dem Gebiete der ſozialen Wiſſenſchaften, fünf aus dem der allgemeinen Naturwiſſenſchaften, zehn aus dem Gebiete der Philoſophie in zwei Lehrgängen und zwar vorzugsweiſe in hiſtoriſcher Behandlung. Es würde dabei zu erſtreben ſein, daß abwechſelnd auf je einem Gebiete ein Überblick über die neueſten Forſchungen gegeben würde. Natürlich könnte die Verteilung und die Reihenfolge auch ganz anders ausfallen: wie dies zu geſtalten iſt, ſowie die Frage ob überhaupt die betreffenden Gebiete zur Behandlung kommen, hängt jedoch nicht von unſern Abſichten, ſondern von der Geld- und Perſonenfrage ab. Über die erſtere haben Sie heute Ihr Votum abzugeben; an die zweite und damit an die Aufſtellung des Speziallehrplanes können wir erſt dann herantreten, wenn Sie durch dies Votum uns einen feſten Boden geſchaffen haben, auf dem wir unſre Thätigkeit beginnen können.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

V. Geſchäftlicher Verkehr. Perſonalien.

Während der Monate März, April und Mai 1885 wurden zwei Sitzungen des Verwaltungsausſchuſſes und zwar am 7. April und 12. Mai abgehalten. Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß trat ſiebenmal zuſammen, am 6., 9., 11. und 13. März, ſowie am 8. April, am 8. und 29. Mai.

Von den einzelnen Abteilungen hielt die für ſoziale Wiſſenſchaften während dieſer Zeit alle vierzehn Tage Mittwochs regelmäßige Sitzungen ab; die Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft wurde dreimal, am 5. und 23. Februar und 13. April, darunter einmal zu einer öffentlichen Sitzung (am letztgenannten Tage), die für Allgemeine Naturwiſſenſchaften einmal, am 8. April, zuſammenberufen.

Die Kommiſſion für Reparaturen und Herſtellungen im Goethehauſe hielt vier Sitzungen ab, am 5. März ſowie am 1., 16. und 29. April.

Von den Lehrgängen erstreckte sich der des Herrn Dr. Schnapper-Arndt mit drei Vorträgen auf die Monate März und April. Sitzungen mit Vortrag nach Satz 4 E fanden drei statt und zwar am 17. April Vormittags im Lokale der Führich-Ausstellung, am 11. Mai Abends und am 17. Mai Vormittags.

Die erwähnte, vom Akademischen Gesamtausschusse auf Antrag der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft veranstaltete Ausstellung nahm ihren Anfang am 16. April und wurde am 7. Mai geschlossen.

Das Tagebuch des Verwaltungsschreibers weist für die Monate März, April und Mai 118 Eingänge nach, denen 35 Ausgänge gegenüberstehen.

Seit Veröffentlichung des letzten Berichtes wurden 21 neue Genossen aufgenommen, 13 seitherige erklärten ihren Austritt, 10 verloren wir durch den Tod und einer ist als verschollen zu betrachten.

I. Neu beigetretene Mitglieder:

1. Herr Hermann Krone, Dozent am Kgl. Polytechnikum in Dresden.
2. Fräulein Minna Singer, Institutsvorsteherin, Hier.
3. Herr Heinrich Hanau, Kaufmann, Hier.
4. „ Emil Schwartz, Lehrer, Hier.
5. „ Adolph Müller, Kronberg i. T.
6. „ Paul Müller, Hier.
7. „ Albert Müller, Hier.
8. „ Karl Müller, Neuhof bei Gießen.
9. „ M. M. Schwarzschild, Hier.
10. Fräulein Katharina Macmillan, Hier.
11. Herr Dr. Ludwig Hecht, Rechtsanwalt, Hier.
12. „ Julius Sauer, Kaufmann, Hier.
13. „ Hermann Graul, Künstler, Hier.
14. „ Dr. W. E. Benkhard, Rechtsanwalt, Hier.
15. „ Dr. Berth. Stern, Rechtsanwalt, Hier.
16. „ K. Th. Völcker, Buchhändler, Hier.
17. „ Karl Streit, Ökonomierat, Bad Kissingen.
18. Frau Clara Daniel, Wwe. des Dr. jur. H. Daniel, Hier.

Digitized by Google

19. Herr Dr. Max Maas, Hier.
20. „ Oppenheimer-Prins, Hier.
21. „ Dr. H. Weismann, Direktor, Hier.

II. Als verstorben wurden gemeldet:

1. Dr. Carl Johann von Seidlitz, gestorben am 7. Februar 1885 zu Dorpat.
2. Fritz Heidecke, Maurermeister, gestorben am 17. October 1884 in Berlin (verspätete Meldung).
3. Ferdinand Hundhausen, Direktor der Maschinenbau-Anstalt „Humboldt", gestorben am 13. März 1885 in Kalk bei Köln a. Rh.
4. Dr. med. Reichenbach, Altona, (Todestag unbekannt).
5. Walther Freiherr von Goethe, Kgl. Sächs. Kammerherr. Dr. jur., gestorben am 15. April in Leipzig. (Bei der Beerdigung war das Hochstift durch Herrn von Loën in Weimar vertreten.)
6. Dr. med. Adelmann, Professor in Würzburg, gestorben am 16. April 1885.
7. Karl Cauer, Bildhauer in Kreuznach, gestorben am 17. April 1885.
8. Paul Ranke, Ingenieur, gestorben am 2. Mai, Hier.
9. Gustav Nachtigal, Dr. med., Kgl. Preuß. Generalkonsul in Tunis, gestorben zur See an Bord des Kanonenbootes „Möwe" bei den Kap Verdeschen Inseln am 5. Mai 1885.
10. Ferdinand Hiller, Dr. phil., Kapellmeister und Komponist, General-Musikdirektor, gestorben am 10. Mai in Köln a. Rh.

IV. Einsendungen.

No.

495. Bureau of Education, Washington:
   a) Building for the Children in the South. Washington, Government Printing Office 1884.
   b) Circulars of Information Nr. 7 u. 8. 1884. Washington, Government Printing Office 1884.

499. Baron Ferd. von Mueller, Melbourne: A Descriptive Atlas of the Eucalypts of Australia and the adjoining Islands: by Baron Ferd. von Mueller, Tenth Decade Melbourne: John Feanes, Government Printer 1884. London: Trübner and Co., and George Robertson 1884.

Digitized by Google

509. Aachener Geſchichts-Verein, Aachen: Zeitſchrift des Aachener Geſchichts-Vereins 6. Band 4. Heft. Aachen, Benrath und Vogelgeſang 1884.

512. Dr. Reinhold, München: Reue und Verſöhnung, ein milder Beitrag zur 400jähr. Geburtsfeier Dr. Mart. Luther's. Dr. Reinhold, München, G. Schuh & Co., 1883.

514. C. Ausfeld, Mühlhauſen: Das Kaiſerlied, Feſtgedicht zur Feier des 88. Geburtstages Sr. Maj. des Kaiſers Wilhelm I. von E. Carlsberg. Mühlhauſen, Ernſt Hofer.

516. Deutſche Seewarte, Hamburg: Meteorologiſche Beobachtungen in Deutſchland für 1882. 5. Jahrgang. Hamburg 1884. Hammerich & Leſſer in Altona.

525. Oberlehrer A. Caumont, Hier: Programm des ſtädtiſchen Gymnaſiums zu Frankfurt a. M. Oſtern 1885: Goethe et la Littérature française.

530. Germaniſches Nationalmuſeum zu Nürnberg:
a) Anzeiger 1. Band, 1. Heft, Jahrgang 1884.
b) Mitteilungen 1. Band, 1. Heft, Jahrgang 1884.
c) Katalog der im germaniſchen Muſeum befindlichen Glasgemälde aus älterer Zeit. Verlag des germaniſchen Muſeums. 1884.

539. Dr. Felix Hecht, Mannheim: Die Geſchäftsſteuer auf Grundlage des Schlußnotenzwanges von Dr. Felix Hecht. Stuttgart, Cotta'ſche Buchhandlung 1885.

552. Nordböhmiſcher Exkurſions-Klub, Leipa:
a) Mitteilungen 8. Jahrgang, 1. Heft, red. von Prof. A. Vandler und Prof. J. Münzberger in Leipa 1885.
b) Heinr. von Böhm. Leipa: Seperatabdruck des Programm-Aufſatzes der Komm.-Oberrealſchule zu Leipa. Leipa. Joh. Künſtner 1884.

565. Société Impériale des Naturalistes à Moscou: Bulletin Nr. 2 année 1884 sous la Rédaction du Docteur Renard. Moscou, Imprimerie de l'Université Impér. 1884.

566. Direktion der Deutſchen Seewarte, Hamburg: 5. Jahrgang (1882) der Archivmitteilungen, Hamburg. Hammerich & Leſſer 1884.

366 a—d Georg Keyl, Bockenheim: Trewendt's Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften. I. Abt., Lieferung 1, 2, 3, 18.

568. Moritz Müller ſen., Pforzheim. Ueber „berechtigte Kerne", ſowie über die Zeit, wo vielleicht „nicht mehr gewählt wird". Eine Denkanrege von Moritz Müller ſen. Pforzheim, G. Delffs. 1885.

576. Dr. Adalbert Schröter, Lauſanne: Byrons Werke, 1. Band, überſetzt von Dr A. Schröter, Stuttgart-Berlin. W. Speemann.

577. Archivrat Dr. Fried. W. Ebeling, Leipzig: Kyaw und Brühl, zwei hiſtoriſche Porträts und ein moderner Preßprozeß von Dr. Friedr. W. Ebeling. Leipzig, Theod. Fritſch, 1885.

Digitized by Google

577a. G. Loening, Hier: Goethe-Jahrbuch Band VI. Frankfurt a. M, Literariſche Anſtalt (Rütten & Loening) 1855.

577b. Dr. S. Speyer, Hier: Trauerrede nach der Beiſetzung des Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach, gehalten von Dr. Johann Friedrich Röhr, Weimar, 1828.

579. Handelskammer zu Frankfurt a. M.: Jahresbericht pro 1884. Frankfurt a. M., Selbſtverlag 1885.

583. Adolf Stoltze, Hier:
a) Eine gute Parthie, Volksſtück in 5 Aufzügen, Adolf Stoltze.
b) Das Orakel des Telephon, Luſtſpiel in 1 Aufzug, Adolf Stoltze, Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.
c) Heiterkeiten, Allerlei Humoriſtiſches, Adolf Stoltze. Frankfurt a. M. Verlag der „Schnaken" 1885.

588. Fritz Haſſelmann, München: Initialen nach den Originalen ſeiner Kunſtſammlung, Lieferung Nr. 1—10. Photographiſcher Lichtdruck von Ch. Bruch.

589. Georg Keyl in Bockenheim: Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften, Lieferungen 4–17. Breslau, Eduard Trewendt 1881.

603. Profeſſor Dr. F. A. Maercker, Berlin: Schatzkäſtlein der Braut, eine Verlobungsgabe von F. A. Maerker. Berlin, G. Hempel, 1885.

606. Wihelm Broeſel, Delitzſch: Der Charakter der Senta und ſeine ideale Darſtellung, W. Broeſel. Leipzig, E. W. Fütſch, 1885.

611. Ferdinand Wilferth, München:
a) Gedichte, Augsburg, B. Schmid 1876.
b) Adel um Adel, Schauſpiel in 4 Acten. Lindau, Wilh. Ludwig. 1871.
c) Ein Seelſorger, Volkszeitſtück. Lindau, Wilh. Ludwig, 1871.
d) Ein deutſcher Kaiſer, Schauſpiel in 5 Akten. Leipzig, Oswald Mutze. 1876.
e) Die Roſen des Referendars. Leipzig, Oswald Mutze. 1876.
f) Seine Geſchichte, Luſtſpiel in 4 Akten. Leipzig, Oswald Mutze. 1878. Ferdinand Wilferth.

Druck von Kumpf & Reis, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Zur Nachricht.

Für die Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts tritt eine Preisermäßigung von 25% ein für:

1. **Das Goethe-Jahrbuch,** Band VI: gegen Übersendung von M. 9.— und 50 Pfg. für Porto an das Bureau des Freien Deutschen Hochstifts erfolgt von diesem die postfreie Zusendung des Bandes.
2. **Quellen zur Frankfurter Geschichte,** herausgegeben von Dr. Grotefend, Stadtarchivar. Bd. 1: Chroniken des Mittelalters, bearbeitet von Dr. R. Froning. Frankfurt a. M. 1884. Carl Jügel's Verlag (Moritz Abendroth) 8. XLIV und 492 S.: gegen Übersendung von M. 7.50 und 30 Pfg. für Porto an das Bureau des Freien Deutschen Hochstifts erfolgt von diesem die postfreie Zusendung.

Ferner kann gegen freie Einsendung von 40 Pfg. an das Bureau des Freien Deutschen Hochstifts von diesem der **„Katalog zur Führich-Ausstellung"** postfrei bezogen werden.

Stanford University Libraries
3 6105 014 155 886

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California

TED IN U.S.A.

Digitized by Google